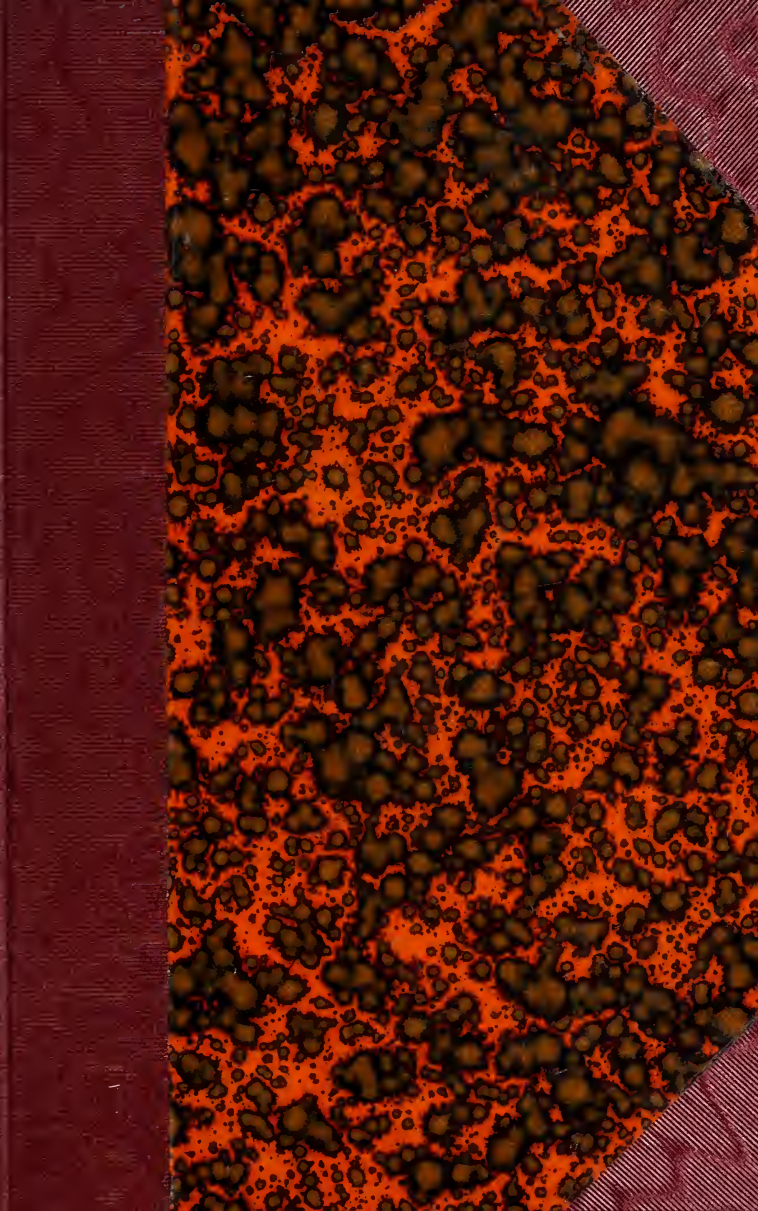

Marie Antoinette.

Aus dem Leben einer Königin

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1846.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/marieantoinettea121bela

RBR
Jonas
#1272

Vorwort.

Über eine meiner Schriften, im Genre des hier vorliegenden Buches, sagte ein Recensent, ich weiß nicht mehr wo? — das ist weder Fisch noch Vogel, weder Roman noch Geschichte.

Er glaubte damit ohne Zweifel, sehr geistreich einen Tadel ausgesprochen zu haben; indeß lag in diesem Ausspruch eine so naive Pedanterie, daß ein Freund zu mir lächelnd sagte: „es gehört in der That eine ziemliche Portion Bornirtheit dazu, nichts anderes anerkennen zu wollen, als was in das einmal hergebrachte Fachwerk paßt, — das ist ja eben die Freiheit der Dichtung, daß sie jede Fessel der Form verschmähet."

Gern gestehe ich zu, daß sowohl dieser Lebensroman: „Marie Antoinette," Königin von Frankreich, als auch meine frühern Werke dieser Art, z. B. „Andreas Hofer" (Lpz. 1838), „Don Fernando," König von Spanien (Lpz. 1842), „Don Carlos," Prätendent von Spanien (Lpz. 1842),

„Josephine," Kaiserin von Frankreich (Lpz. 1843), weder Roman, noch Geschichte, noch Biographie, noch Memoiren, nach der strengen Fachbegränzung sind, wohl aber möchte ich anerkannt wissen, daß sie von allen diesen Formen etwas haben.

Einen Roman hinzu zu dichten, wo das Leben selbst schon den Roman darbietet, hielt ich für eine so oft gemißbrauchte Störung der Hauptinteressen. Was Roman in diesen Lebensbildern ist, hat die Geschichte selbst gemacht; ich habe diesen Roman nur — gleichsam illustrirt.

Ein Geschichtswerk liefere ich nicht, denn der nächste Zweck einer belehrenden Unterhaltung verträgt nicht die pragmatische Darstellung, nicht den starren Griffel der Clio, nicht die gelehrten Citate, die oft mehr nicht nützen, als daß der Verfasser sich das Compliment macht: „Seht, welches Quellenstudium ich gemacht habe!" Die leichtere elegantere Form der Unterhaltungsschrift schwebt sylphidenleicht über die Moore, die der Historiker mühsam durchwadet.

Memoiren liefere ich nicht. Ihre Form ist zu zerrissen, um ein Gesammtbild zu geben; aber theils aus Memoiren zusammengestellt, theils durch eine die Wahrheit reproducirende Phantasie ergänzt und in sich selbst abgerundet, ist das Lebensbild, das ich gebe.

Auch eine Biographie ist es nicht. Selbst diese Form wäre zu streng für eine Unterhaltungsschrift. Nicht das gesammte innere und äußere Leben zu entfalten, nicht die Seele in ihren leisesten Regungen zu belauschen, konnte die Absicht dieser viel leichtern Gaben der Musen sein.

Meine Bestrebungen sind weit anspruchsloser, viel unschuldiger und kindlicher, wenn man will.

Ich stelle Euch das Bild der geschichtlichen Person mitten in ihre geschichtlichen Umgebungen; aber ich beseele dieses Gemälde, indem ich Alles reden und handeln lasse vor unsern Augen, wie es im Leben war.

Vollständiger sind die andern genannten Lebensromane, als dieser der unglücklichsten aller Königinnen, Marie Antoinette von Frankreich.

Sie wird erst bedeutend, als die Katastrophe ihres Lebensromans herannahte. Ihre frühern Lebensverhältnisse und Umgebungen haben nur in sofern Interesse, als sie vorbereiten auf die spätere Entwickelung und Spannung darauf erwecken.

Für diesen Zweck genügte es nur, Fragmente aus der frühern Zeit zu geben: eine Scene, welche die sittliche Versunkenheit des damaligen französischen Hofadels und die Verläumdung als eine der Hauptquellen ihres Unglücks erkennen läßt; dann

die berüchtigte Halsbandgeschichte, als Beweis von der Kühnheit der Intriguen und der Auflösung der Gesellschaft und andere Züge, die jene Zeit charakterisiren, und so sehen wir diese schöne unglückliche Königin mit dem trefflichsten Herzen und der redlichsten Gesinnung nach und nach in einen Strudel der Revolution gestürzt, aus welcher keine menschliche Macht sie wieder retten konnte.

Die tiefe Lehre, die in dieser Geschichte liegt, möge Jeder sich selbst herausfühlen; wer sie nicht erkennt, für den sind alle Zeugen der Geschichte stumm.

So viel, um nicht andere Erwartungen zu erregen, als ich hier beabsichtige: durch Gemälde aus dem Leben einer Königin unterhaltende Belehrung und die Theilnayme edler Gemüther zu gewinnen.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Roués.

Nichts ist leichter, als den Ruf einer Frau zu Grunde zu richten.

— Besonders, wenn sie schön ist —

— Und Königin dazu —

— Und so unvorsichtig, wie unsre schöne Königin Marie Antoinette. —

Diese rasche Wechselrede war von vier Hofcavalieren Ludwigs XVI. geführt, die wir nur zu nennen brauchen, um sie als die verrufensten Wüstlinge unter dem sittenlosen, französischen Hofadel jener Zeit zu bezeichnen. —

Der eine war der Cardinal Prinz Louis Rohan, aus einem so hohen Hause, daß er gleich nach den Prinzen von Geblüt seinen Rang einnahm; derselbe, der als Gesandter in Wien seine diplomatische Laufbahn so glänzend, zugleich aber auch mit solchen Ausschweifun-

gen begonnen hatte, daß er sich den Unwillen der Kaiserin Maria Theresia zuzog. —

Der Prinz Rohan war damals mit unglaublichem Luxus aufgetreten. Seine beiden Staatswagen hatten 40,000 Livres gekostet. Malerei, Stickerei, Sculpturen und Goldarbeiten waren daran bis zur Ueberladung verschwendet. Sein Marstall enthielt funfzig der schönsten und edelsten Pferde. Edelleute und Pagen versahen bei ihm den Dienst im Vorzimmer. Seine Leute waren mit Gold und Silber ganz bedeckt; seine Kapelle ging roth mit goldenen Tressen, und vier Gesandtschaftscavaliere, so wie vier Secretaire mit königlicher Bestallung machten sein Gefolge aus.

Prinz Rohan war noch sehr jung und vergnügungssüchtig. Täglich hielt er glänzende Tafel — ein damals in Oestreich seltener Prunk — an Jagdpartheien und andern verschwenderischen Festen überbot er die reichsten Magnaten. Große Summen waren auf diese Weise bald durchgebracht — allein der unermeßliche Credit einer der reichsten Familien Frankreichs wußte immer wieder neue Hülfsquellen zu eröffnen. — Zu diesen gehörte unter Andern auch ein sehr unrechtliches Mittel, wodurch er nicht allein die Kaiserin, sondern auch alle Gesandten anderer Mächte beleidigte. Er hatte nämlich das Vorrecht der Gesandten, steuerfrei ihre Bedürfnisse einzuführen, so unverschämt benutzt, daß sein Haushof-

meister für Rechnung des Prinzen förmlich die Geschäfte eines Großhändlers mit französischen Waaren trieb, so daß ihm allerdings bedeutende Summen aus diesem Handel zuflossen, die er dann wieder in einer Nacht am grünen Tische verlor.

Der Kaiserin, die durch ein specielles Verbot den französischen Gesandten nicht beleidigen wollte, blieb daher nichts übrig, als das ganze Privilegium der Gesandten, den Bedarf ihres Hauses steuerfrei einzuführen, aufzuheben. — Daß sich dadurch Rohan, den man als Urheber dieser Maßregel kannte, bei allen Höfen Europas nicht beliebt machte, läßt sich denken.

Aber auch bei der Königin Marie Antoinette sollte er in Ungnade fallen.

Prinz Rohan war damals Coadjutor seines Oheims, des Bischof von Straßburg, und voll Hoffnung, Großalmosenier von Frankreich zu werden.

In dieser Beziehung schrieb einst die Kaiserin an den Baron von Breteuil, den Rohan vom Wiener Gesandtschaftsposten verdrängt hatte, um selbst diesen Posten einzunehmen:

— Ihr Nachfolger, mein lieber Baron, konnte Sie zwar ablösen, aber nicht vergessen machen. Wird dieser schöne Herr einst Bischof sein, so paßt für ihn die Bezeichnung: der mit der Mitra bekleidete Hänfling. — Welche Ausgelassenheit! ich schäme mich seiner der Na-

tion wegen, über die meine Tochter zu regieren berufen ist. Gott behüte mich aber vor dem Gedanken, er habe seine Manieren am französischen Hofe gelernt; überdies sind mir Personen unangenehm, deren Benehmen mit ihrem Stande im Widerspruche steht. Können Sie sich einen galanten Geistlichen vorstellen, der sich an Orten herumtreibt, die ich nicht zu nennen wage und vom Altar hinweg auf die Jagd geht? — denn das sind die Gewohnheiten Seiner häuslichen Hoheit (altesse domestique) — wie spaßhaft genug, ich weiß nicht welcher geistreiche Mann die Rohans und Bouillons titulirt hat. — Befürchten Sie nicht, daß ein solcher Mensch Ihnen mein Wohlwollen entziehe. Die erste Gunst, die ich vom Könige, meinem Vetter, verlangen werde, wird die Befreiung von diesem Ungethüm sein, und daß Sie meiner alten und beständigen Freundschaft zurückgegeben werden. —

Natürlich wußte man der Königin Marie Antoinette diesen Brief — der eigentlich für sie geschrieben war, in die Hände zu spielen.

Noch mehr:

In einem vertraulichen Briefe an den damaligen Minister Herzog von Aguillon hatte der Prinz sich über den Character der Kaiserin folgendermaßen geäußert:

— Ich habe Maria Theresia wirklich Thränen über das Mißgeschick des unterdrückten Polens vergießen sehen;

allein diese Fürstin, geübt in der Kunst, sich nicht durchschauen zu lassen, scheint mir berechnete Thränen zu weinen. In der einen Hand hält sie das Tuch, mit dem sie ihre Thränen trocknet, mit der andern faßt sie nach der Konstitution, um die dritte der theilenden Mächte zu werden. —

Damals war Marie Antoinette noch Gemahlin des Dauphins von Frankreich; mit unverzeihlicher Indiskretion hatte der Minister der herrschenden Maitresse Ludwigs XV. davon vertrauliche Mittheilung gemacht, und diese, um die Dauphine zu ärgern, spöttelte darüber im vertraulichen Cirkel des Königs, beschuldigte die Kaiserin der Heuchelei und las zum Beweise den gedachten Brief des Gesandten am Wiener Hofe vor.

Da an Höfen nichts verschwiegen bleibt, so trug man sogleich am folgenden Tage diese Geschichte der Dauphine zu.

Ihr Unwillen gegen Rohan erreichte dadurch den höchsten Grad. Es kam noch hinzu, daß ihre vertraute erste Kammerfrau — Frau von Campan — ihr einen frühern Zug von Frechheit dieses übermüthigen Prinzen erzählt hatte, der sie noch tiefer gegen ihn erbittern mußte.

Die Dauphine beschwerte sich darüber beim Könige, der ihr die völlige Ungnade Rohans verhieß.

Aber dessen Familie war zu mächtig und angesehen, um ihn nicht schonen zu müssen. Selbst das Amt eines Großalmoseniers von Frankreich konnte ihm, aus diesem Grunde, später nicht entgehen. Es läßt sich aber denken, daß später, als Marie Antoinette Königin wurde, ein solcher Mensch keine Gnade vor ihren Augen finden konnte.

Ihn vom Hofe gänzlich zu verweisen, war aus jenen Rücksichten unmöglich; man konnte ihm nur auf feinere Weise seine Ungnade fühlen lassen; Rohan aber war viel zu stolz, um diese Ungnade eingestehen zu wollen. Er gab sich vielmehr gern das Ansehen, als ob er mit seiner schönen Königin im Geheim auf vertrautem Fuße stehe und daß es nur übertriebene Vorsicht und Diskretion sei, wenn Marie Antoinette ihn öffentlich zu vernachlässigen scheine. —

Dieses Bestreben, als ihr Vertrauter zu gelten, hatte später die unglückliche Halsbandsgeschichte zur Folge, welche weiterhin erzählt werden soll.

Uebrigens gab es damals in Versailles keine Person, die mehr von Hochmuth aufgeblasen gewesen wäre, als dieser Großalmosenier von Frankreich — keine aber auch, die mehr als er — eine vollständige Null am Hofe, so wie in der Politik gewesen wäre.

Gleichwohl war der Cardinal Rohan, vermöge seiner Verschwendung und Ausschweifungen, der Mittelpunkt aller geheimen und halb öffentlichen Orgien des damaligen französischen Hofadels, die verrufensten Roues aus den höchsten Ständen bildeten gleichsam seinen Hof. —

So sehen wir eben — als das oben angedeutete Gespräch begonnen wurde, den Herzog von Chartres (Sohn des Herzogs von Orleans) und dessen Günstling, den famösen Verfasser des Romans: „les liaisons dangereuses, Herrn Chandeslos von Laclos, der eben so geistreich als tapfer, aber zu Ausschweifungen geneigt, das vollkommne Abbild seiner eignen Romanhelden war. Seine Liebenswürdigkeit und seine Laster hatten zur Folge, daß man ihn zugleich suchte und mied. Ferner den Herzog von Fronsac — der erste Kammerherr der Königin Marie Antoinette, der, jetzt schon gereift an Jahren, sich doch immer noch mit Vergnügen der tollsten Ausschweifungen seiner Jugend erinnerte, und den Herzog von Lauzun.

Es war schon spät nach Mitternacht. — Der vertraute erste Kammerdiener des Cardinals, dessen marmorkalte Gesichtszüge nicht den leisesten Antheil an der jetzt interessant werdenden Unterhaltung verriethen, credenzte Champagner.

Uebrigens saßen diese fünf Herrn an einem mit grünem Tuch belegten Spieltisch. — Seine Eminenz hatten Bank ausgelegt, wie die Goldhaufen an seiner Seite vermuthen ließen; vor den übrigen Mitspielern lagen Karten und ebenfalls Goldstücke, von denen auch einige auf den persischen Fußteppich hingerollt waren, der den Boden bedeckte — ohne daß man sich die Mühe nahm, sie wieder aufheben zu lassen. — Vor dem Einen lag Coeur-Dame, vor dem Andern ein, dem Könige gebogenes Paroli, dort sogar Treff-Bube, dem ein Septleva die Form eines Kameelrückens gegeben hatte. — Offenbar schien einige Uebersättigung an der Unterhaltung des Spiels eingetreten zu sein, die wohl zuletzt die Menschen befällt, welche, im gewohnten Besitz unermeßlicher Reichthümer, bald jedes Vergnügens überdrüssig werden — oder war es Interesse am eben angeregten Gegenstande des Gesprächs — kurz — die Karten ruhten, die vier Cavaliere tranken Champagner und gaben sich in aufgeregter Stimmung ihren pikanten Plaudereien hin — das einzige, was noch für entnervte Wüstlinge, wie diese Grand-Seigneurs waren — einigen Reiz gewähren konnte. —

Uebrigens verrieth die jetzt vollständig zerstörte Toilette aller Theilnehmer dieser Lucubration, daß es sich hier nur noch darum handelte, nach Beendigung eines Hofballes den Rest der Nacht vollends todtzuschlagen —

wie sich Lebemänner darüber ausdrücken. — Da sah man über einem vergoldeten Lehnsessel das mit Hermelin besetzte Purpurgewand des Cardinals und den Cardinalshut mit seinen Schnüren und Tressen am Boden liegen — als habe dieser geistliche Tand keine Macht mehr über das Herz eines Prinzen, der mehr der Welt, als dem Himmel angehörte. Er selbst saß — um in der schwülen Sommernacht ein gutes Beispiel vom Abstreifen aller Etikette zu geben, in weiten batistenen Hemdsärmeln mit schwarz seidnen Unterkleidern und rothen Strümpfen am Spieltisch — auch der Herzog von Chartres hatte seine mit Goldstickereien überladene Uniform eines Generals der Garde auf den Boden geworfen; der Dichter aber hatte seine Artillerie-Uniform nicht ausgezogen; denn bei aller Familiarität jener hohen Herrn, war er doch klug genug, niemals den Respekt aus den Augen zu setzen. — Uebrigens hatte er die Halsbinde, wie die Knieschnallen gelöset, um das kochende Blut leichter circuliren zu lassen, und das gepudert gewesene Haar war zerzaust und rauh. Dem Herzog von Lauzun hing das Hofkleid, mit Knöpfen, die von Diamanten blitzten, nur noch auf dem einen Arme. Nur der Herzog von Fronsac — eine kleine zierliche Figur mit feinen Gesichtszügen, die bei einem ziemlich vorgerückten Alter noch trefflich conservirt waren, hatte mit stutzerhafter Sorgfalt sowohl den Puder in der Frisur, als die

Schminke auf den Wangen erhalten; nur da, wo er mit den Fingern die Puderstäubchen auf dem violetten Sammtkleide nicht abschnippen konnte, hatten sich diese beträchtlich angesammelt. Uebrigens machte der Herzog von Fronsac seinem Amte als Oberkammerherr der Königin Ehre durch den Geschmack und die Eleganz seiner Hofkleidung.

Doch ehe wir fortfahren, das Gespräch dieser drei Edelleute zu berichten, sei es erlaubt, noch einige Notizen über ihre Persönlichkeit mitzutheilen.

Der Herzog von Fronsac war der Königin unangenehm, nicht bloß wegen seines Rufes als herzloser Libertin, sondern auch ganz besonders wegen des unbeugsamen Eigensinns, womit er als Oberkammerherr auf der kleinsten Regel der alt hergebrachten, eben so lästigen als lächerlichen Etikette bestand; als die Königin in Klein-Trianon sich ein freies idyllisches Schäferleben im Geschmack jener Zeit geschaffen hatte und dabei nichts wissen wollte von Kammerherrn und Oberhofmeisterinnen, protestirte er so lebhaft dagegen, daß er sich eine unangenehme Zurechtweisung von Seiten der Königin zuzog. Beide Theile brachten ihre Beschwerde vor den König und es würde um die Stellung des Oberkammerherrn am Hofe geschehen gewesen sein, wäre er nicht der Sohn des einflußreichen Marschalls Herzog von Richelieu gewesen.

Ueberhaupt stand der übermüthige Adel in Frankreich damals so hoch, daß weder Parlament, noch der König es wagten, ein Mitglied aus so hoher Familie, selbst für den gottlosesten Frevel, zur Verantwortung zu ziehen. Und eben aus dieser Strafloſigkeit, bei dem Beispiel von Sittenloſigkeit, das die französischen Könige vor Ludwig XVI. gaben, entstand jene heillose Zügelloſigkeit des französischen Hofadels, welche das Volksgefühl empörte und später die Guillotine — selbst an den Unschuldigsten — so furchtbar rächte.

Einen noch versteckteren Charakter hatte der Herzog von Chartres — ein Prinz von Geblüt aus der jüngern Linie des Hauses Orleans. Sein Vater, der Herzog von Orleans, lebte noch. Er war derselbe, der in der Revolution eine so schmähliche Rolle spielte und unter dem Namen Egalité für den Tod des Königs stimmte — später aber selbst das Schaffot besteigen mußte.

Wir werden ihn handeln sehen und dadurch mit seinem Charakter näher bekannt werden.

Nach einer Pause sprach Laclos: Uebrigens ist der Ruf unserer schönen Königin längst zu Grunde gerichtet — auf Ehre, meine Herrn, — ich sage es hier en confidence — und bin bereit, es jederzeit mit der Spitze meines Degens zu vertheidigen — es ist nichts mehr daran zu verderben. —

— Was kann eine Dame ihres Ranges auch für Schonung erwarten — fuhr der Herzog von Chartres mit einem wahrhaft diabolischen Lächeln fort — die Nachts sich verkleidet auf den Straßen umhertreibt — incognito nur von einer Dame begleitet, Maskeraden besucht und erkannt wird, obwohl sie die Vorsicht gebraucht hatte, die königliche Livree ihrer Diener unter graue Oberröcke zu verstecken und sich statt der Hofequipage eines Fiakers zu bedienen? —

Dagegen muß ich vermöge meines Amts protestiren — entgegnete der kleine Herzog von Fronsac; — sobald sich eine Königin über die Etikette hinwegsetzt, ist sie nicht mehr Königin und für alle Galanterieen, die sie sich in ihrem Incognito etwa erlauben sollte, kann sie als Königin nicht verantwortlich gemacht werden. Darum, meine Herren — stoßen wir darauf an: Ehre der Königin! —

Keiner von den andern dreien ging auf diesen Toast ein, der Herzog von Chartres trank mit einem vielsagenden malitiösen Lächeln sein Glas Champagner für sich aus; der Cardinal Rohan entgegnete:

— Wer, wie gewisse Personen, die ich aus Bescheidenheit nicht nennen mag, das Glück und die Ehre hat, ganz im Geheim zur Intimité der Königin zuge-

lassen zu werden, weiß wohl am besten, was er von ihrer scheinbaren Zurückhaltung vor den Leuten zu halten hat. —

— Seine Eminenz — spöttelte Lauzun — scheint eine besonders lebhafte Phantasie zu haben, um sich ein Glück zu träumen, das nie in der Wirklichkeit existirt — von ihm wenigstens hat die Königin noch keine Geschenke angenommen, wie von gewissen andern Personen, die ebenfalls durch ihre bekannte Bescheidenheit gehindert werden, sich begünstigt zu nennen. —

— Er spielt auf die Geschichte mit der Reiherfeder an — bemerkte der Herzog von Chartres — unser Herr von Lauzun leidet immer an Erstickungszufällen, wenn er sich einer Bescheidenheit rühmt, die stets mit einer Indiscretion zu endigen pflegt.

— Erzählen Sie, Lauzun — erzählen Sie — rief der Cardinal in übermüthiger Weinlaune — ich liebe es nicht, Leichen zu sehen und will nicht die Schuld tragen, daß unser ehrenwerther Herzog an verhaltenen Geheimnissen stirbt. —

Alle lachten; indeß der Herzog von Lauzun ließ sich nicht irre machen. Er erzählte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt:

— Da es einmal der Wunsch meiner Freunde ist, daß ich die Geschichte von der Reiherfeder erzähle, und wir hier ganz unter uns sind; so will ich kein Beden-

ken mehr tragen — indeß noch einmal, meine Herren, — keine Indiskretion; ich rechne in einer so delikaten Sache auf Ihre strengste Verschwiegenheit.

— Wir schwören! — riefen alle einmüthig mit angenommener Feierlichkeit, unter welcher sich kaum der heillose Spott mit dem Heiligsten zu verbergen wußte.

Nun erzählte der Herzog von Lauzun vielleicht schon zum funfzigsten Male:

— Unsre schöne Königin sah mich oft bei den vertraulichen Soupers des Königs oder bei Prinzeß von Guemenée. Ich darf gestehen, ohne meine bekannte Bescheidenheit zu verletzen, daß ihre Majestät mich auszeichnete. — Was will das sagen — werden Sie meinen — sie wird sich der berühmten Ahnen der Lauzuns — des Ansehens seines Vaters, des Herzogs von Biron, sowie überhaupt der Verdienste und Reichthümer des Herzogs von Lauzun, erinnert haben. — Fehlgeschossen, meine Herren, — die Königin ist mehr Weib, als Fürstin; ihre schönen Augen sehen mehr auf den Werth des Mannes, als auf seinen Rang — und ich war damals noch jung — und wie ich, ohne meine bekannte Bescheidenheit zu verletzen, gestehen darf — ein schöner, wohlgemachter Mann, der so ein eigenthümliches — je ne sais quoi — in seinem ritterlichen Wesen hatte, das gewohnt war, bei schönen Frauen unwiderstehlich zu siegen; ein Blick aus meinen flammenden Augen und —

foi de gentilhomme, meine Herren — die Sprödeste war überwunden. —

— Wir sind Ihnen sehr verbunden, Herr von Lauzun, sprach der Herzog von Chartres mit Ironie — für dieses glänzende Selbstlob, womit auf einmal jeder Zweifel an Ihrer Liebenswürdigkeit verschwunden ist. —

— Sehr verbunden, mein Prinz, — sprach Lauzun, indem er sich mit möglichster Grazie verneigte — im übrigen werden die Herren zugeben, daß das Bewußtsein, solche Eigenschaften zu besitzen, auch Selbstvertrauen giebt. Ich hatte daher bald keinen Grund mehr, daran zu zweifeln, daß eben diese Eigenschaften einigen Eindruck auf das Herz der hohen Frau gemacht hatten. — Bald sollte ich davon Beweise erhalten; einst erschien ich am Hofe in der vollen Uniform der Garde du Corps — deren Obrister ich bin — eh bien! — die weiße Uniform, der vergoldete hell polirte Küraß und besonders der Helm mit der Reiherfeder, die von einer diamantnen Agraffe gehalten wurde, standen mir so zu sagen superb. —

Noch immer, Herr Herzog, — noch immer — sprach der Cardinal, indem er dem eitlen Cavalier ein ironisches Compliment machte — Sie sind — noch immer der schönste Mann in der ganzen französischen Armee. — Ah! sehr verbunden! — indeß, meine Eminenz sagt mir damit nichts neues; doch hören Sie weiter: —

Es war aber auch eine weiße Reiherfeder, die dem Turban eines Sultan Ehre gemacht haben würde. Allgemein war die Bewunderung derselben; auch die Königin sagte mir ein Compliment darüber. Wenn ich sage: sie machte mir ein Compliment wegen meiner Reiherfeder — gut, so will das sagen, sie bewunderte dieselbe. — Eine Reiherfeder bewundern, die ich trage, heißt mich selbst bewundern. — Wie, meine Herren, — habe ich recht in dieser Voraussetzung? —

Es ist die vollkommenste Logik, worauf sie sich gründet — versetzte Chartres.

— Nun wohl — so hören Sie, was weiter geschah. — Einige Tage später befand ich mich wieder im Salon der Frau von Guemenée, und diese Dame, die das Glück und die Ehre hat, zur Intimité der Königin gezogen zu werden, sagte mir leise mit halbem Lächeln: — Ist Ihnen wohl die weiße Reiherfeder, welche Sie vor einigen Tagen auf dem Helme stecken hatten, sehr ans Herz gewachsen? — Die Königin ist vom Verlangen nach dem Besitz derselben außer sich; würden Sie ihr wohl die Feder abschlagen?

Gnädige Frau — antwortete ich, — nie würde ich es gewagt haben, sie der Königin anzubieten; indeß würde ich mich sehr glücklich fühlen, wenn sie geruhte, dieselbe von Ihnen anzunehmen. — Ich schickte sogleich einen Courier nach Paris und ließ die Feder holen;

die Herzogin von Guemenée übergab sie der Königin schon am folgenden Abend, und ich war so glücklich, zu bemerken, daß schon beim Diner des folgenden Tages die Königin diese prachtvolle Reiherfeder trug — und nicht genug, mir diese Ehre zu erweisen, machte sie mich noch darauf aufmerksam, indem sie mit ihrem bezaubernden Lächeln mich fragte: „Nun, Herr Herzog, wie gefällt Ihnen mein Kopfputz?“ — Es war eine seltsame, höchst delikate Situation, worin ich mich befand. Lobte ich die Feder, so lobte ich mich selbst; lobte ich sie nicht, so konnte das als eine Mißbilligung des Geschmacks der Königin aufgenommen werden. — Mir blieb daher nichts übrig, als durch eine stumme Verneigung der Königin meinen Dank abzustatten. —

— Indeß — unterbrach ihn der Cardinal mit etwas Malice — hat man noch eine andere Lesart über diese interessante Geschichte. Man will aus guter Quelle wissen, daß die Königin nur, vermöge ihrer bekannten Herzensgüte, dem Herrn von Lauzun etwas Angenehmes über jene Reiherfeder gesagt habe, weil sie nicht habe glauben können, daß er auf den Einfall kommen werde, es zu wagen, ihr diese Feder zum Geschenk anzubieten. Als dieses dennoch zu ihrem gerechten Mißfallen geschehen sei, habe sie es doch nicht gewagt, ein Geschenk abzulehnen, was sie sich gewissermaßen zugezogen hatte, und in der Verlegenheit, was sie ihm

dafür wieder schenken solle, indem es von Einigen für zu viel, von Andern für zu wenig gehalten werden könne, sei endlich im Rath der Königin der Beschluß gefaßt, daß sie diese Feder einmal tragen solle — und dann nie wieder; und so sei der eigentliche wahre Hergang einer Geschichte, die man so lange gedreht hat, bis eine skandalöse Anekdote daraus geworden sei. —

— Ich kenne diese neidische Verkleinerung meines Ruhms — entgegnete Lauzun mit einiger Verstimmung, — indeß kann ich darauf dienen. Der alte Herzog von Coigny hatte diese Reiherfeder bemerkt und die für mich so schmeichelhafte Aeußerung der Königin darüber gehört. Er erlaubte sich daher zu fragen, woher sie denn diese schöne Feder habe. Darauf antwortete die Königin mit sichtbarer Verwirrung: Herr von Lauzun hat sie der Frau von Guemenée von seinen Reisen mitgebracht. — — Nun, meine Herren, — sagt das nicht schon Alles? — Die Königin, in Verwirrung bei der Erwähnung meines Geschenks — läßt sich zu einer Nothlüge herab; was will das sagen? — eine Intrigue zwischen der Königin und meiner Wenigkeit? — Ich erkenne sogleich ihre wahre Intention — fasse Muth und bitte schon am folgenden Tage um die Gnade — einer Privataudienz. — Die Königin — das wußte ich — konnte sie meinem Range nicht abschlagen — und — dem Kühnen hilft das Glück! — So dachte ich! Wenige Augenblicke nach

meinem Eintritt in das Sprachzimmer öffnet sich die Thür, die Königin erscheint in der andern Thür — ich fasse Muth, und eben im Begriff, meine Knie zu beugen und ihr eine feuerige Liebeserklärung vorzudeclamiren, die mir Carrel, der erste tragische Schauspieler, vor dem Spiegel eingeübt hatte — tritt sie mir einen Schritt entgegen und ... doch ich fühle mich unfähig zu einer so ungeheuern Indiscretion — wer auf solche Weise Gnade gefunden hat vor den Augen einer so hohen Frau und immer noch zu den heimlich begünstigten sich rechnen darf ...

— Der muß den Verstand verloren haben, mein geehrter Freund — unterbrach ihn, mit der trockensten Miene von der Welt, der kleine Herzog von Fronsac — wenn er glaubt, daß wir andern, vermöge unsers Amtes, nicht besser unterrichtet sind. Das Wahre an der Sache ist, daß an jenem Tage, wo die Königin die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, jene Reiherfeder zu tragen, der greise Herzog von Coigny, der in Sachen des Anstandes und der Ehre kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, im vertrauten Abendzirkel der Königin halblaut zu Frau von Polignac, der Freundin der Königin, so daß es diese hörte, sagte: Ich finde es sehr unbescheiden, das Benehmen des Herrn von Lauzun; es giebt nichts Lächerlicheres und Unanständigeres, als seine Art, mit der Königin umzugehen. Es ist eben so unerhört von

ihm, öffentlich den Liebhaber Ihrer Majestät spielen zu wollen, als es zugleich unglaublich ist, daß sie dieses gut geheißen habe. — Was sagen Sie dazu, Herr von Lauzun? —

— Nun, ja — es sollen dergleichen Reden gefallen sein; — indeß, ein geübter Feldherr sieht darin nichts, als eine gemalte Batterie, von der kein Feuer zu erwarten ist — die blos aufgestellt wird, um eine verdeckte Approche zu maskiren; denn, wer wie ich, der Königin gegenüber, im Begriff, eine Liebeserklärung zu machen, so ...

— So eclatant abgewiesen wurde — ergänzte der Herzog von Fronsac lachend, wird wenig Glauben finden, wenn er sich eines Sieges berühmt ...

— Aber, mein Himmel, — auf Ehre! — umgekehrt — entgegnete Lauzun mit sichtbarer Verwirrung — man hat seine Feinde, seine Neider. — Ich versichere auf Cavalierparole ...

— Mein Herr Herzog — nahm Fronsac das Wort — ich möchte mir erlauben, Sie einzuladen, nicht so leichtsinnig Ihre eigene Ehre in die Schanze zu schlagen, als die der Frauen, die das Glück haben, von Ihnen geliebt zu sein. — Zufällig war eine achtbare Dame meiner Bekanntschaft im Vorzimmer des Salons, worin Sie die Audienz der Königin erwarteten — und diese erzählte sehr glaubwürdig: die Königin habe bei

Ihrem Anblick ausgerufen: „Fort, mein Herr!" — und Sie, der Ritter von der traurigen Gestalt, hätten sich tief verbeugt und zurückgezogen. —

— Ha — das ist Verläumdung! — rief er, — das ist ein Streich von der Frau von Campan — meiner unversöhnlichsten Feindin! —

— Ja, Frau von Campan — die erste Kammerfrau der Königin, eine Frau, die im Rufe der Wahrheitsliebe steht — sie erzählte Jedem, der es hören wollte: nach diesem eclatanten: „Fort, mein Herr!" habe die Königin zu ihr gesagt: „Nie soll mir dieser Mensch mehr vor die Augen kommen!" — Nun, was sagen Sie dazu? —

— Ich [illegible]rüber — rief er höhnend und warf heftig das Glas, dessen Inhalt er in einem Zuge ausgetrunken hatte, auf den Boden; — ja — ja! — zugestanden — sie hätte mich schnöde abgewiesen — was wäre mir schlimmeres passirt, als allen den Herren, mit denen ich die Ehre habe, die Ungnade der Königin zu theilen — auch schon auf diese oder jene Weise widerfahren ist? — Solche Zurückweisung verdient Rache — welche andere Waffen haben wir dagegen; wohlan denn, meine Herren, — schwören wir, daß jeder von uns das Seinige dazu beitrage, den guten Ruf dieser spröden, grausamen Königin zu untergraben. — Wahrlich — schloß er — es ist so leicht, den guten Ruf einer Frau

zu G[illegible] zu richten. Jeder von uns hat davon schon S[illegible] gegeben — keiner aber es so zur Meisterschaft [illegible]cht, wie unser Freund Laclos. — Doch dazu gehört eine Geschichte. —

— Das wird eine seiner köstlichen Eulenspiegeleien sein, worauf er sich so viel einbildet — lächelte der Herzog von Chartres. —

— Die Geschichte — die Geschichte! — riefen die Andern. —

Laclos strich sich wohlgefällig das glatt rasirte Kinn, lächelte vor sich hin und erzählte. Es war eine Büberei, die er erzählte, aber mit einem Tone, als habe er sich einer Heldenthat zu rühmen.

— Man hatte einmal am Hofe die Laune gehabt — erzählte unser geistreicher Laclos — mich zu einem Regimente in der Provinz zu versetzen; vermuthlich, um mich für einige Etourderien zu bestrafen, die eben in nichts schlimmerm bestanden, als daß ich von mir sagen konnte — wie Julius Cäsar — ich kam, sah und siegte! — Doch genug — kaum am Orte meines Exils angekommen, trete ich in ein Kaffeehaus, um mich vorläufig zu orientiren über den Gegenstand, der mich am meisten interessirte. Mehrere junge Offiziere saßen am Tisch und sprachen, wie gewöhnlich, über Pferde, Hunde und Mädchen; da fragte ich natürlich nach dem Zustande der Galanterie des Landes. — Nun gut; in solchen

Dingen bleibt ein Lieutenant keine Antwort schuldig. Man nannte mir mehrere Frauen, die ihren Ruf der Discretion dieser Herren anvertraut hatten und von denen sie nun sehr geläufig hübsche Dinge erzählten.

— Giebt es nichts, als diese Damen? — fragte ich im Tone eines Parisers, der sich merken läßt, daß es in der Provinz nichts geben kann, was seinen verwöhnten Geschmack zu befriedigen vermöchte. —

— Außerdem — war die Antwort — noch eine bezaubernde Schönheit, die Güte des Herzens mit Tugend und Sittlichkeit verbindet, deren Ruf eben so rein ist, wie ihr wunderschöner Teint und ihr klares Auge voll Glück und Wohlwollen.

— Wie alt ist sie? —

— Zwei und zwanzig Jahr — mein Herr —

— Und hat keinen Liebhaber? —

— Die Verläumdung selbst würde sich hier gezwungen sehen, zu schweigen. —

— Noch unverheirathet? —

— Nein — seit zwei Jahren Gattin — aber eine glückliche Gattin, im vollen Sinne des Wortes — die ihren reichen und liebenswürdigen Gemahl anbetet und von ihm wieder vergöttert wird. — Sie ist ebenso glückliche Mutter eines reizenden Kindes. —

— Genug, meine Herren! — Sie sollen wissen, daß für einen Don Juan meiner Art gerade in der

Größe der Schwierigkeiten das Vergnügen liegt, sie zu überwinden; — daß ich zu viel geliebt und genossen habe, um an leichten Siegen noch Geschmack finden zu können — mit einem Wort — ich parire vierzig Flaschen Champagner erster Qualität, daß diese keusche Schönheit noch vor Ablauf von vierzig Tagen, in einem jener verrufenen Häuser, die man in guter Gesellschaft nicht gern nennt, mit ihrem unterthänigsten Diener sich befinden wird. —

Da erhob sich ein ungeheuerer Widerspruch. Man eiferte gegen diese Anmaßung. Ich blieb indeß bei meinem Vorschlage und man einigte sich endlich dahin, daß jeder der vier Anwesenden zwölf Bouteillen Champagner gegen mich wettete. Ich lud sie vorläufig zum Frühstück ein, wozu sie den Champagner zu liefern haben würden. Uebrigens gaben sie sämmtlich ihr Ehrenwort, zu schweigen und mich nach Belieben handeln zu lassen. — Damit war nach meiner Ueberzeugung die Wette schon mehr als halb gewonnen.

— Ich ließ mich natürlich, so bald als möglich, dem Vater und dem Gemahl der Dame vorstellen, die in den höhern Kreisen der Gesellschaft lebten und sehr geachtet und angesehen waren. Es läßt sich denken, daß ich alle Liebenswürdigkeit eines Pariser vom feinsten Ton spielen ließ, um mich bei der Dame zu insinuiren; diese war in der That so reizend, liebenswürdig und von

einer so unbeschreiblichen Herzensgüte, daß ich, auf Ehre, ganz im Ernst in sie verliebt wurde und nichts sehnlicher wünschte, als zu reüssiren; allein hier war, wie ein dicker Bierbrauer sagen würde, Hopfen und Malz verloren. Wahrhaft tugendhafte Frauen haben oft eine Art abzuweisen, die selbst den Zudringlichsten fern zu halten weiß. Ich kenne das, und jedesmal, wenn ich in ihr Haus eintrat, dachte ich an die Inschrift über Dantes Höllenpforte: „Ihr, die Ihr hier eintretet — laßt jede Hoffnung draußen!" —

— So verlief ein Tag nach dem andern — ich sah das Ende der vierzig Tage, die Zahlung von 48 Flaschen Champagner und was mir mehr als Alles galt, das Hohngelächter meiner Herren Kameraden, so wie den Verlust meines Rufs, als erster Roué von Paris, entgegen. — Da faßte ich einen desperaten Entschluß. In meiner Verzweiflung wollte ich wenigstens den Schein eines Triumphs retten; allein, wie war das möglich? endlich fand ich einen Ausweg.

Auf meine Veranlassung kam ein armes Weib zu der Frau von N..., so hieß die spröde Fee — die bekannt dafür war, daß sie gern half, wo es zu helfen gab — und klagte ihr unter tausend Thränen und Haarausraufen, ihr Gatte wolle sie und ihre Kinder verlassen. Sie beschwor die gute Frau, sich ins Mittel zu legen und den Ehefrieden wieder herzustellen, da sicher nur

Mißverständnisse ihren Mann so aufgebracht hätten, daß er von ihr kein Wort der Vertheidigung anhören wolle.

Die gute Dame ahnete nichts Arges. Sie machte sich verbindlich, die arme Frau persönlich in ihre Wohnung zurückzuführen, an dem Tage, an welchen deren Mann von seiner Reise zurückkehren würde, um sie zu verstoßen. — Tag und Stunde waren verabredet und ich erhielt für einige Louisd'ors getreulichen Bericht darüber. —

— Ich hätte mich — fuhr Laclos fort und hielt dem einschenkenden Kammerdiener sein Campagnerglas hin — mit diesem Siege über ihren Ruf begnügen können; allein das Verbrechen, gegen mich spröde gewesen zu sein, verdiente exemplarische Bestrafung. — Ich schrieb daher an den Vater und den Gemahl dieser Schönen, den ich zuvor durch meine Galanterien gegen seine Gemahlin eifersüchtig gemacht hatte, einen anonymen Brief und meldete ihnen darin die Stunde, wann ihre für so tugendhaft gehaltene Tochter und Gattin, zu einem verliebten Stelldichein, sich nach jenem verrufenen Hause begeben würde, das nur von Libertins der ersten Qualité besucht wurde. Zugleich lud ich die Wettenden ein, Zeugen meines Sieges zu sein und den Champagner bereit zu halten.

Was ich vorausgesehen hatte, geschah; Frau von N... verließ ihre Wohnung, in einen Mantel gehüllt,

das Gesicht mit einem Schleier bedeckt. Die vermeintlich arme Frau — die übrigens eine berüchtigte Kupplerin war — diente ihr als Führerin. Die Zeugen folgten ihr von Weitem; sie sahen, wie sich die gute Dame so eben in das verrufene Haus begeben wollte, das ich selbst kurz vorher öffentlich betreten hatte — um meinen Sieg recht eclatant zu machen — aber sie sahen auch, daß sich in dem Augenblick, als sie eintreten wollte, ihr Vater und ihr Gatte ihr gegenüber stellten. —

— Die Folgen waren allerdings fürchterlich. Zu einer Erklärung blieb keine Zeit. Beide waren wüthend. Der erzürnte Gatte drückte ein Pistol auf sie ab, aber es versagte; die N... fiel ohnmächtig zu Boden und als sie erwachte, war sie wahnsinnig geworden; nach einigen Monaten starb sie unter Convulsionen. Ihr Vater war ihr schon ins Grab vorausgegangen; der untröstliche Gatte wurde Karthäusermönch; das reizende Kind — eine Waise. Ich aber hatte mich über nichts zu beschweren, als daß der Champagner, der zum Frühstück geliefert wurde, nicht von erster Qualité war. —

Die Niederträchtigkeit dieser Handlung ist fast unglaublich; aber noch entsetzlicher charakterisirt es diese Roués vom höchsten Adel, daß keiner derselben seinen Abscheu gegen den Frevler aussprach.

Um das Ehrgefühl eines Cavaliers jener Zeit war es eine eigne Sache. — Man nannte dergleichen Schänd-

lichkeiten noble Passionen und hielt sie für eines Edelmanns würdig; dagegen konnte ein Blick, ein Wort einen solchen Herrn in den Harnisch und den Degen aus der Scheide bringen. — Der Herzog von Chartres schien sich sogar seit dieser Erzählung mehr zu diesem gewissenlosen Menschen hingezogen zu fühlen. — Gleich und gleich gesellt sich leicht und jener edle Prinz hatte tiefverborgene und geheime Pläne im Sinn, wozu er gleichgesinnte Helfershelfer brauchte. —

Der Herzog von Chartres — dieser berüchtigte Erbe des Hauses Orleans — spielte später eine entsetzliche Rolle im Leben seiner schönen Königin. Wir dürfen uns deshalb von der traurigen Pflicht nicht lossagen, einige Züge von ihm zu erzählen, die genügen werden, ihn vollkommen zu charakterisiren, zugleich auch beweisen, wie man damals den Bürgerstand zu behandeln wagte.

Die wechselnde Mode hatte damals die früher sehr kleinen Schuhschnallen in ungeheure Größe verwandelt. Jeder Mann von Stande sah sich daher genöthigt, eine Veränderung damit vorzunehmen. Er ließ daher seinen Juwelier kommen und bestellte ein Paar neue Schnallen nach einem vorgezeichneten Muster. Der Preis wurde auf 24,000 Livres verabredet. Der geschickte, aber unvermögende Künstler kaufte Brillanten auf Credit, machte sich an die Arbeit und lieferte die Schnallen am bestimm-

ten Tage ab. Leider gefielen sie dem Herzog nicht und er verweigerte die Annahme.

Dadurch war der arme Juwelier in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Er schrieb an den Herzog von Chartres, schilderte seine Lage und daß er sein ganzes Vermögen hinein gesteckt habe und noch 18,000 Livres darauf schuldig sei. Diese Summe bot ihm endlich der Intendant des Herzogs dafür und da er wohl wußte, daß ein Bürger gegen einen so hohen Herrn niemals Recht erhalten würde, so überließ er dem Prinzen für diesen Preis die Schnallen, indem er nur froh war, daß er wenigstens seine Schulden damit decken konnte.

Am nächsten Courtage trug der Prinz diese Schnallen. Der schwedische Gesandte, Baron von Staël, sah sie und machte ihm darüber ein Compliment. Wenn Sie den Wunsch haben, ein Paar ähnliche zu besitzen — sprach der Herzog von Chartres — so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, sie Ihnen für den Einkaufspreis wieder zu überlassen.

— Und was haben sie gekostet? — fragte der Gesandte. —

— Vier und zwanzigtausend Livres. —

Tags darauf überbrachte der Kammerdiener des Herrn von Staël dem Prinzen diese Summe und empfing dafür die Schnallen. Herr von Staël wollte sie nach einigen Tagen benutzen; da sie aber nicht ganz

auf seinen Fuß paßten, so mußte eine Veränderung damit vorgenommen werden. — Er ließ sich also im Hause des Herzogs nach dem Juwelier erkundigen, der sie gemacht hatte und schickte sie diesem zur Umänderung.

Seufzend empfing der Juwelier die, ihm leider nur zu wohl bekannten Schnallen, und erkundigte sich, auf welche Weise sie in den Besitz des Gesandten gekommen wären.

— Sie sind vom ersten Prinzen von Geblüt für 24,000 Livres gekauft. —

— Vier und zwanzigtausend Livres haben Sie dafür gezahlt? —

— Ja wohl, mein Freund — entgegnete der Kammerdiener; — haben Sie so viel etwa nicht erhalten? —

Der Juwelier nickte blos mit dem Kopf, verschwieg aber den wahren Hergang, innerlich erfreut, auf diesem Wege noch zu seiner vollen Zahlung kommen zu können. Voll dieser Hoffnung, begab er sich sogleich nach dem Palais Royal, wo er auf sein Ansuchen auch eine Audienz vom Prinzen erhielt.

Der arme Juwelier drückte darauf dem Prinzen seine Dankbarkeit aus, dafür, daß er ihn zum Schadenersatz wegen der Schnallen verholfen hätte.

— Was fällt Ihnen ein? Sie haben achtzehntausend Livres für die Schnallen empfangen, welche

damit mein waren. Wie ich sie weiter verkauft habe, muß also eine gleichgültige Sache für Sie sein. —

— Wie, gnädigster Herr — so wollten Sie mir die sechstausend Livres nicht zukommen lassen, welche der Baron von Staël mehr dafür bezahlt hat? —

— Scheren Sie sich zum Teufel! — rief der Prinz. — Man sollte glauben, Sie wollten sich herausnehmen, mir zu verbieten, einen Gewinn zu machen. Ich denke doch, daß es mir frei steht, meine Juwelen so hoch zu verkaufen, als es mir beliebt. —

Der Prinz hatte diese skandalöse Geschichte selbst erzählt, ohne eine Spur von Scham und Reue zu verrathen. Er wollte damit nur einen Beweis von seiner großen Klugheit geben, womit er einen solchen dummen Teufel zu prellen wußte, was er für ganz anständig hielt.

— Aber man sagt — unterbrach ihn der Herzog von Fronsac — Frau von Montesson habe diese 6000 Livres aus ihrer Privatkasse bezahlt, da der Juwelier sich deshalb bei dem Herzog von Orleans hätte beschweren wollen. —

— Diese Bêtise sieht ihr ähnlich — lachte der Prinz — obgleich sie die Ehre hat, meines Vaters Maitresse zu sein, so scheint ihr doch immer noch etwas Ehrlichkeit aus dem Stande der Canaille (dem Bürgerstande), dem sie entsprossen ist, anzuhängen. Mein Vater ist in gewissen Dingen nicht besser, als sein Sohn —

er würde den Juwelier ausgelacht haben über seine Dummheit und mir ein Compliment gemacht haben über meine Klugheit. —

Früher war übrigens der Herzog von Chartres ein sehr schöner Mann gewesen; allein Ausschweifungen hatten sein Gesicht durch abscheuliche Beulen verstellt. Diese Unannehmlichkeit wußte er aber durch seine zierliche Haltung wieder gut zu machen; denn er war wohl gewachsen, trug den Kopf hoch und hatte die Manieren eines großen Herrn. Sein Benehmen bei achtbaren Frauen war zart und anmuthig; nie entfuhr ihm dort im Gespräch ein Wort, was seine sittenlosen Neigungen verrieth. Nur bei seinen nächtlichen Orgien legte er die Maske ab und zeigte dann eine so cynische Gemeinheit, wie selten ein Mann von der niedrigsten Herkunft. Er war sehr geizig, stellte sich aber verschwenderisch. Uebrigens verleitete ihn seine Herrschsucht und Ueppigkeit oft zu den tollsten Ausgaben; er zerrüttete sein Vermögen dadurch, obgleich er in Kleinigkeiten ein wahrer Harpagon war. — Er selbst ohne Energie und Charakter, besaß doch einen seltenen Ehrgeiz. Seine Umgebung bestand fast nur aus übel berüchtigten Leuten, die ganz geeignet waren, ihn zu strafbaren Thorheiten zu verleiten. — Er war es, der später, nach dem Ableben seines Vaters, das Palais Royal so einträglich machte, indem er glänzende Kaufläden darin anlegte und die

oberen Etagen an mehr wie tausend prostituirte Frauenzimmer vermiethete, die dort ungehindert ihr abscheuliches Gewerbe trieben.

Obgleich die Erziehung des Herzogs sehr gerühmt wird, so gab er doch selbst den Beweis, daß sie schlecht gerathen war; das Wenige, was man ihn gelehrt, hatte er bei seinem guten Gedächtniß behalten; es fehlte ihm nicht an Geist und Gewandtheit; allein was ihn verdarb, war die Manie, es seinem Urgroßvater, dem Regenten von Frankreich, gleich zu thun — jenem glänzenden Laster, wie ihn Ludwig XIV. nannte. — Allein der Regent verband mit seiner Zügellosigkeit glänzende Eigenschaften; er besaß z. B. Muth, der seinem Urenkel fehlte — denn der Herzog von Chartres war eben so feige, wie er sich im Gegentheil mit seiner Courage zu brüsten suchte; — er war mit einem Wort ein sittenloser Poltron, der jedoch zu hoch stand, um als solcher der allgemeinen Verachtung anheim zu fallen.

Auch er hatte einmal — wie er sich darüber ausdrückte, die Schwachheit gehabt, in seine schöne Cousine — die Königin — ernstlich verliebt zu sein; damals war sie noch Dauphine. — Sie liebte die Blumen, und der Herzog von Chartres wußte deren die schönsten und seltensten anzuschaffen, die er ihr in Porzellan-Vasen aus China, Sachsen und Sèvres schickte; die letztern waren besonders geschmackvoll mit prächtigen allegorischen

Gemälden geziert. Diese Gaben waren mit Versen begleitet, deren feine Pointe und gesuchte Zierlichkeit ganz dem Geschmack seiner Zeit entsprach.

Die damalige Dauphine, in ihrer arglosen Unschuld, freute sich über diese Galanterie ihres Vetters, den sie übrigens nicht gut leiden konnte. Indeß glaubte sie doch, ihm einige Artigkeiten schuldig zu sein, und der eitle Prinz nahm dieses sogleich für einen Beweis ihrer Zuneigung. Er prahlte mit ihrer Gunst bei den Genossen seiner Ausschweifungen, und nahm sich vor, die nächste Gelegenheit zu benutzen, der schönen Dauphine seine Liebe zu erklären.

Der Herzog hatte die Gabe, gut zu erzählen und selbst die anstößigsten Geschichten der Chronique scandaleuse auf eine Weise vorzutragen, welche seine Erzählung amüsant machte. — Solche Anekdoten erzählte er von seinen Freunden, wie von der dü Barry — der Maitresse Ludwigs XV. — An Höfen amüsirt man sich gern; auch Marie Antoinette verschmähte es nicht, diese pikanten Anekdoten zu hören, wodurch sie ihre Umgebungen kennen lernte. — So fehlte es dem Herzog von Chartres nicht an Gelegenheit, seine Mine springen zu lassen; doch plötzlich blieb er fort aus den vertrauten Abendzirkeln der Dauphine.

Die Güte derselben hatte einst ihrer Ehrendame, der Frau von Adhemar, den Muth gegeben, zu be-

merken: der Herzog von Chartres kommt jetzt sehr selten.

— Ich wünsche mir Glück dazu — entgegnete die Dauphine mit einer Lebhaftigkeit, welche die Frau von Adhemar belehrte, daß sie eine Indiscretion begangen habe. Die Prinzeß aber, die ihre Verlegenheit sah, fügte nach einer Pause hinzu:

— Der Herzog von Chartres hat so schlechte Gesellschaft, daß ich darauf verzichten zu müssen glaubte, ihn in der meinigen zu sehen. —

Später — als sich die Ehrendame mit der Dauphine allein befand, sagte ihr diese:

— Sie erinnern sich, daß Sie neulich gegen mich ihre Verwunderung äußerten, warum der Herzog von Chartres mich nicht mehr besuche. — Seine Insolenz hat mich genöthigt, ihn abzuweisen. —

— Seine Insolenz? —

— Ja; er wagte, der Gattin des ältesten Sohnes seines Königs eine Liebeserklärung zu machen! —

— Ist es möglich! — rief die Ehrendame, erstaunt über diese Entdeckung.

Als die Dauphine längst schon Königin war, kam sie einst auf dieses Gespräch zurück. Es war in der Zeit, als schon die Gewitterwolken der Revolution von allen Seiten sich zusammenzogen.

— Ich bin überzeugt, liebe Adhemar, — sprach sie zu derselben Ehrendame — daß dieser Prinz damals nur vorgab, mich zu lieben; — ein Mensch, der sich so in allen Lüsten und Ausschweifungen umher treibt, kann nicht mehr wahrhaft lieben. Es ist keine Frage, daß selbst diese Liebeserklärung eine der tausend Federn war, die er springen ließ, um die Angelegenheiten des Staats zu verwirren. Zum Glück errieth ich ihn bei Zeiten. —

— Uebrigens — fuhr sie fort — hat es außer diesem Prinzen nur noch zwei Männer gegeben, welche die Frechheit hatten, eine beleidigende Liebe für mich an den Tag zu legen; nämlich der Herzog von Lauzun und der Markis von Tilly. — Den Namen des letztern vermag ich ohne Entrüstung nicht auszusprechen. Man hat mich versichert, daß er auf Kosten mehrerer Schauspielerinnen lebt und, um diese Schande zu verbergen, vorgiebt, im Geheim von meiner Güte eine Pension zu genießen. Durch ihn wurde absichtlich der Ruf der Frau von Montbel zu Grunde gerichtet, indem dieser verrufene Libertin Briefe und das Portrait derselben auf seinem Kamin liegen ließ. —

So waren die Angesehensten vom damaligen Hofadel, die sich verschworen hatten, den Ruf ihrer schönen Königin zu Grunde zu richten.

Und das war eine der tiefer liegenden Ursachen der großen französischen Revolution, daß die privilegirten Stände jener Zeit es als ein Vorrecht betrachteten, jede Infamie, jede Nichtswürdigkeit ungestraft am rechtlosen Bürgerstande verüben zu dürfen.*)

---

*) Wen es interessirt, tiefer in die Geheimnisse jener Zeit einzudringen, möge die Erzählung einer Ruchlosigkeit des Herzogs von Fronsac lesen, die der Verfasser unter dem Titel: „Die schöne Seilerstochter in der Rue de la Ferronière in Paris" erzählt hat, in dem bei dem Verleger dieses Werkes kürzlich erschienenen Buche: „Die armen Weber und andre Novellen, aus den Mysterien der Gegenwart und Vergangenheit."

Zweites Kapitel.

Schlimme Vorzeichen. — Rousseau. — Der Unglücksprophet. — Saint Cloud. — Die Hochzeit des Figaro.

Man sprach damals viel von Jean Jacques Rousseau, jenem Philosophen, der in seinem: „Emil" das Recht der Natur gegen die menschliche Bildung vertheidigte, der die Könige haßte und das Volk gegen sie aufregte, indem er der Erste war, der in seiner Schrift: „le Contrat social" den Grundsatz der Volkssouverainität aussprach und die Fiction bildete, daß das Recht der Könige, zu regieren, nur aus einem Gesellschaftsvertrage abzuleiten sei. — Er war auch der Erste, der den Nymbus der Heiligkeit des Königthums von Gottes Gnaden zerstörte und in das Volksbewußtsein die gefährliche Ueberzeugung von dem Rechte der Selbsthülfe und der Macht des Gesammtwillens legte.

Rousseau war also der bedeutendste aller Revolutionaire; aber man ahnete damals am französischen Hofe noch nicht die Folgen seiner Lehren. Man betrachtete ihn vielmehr als einen Sonderling — weil er sich eine Ehre daraus machte, jede Gunstbezeugung vom Hofe abzulehnen. Er lebte in Genf, und kam einst nach Paris, ohne sich jedoch dem Hofe zu nähern.

Für die Königin, die man nur an Huldigungen gewöhnt hatte, zu deren Füßen jedes Verdienst, wie jeder Rang, nur im Staube kroch, war der arme Poet nur ein Gegenstand der Neugier. Sie wünschte, ihn kennen zu lernen, diesen Sonderling von Philosophen, der alle Erdengüter verschmähte.

Aber wie? — man schlug ihr vor, den Philosophen einladen zu lassen; aber Rousseau würde sich eine Ehre daraus gemacht haben, ihr zu antworten: der Weg der Königin zu ihm sei nicht weiter, als der seinige zu ihr sein würde. —

„Ew. Majestät dürfen nur verkleidet zu ihm gehen, um sich Noten abschreiben zu lassen," rieth ihr die junge, muthwillige Herzogin von Cossé, die die Liebhaberei der Königin, verkleidet öffentliche Maskeraden zu besuchen, kannte. —

Marie Antoinette schüttelte lächelnd den schönen Kopf, indem sie entgegnete:

„Soll ich den Pariſern neue Gelegenheit geben,

meine kleinen Thorheiten zu großen Verläumdungen zu benutzen?" —

So war das Project, diesen philosophischen Sonderling kennen zu lernen, aufgegeben, als der Zufall sich ins Mittel legte.

Eines Tages ging eine einfach gekleidete Dame von ungewöhnlicher Schönheit im Privatgarten der Königin, in Klein-Trianon, spazieren. Eine andere, etwas ältere Dame, klein, mager und nichts weniger als schön, folgte ihr.

Diese blickte zufällig durch das Gitter auf die Landstraße und sah einen Mann im einfachen braunen Kleide, mit kurzem, ungepudertem, schwarzem Haar, den dreieckten Hut in der Hand haltend, aussteigen aus einem unansehnlichen Miethwagen — und mit Augen, die sich in den ihm fremden Umgebungen zu orientiren suchten, rings umher blicken. —

— Da ist er — der Mann der Natur und der Wahrheit — flüsterte darauf die Begleiterin der erst gedachten Dame zu — er wird den Eingang in den englischen Garten suchen, der Jedermann offen steht, wenn die Königin nicht hier ist. — Jetzt ist dieser Eingang verschlossen. —

— Lassen Sie öffnen, liebe Adhemar, — sprach die Königin Marie Antoinette, denn sie war es, die ihren Lieblingsaufenthalt, wo sie ohne Zwang der Eti-

kette leben konnte, besucht hatte — daß aber der Portier unsere Anwesenheit nicht verrathe; wir wollen ihn vor dem Tempel der Liebe erwarten. —

Die Gräfin Adhemar, Ehrendame der Königin, eilte, den Portier zu instruiren und traf dann mit dieser wieder zusammen, als sie sich auf den Marmorstufen des Tempels der Liebe niedergelassen hatte. —

Der aus Genf gebürtige Portier kannte Rousseau genau und setzte eine Ehre darin, seine Rolle gut zu spielen.

Nachdem der Philosoph etwas botanisirt hatte, trat er an das offene Gitterthor und blieb dort unentschlossen stehen. — Nun erschienen zwei, vom Portier beauftragte Personen und fragten zum Schein, ob sie wohl Klein-Trianon besuchen könnten? —

— Sehr gern — war die Antwort; — da die Königin nicht hier ist, so habe ich Erlaubniß, jeden anständigen Fremden hier eintreten zu lassen. — Nun verschwanden jene beiden im Bousquet, und da erst wagte es der Philosoph, um dieselbe Erlaubniß zu bitten. Der Portier war sehr gern bereit, ihn zu führen, indem er sich ihm als Landsmann zu erkennen gab.

— Wer sind die Damen — fragte Rousseau mit einiger Schüchternheit, indem er auf die beiden weißgekleideten Frauen deutete, von deren Gesichtszügen unter den großen italienischen Strohhüten wenig zu sehen war. —

— Zwei deutsche Frauenzimmer — entgegnete der Portier mit der Miene der ehrlichen Einfalt — die Erlaubniß haben, in Abwesenheit der Königin hier spazieren zu gehen. —

Jetzt wagte sich der Philosoph näher — grüßte die Damen natürlich und unbefangen und sprach: ein schöner Garten hier, meine Damen — der dem Geschmack der Königin Ehre macht; man muß gestehen, der Kunstsinn ist oft das beste und vielleicht das einzige lobenswerthe an königlichen Personagen.

Die Königin war in der That etwas betroffen und verwirrt; so mächtig imponirt die völlige Freiheit des Geistes selbst auch so hochgestellte Personen. Sie überließ es daher der Frau von Adhemar, zu antworten; die denn auch, um das Gespräch in den Gang zu bringen, nicht zögerte, den französischen Gärten vor diesem, im englischen Geschmack angelegten Park den Vorzug zu geben.

— Ich aber — entgegnete der Philosoph — mit jener Artigkeit, die den gebildeten Mann von freierem, selbstständigen Urtheil verrieth — muß aufrichtig bekennen, daß ich mich in den französischen Gärten nicht wohl fühle. Ihre steife Regelmäßigkeit und kalte Pracht, die schnurgeraden unabsehbaren Alleen, die wie Perrücken beschnittenen Bäume, die weiten, abgezirkelten Parterres, die mit Marmor gefesselten Gewässer erinnern mich daran,

daß es der Ort nicht sei, wo man sich seinen Gefühlen hingeben darf; denn jeden Augenblick müßte ich fürchten, einen geräuschvollen Hof erscheinen zu sehen, der mich als Eindringling verjagt. — In den englischen Gärten dagegen versetzt mich die Freiheit, womit alle Bäume ihre Aeste ausbreiten, in eine angenehme Illusion. Ich glaube mich mitten im Garten der freien Natur zu befinden. Klare Bäche rollen dort über Kiesel dahin, und herabhängende Blüthenzweige küssen ihre Wellen; im dunklen Schatten eilt ein flüchtiges Reh vorüber, auf dem weiten Wiesengrunde weiden silberweiße Schäfchen und auf dem blauen Spiegel des Weihers schwimmt der melancholische Schwan — an den letzten Gesang des Dichters mahnend. —

Es ist unmöglich, die poetische Naturschilderung wieder zu geben, womit der Philosoph der Natur und Freiheit diese Lieblingsgärten der Königin malte. Er machte damit einen günstigen Eindruck, und sie hörte ihm mit dem lebendigsten Interesse zu, das sich auf ihren feinen Gesichtszügen malte.

— Kurz — fuhr er fort — Alles hier läßt mich glauben, ich sei einsam auf dem Lande und fern von den Wohnungen der Großen dieser Erde. — Im menschlichen Leben herrscht viel Egoismus und Eigennutz, und darum gebe ich den Gärten den Vorzug, die mir gehören

könnten von denen, die in keiner Hinsicht zur Verschönerung meiner Luftschlösser dienen würden.

— Warum fliehen Sie die Großen? — fragte jetzt die Königin mit ihrer melodischen Stimme — und gewinnenden Herablassung — sind es nicht auch Menschen und haben sie darum nicht eben so gut Anspruch auf Ihr Wohlwollen, wie der geringste im Volke? —

— Man liebt nicht, was man fürchtet — entgegnete der Philosoph — und die Könige fürchtet man immer. —

— Das ist sehr betrübt für sie; so würden die Könige nie geliebt? —

— Die Krone und unsre Ehrfurcht; das ist ihr Theil und damit müssen sie sich begnügen. —

Die so anziehend begonnene Unterhaltung mußte bei solchen schroffen Aeußerungen anfangen, der Königin zu mißfallen. — Sie wünschte, die Liebe aller ihrer Unterthanen zu besitzen, weil sie das Glück Aller wollte. Die Gräfin Adhemar, die den unangenehmen Eindruck bemerkt hatte, den diese freimüthigen Aeußerungen Rousseau's auf die Königin gemacht hatten, beabsichtigte, sich in das Gespräch zu mischen, um den Philosophen von diesem Gegenstande der Unterhaltung abzulenken. Die Königin aber gab ihr ein Zeichen, zu schweigen, und fuhr fort:

— Sie sind Republikaner? — nun, dann begreife ich Ihren Haß gegen die Könige. —

— O Madame — versetzte Rousseau lebhaft, — ich hasse Niemanden; ich liebe alle meine Nebenmenschen und doch haben sie mir so viel Uebles zugefügt. —

— Ihnen, mein Herr? — rief die Königin mit dem Ausdruck von Ueberraschung. —

— Ja, die Elenden haben mich verfolgt, mich, der ich nur darauf dachte, sie glücklich zu machen. —

— Das ist ohne Zweifel sehr ehrenvoll; allein kann man nicht Ihren Namen wissen? —

— Meinen Namen — sprach Rousseau erröthend, sei es aus Verdruß darüber, daß es eine Frau von Stande gebe, wofür er die Damen halten mußte, die ihn nicht sogleich erkannte, da doch sein Portrait in Tausenden von Abdrücken über ganz Paris verbreitet war — oder weil er an die Wirkung dieser Entdeckung dachte; — meinen Namen — fuhr er fort — haben Sie vielleicht schon irgendwo nennen hören; ich bin Rousseau, der Genfer. —

— Der Weltbürger, wird richtiger sein — entgegnete die Königin mit ihrer liebenswürdigen Anmuth.

Dieses Compliment vertrieb die Runzeln von seiner Stirn. Er würde sich sehr geschmeichelt gefühlt haben, hätte er gewußt, daß es die Königin war, die so zu ihm sprach.

— Sie sind sehr gütig — entgegnete er nicht ohne Verlegenheit — ich bin ein armer, sehr unbedeutender Mann. —

— Nur etwas ungerecht gegen die Könige. —

Bei dieser Bemerkung ging dem Philosophen plötzlich ein Licht auf. Er zitterte; seine Augen funkelten von einem düstern Feuer, und indem er bald diese hohe Dame, bald den Garten vor ihnen betrachtete, sprach er:

— Ich glaubte, dieser Spaziergang sei frei gegeben, weil ich gehört habe, die Königin sei abwesend. —

— Sie will auch nicht da sein. —

— Das ist etwas andres! Indeß werde ich nie die Erinnerung an diesen Tag und an ein Gespräch verlieren, das mich von mehreren Vorurtheilen befreit hat. — Ja, ich fühle jetzt, daß es möglich ist, die Königinnen zu lieben und selbst sie anzubeten! —

— Sollte das keine Schmeichelei sein? —

— Bezweifeln Sie meine Offenheit nicht, Madame; was ich sprach, kam von Herzen. Sie haben aber recht; die Aufrichtigkeit bleibt den Höfen fern und die Könige und Königinnen müssen selbst die eines Rousseau bezweifeln; der deshalb besser thut, sich von ihnen fern zu halten. —

Damit verbeugte er sich respektvoll und ging.

Die Königin war so bestürzt, daß sie ihn gehen ließ.

— Ach, Frau von Adhemar — rief sie nach einer Pause — diese Philosophen sind zum verzweifeln. — Sie lehren unsre Unterthanen, uns nicht zu lieben und wir bedürfen doch ihrer Liebe so sehr.

Wenn ein großes Unglück geschehen ist, erinnert man sich gewöhnlich an gewisse vorhergegangene Vorzeichen oder Weissagungen, die großen Ereignissen nie fehlen.

Aufgeklärte Menschen pflegen darüber zu lachen; aber es läßt sich, nach hundert gemachten Erfahrungen, nicht bezweifeln, daß es Menschen giebt von einer so nervösen Konstitution, daß sie, wie inspirirt, mit der größesten Bestimmtheit oder in mystisches Dunkel gehüllt, Dinge vorausſagen, welche sich später wirklich ereignen.

Wenn es solche Propheten gab, welche die große französische Revolution vorausſagten, so war kaum ein Wunder dabei; denn der Mißbrauch der Gewalt und die Spannung aller Verhältnisse ließ kaum den Klugen und Einsichtsvollen einen Zweifel darüber, daß es zu den entsetzlichsten Ereignissen kommen werde.

Eines Morgens trat die Gräfin von Adhemar, eine der Pallast-Damen der Königin, in das Kabinet derselben.

Marie Antoinette saß vor dem niedlichen Schreibtisch von chinesischem Porzellan, den Kopf auf die Hand gestützt, die Feder in der andern Hand — in nachdenkender Stellung.

Die Pallast-Dame blieb an der Thür stehen und nach einer Pause blickte die Königin auf.

— Ich habe Sie rufen lassen, liebe Adhemar, — sprach sie mit ihrer herzengewinnenden Milde — um von Ihnen über eine seltsame Angelegenheit Aufklärung zu erhalten. Bei Herrn von Beauveau soll ja ein gewisser Cazette über Tische seltsame Dinge gesprochen haben. —

— Der Mann hat viel Geist — erwiderte die Gräfin ohne Ueberlegung — dazu eine außerordentliche Einbildungskraft. Er hat uns — oder richtiger vielmehr die Philosophen — zum Besten gehabt. —

— Er soll eine Reihe schrecklicher Ereignisse geweissagt haben. —

— Ja, er hat einen ganz natürlichen Schluß aus dem jetzigen Zustande Frankreichs gemacht. Die Irreligiosität wird früher oder später ihre traurigen Früchte tragen. —

Die Königin seufzte. —

— Das fürchte ich auch — sprach sie ernst und wehmüthig — mit Kummer sehe ich den Abgrund geöffnet, dem man zueilt. Wenigstens ist es weder der König, noch bin ich es ....

Sie brach ab und seufzte noch tiefer; dann hob sie das schöne blaue Auge gegen die ihr ergebene Gesellschafterin und sprach:

Wenn dem so ist, so war jener Unglücksprophet kein Narr, sondern ein kluger Mann und dann bin ich desto begieriger zu erfahren, was an der Geschichte wahres ist. Man sagt, Sie waren dabei — man hat mich an Sie verwiesen. Erzählen Sie. Verschweigen Sie nichts. — Man hat mich schon daran gewöhnt, bittere Arzenei zu verschlucken, und eine solche ist jede Wahrheit in unsern Tagen. —

Die Königin stand auf, setzte sich in ihren vergoldeten Fauteuil von purpurfarbenem Sammet und deutete auf ein Tabouret — ein Beweis, daß sie eine gewisse Ausführlichkeit des Berichtes erforderte. Die Gräfin ließ sich in Gegenwart der Königin nieder — eine Ehre, die sonst die Etikette nur Herzoginnen zu Theil werden läßt und erzählte, nur selten unterbrochen von Fragen und Bemerkungen der Königin.

— Gestern hatte ich die Ehre, zum Diner beim Prinzen von Beauveau eingeladen zu sein. Aber hundertmal wünschte ich, meilenweit entfernt zu sein — in der

That — ich befand mich mitten in der bekannten Kotterie der sogenannten Philosophen — oder Atheisten, was jetzt ziemlich dasselbe bedeutet. —

— Der Prinz von Beauveau — sprach die Königin — gilt in Versailles für einen achtbaren Mann, dem es weder an Geist noch an Kenntnissen fehlt. Er bekleidet einen ausgezeichneten Rang am Hofe; indeß freilich ist er ein Sonderling. Ein merkwürdiges Verhängniß scheint über ihm zu walten, daß er sich für alles interessirt, was ihm schaden kann. — Wissen Sie näheres darüber? —

— Leider ist der Prinz ein Freund der Philosophen und ein geschworener Feind des Adels. Er affectirt, nicht an Gott zu glauben, obwohl er im Grunde des Herzens religiöse Gesinnungen hat. Die Philosophen bilden eine eigene Zunft, welche dem heutigen Zeitgeist die verderbliche Richtung geben. Der Prinz, den sie in die Akademie berufen hatten, öffnete ihnen seine Salons. — Ich gestehe, daß die Atmosphäre dieser Gesellschaft wenig ergötzlich war.

— Nun? —

— Es waren etwa unserer dreißig an der Zahl, das heißt bei Tafel, ohne die zu rechnen, die zum sogenannten fliegenden Lager gehörten, das heißt umhergingen — unter diesen auch der Bischof von St. Pons, der sich jedesmal zu entfernen pflegte, wenn das Ge-

spräch jene atheistische Richtung nahm, womit leider jene Philosophen so gern prahlen. — Es fehlte auch wirklich nicht an gottlosen Aeußerungen. Herr von Chanfort, ein Mann ohne Takt, las seine frivolen Erzählungen vor, welche die Markise von Mirepoix und mich aus der Nähe der Tafel vertrieben. Doch bald sagte man uns, es werde wieder philosophirt, und wir traten näher. Man verbreitete sich eben über das Lob der Vernunft, der bald, als der einzigen Göttin, Altäre errichtet werden sollten, und Herr von Marmontel erzählte — ohne Zweifel um Effekt zu machen — daß sein Friseur, obgleich er nur ein elender Kerl sei, an keinen Gott glaube. — O, mein Kammerdiener — rief der Prinz von Lambese — ist noch ein ganz anderer Kerl von Philosophen — er liefet die „Bible enfin expliquée.“ —

— Ein gottloses Werk von Voltaire — wie man sagt. —

— Das gottloseste und frechste Werk, das jemals geschrieben ist. Alles jauchzte den beiden Erzählern Beifall zu; doch der Bischof von St. Pons, der unbemerkt Zeuge dieses Gesprächs gewesen war, erklärte mit sanfter Stimme: Darüber habe ich keine Freude, meine Herren, und Sie selbst werden noch von diesen Atheisten bestohlen und ermordet werden. —

Daß diese Aeußerung später wirklich in Erfüllung

gehen sollte, ahnete man damals noch nicht; indeß drückte Frau von Adhemar ihr Erstaunen aus über das, was sie zu hören bekam. — Man wünschte Freiheit und Gleichheit, den Sturz einer jeden Autorität und jedes Gesetzes. — Da erhob am untern Ende der Tafel Cazotte seine ernste und zugleich durchdringende Stimme.

— Wer ist dieser Cazotte, unterbrach sie die Königin.

— Er führte den Vornamen Jakob, und ist stolz darauf, weil, nach seiner Behauptung, ein Bruder von Jesus Christus so hieß. Sein Vater war Aktuar in Dijon. Der junge Cazotte studirte mit Erfolg bei den Jesuiten in Paris, und begab sich dann nach Martinique, wo er mehrere Jahre blieb. Nach mehreren wechselnden Schicksalen und nach der Aufhebung des Ordens, kehrte er nach Paris zurück und widmete sich der Literatur, dichtete Romanzen und allerliebste Romane, z. B. „le Lord impromptu — le Diable amoureux" u. m. a. Dadurch kam er in Ruf und in die höhern Kreise der Gesellschaft; allein eine unglückliche Neigung zum Uebernatürlichen war in ihm erwacht. Er studirte mystische Werke von Martinez, Pasqualis und St. Martin, entsagte allen rauschenden Vergnügungen und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er anfing, das Evangelium zu commentiren. — Auch in die Zukunft suchte Cazotte zu lesen. Er behauptete, das sei seinen Anstrengungen

endlich gelungen. Er bekam den Ruf eines außerordentlichen Menschen, und man machte sich eine Ehre daraus, ihn in die höchsten Kreise zu ziehen — was immer sehr schwierig ist, da er unter zehn Einladungen kaum eine annimmt. Uebrigens steht er sehr in Achtung und man hält ihn für eine Art Propheten. Er redet selten; aber wenn er spricht, ist Alles Ohr. —

— Nun, und was sprach dieser seltsame Mensch an diesem Abend? —

— Meine Herren und Damen — rief er — dürfte ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten? — Man spricht vom Herannahen einer Revolution; man wünscht sie herbei; ja fürchtet sogar, daß sie nicht eintreten werde. In dieser Hinsicht kann jeder ruhig sein. Die Revolution ist so vorbereitet, daß es eine Unmöglichkeit sein wird, sie zu vermeiden. —

— Sollte es wirklich schon so weit sein? —

— Leider ist man davon überzeugt. Ungeduldig rief man ihm zu: Gott hört Sie, und vor Allem möge er Sie erhören; wann aber — Sie kluger Prophet, wird sich Ihre Weissagung erfüllen? —

— O, rufen Sie nicht so schnell Triumph, entgegnete er; denn diese Revolution wird Sie mit Schauder erfüllen. —

— Wirklich? — fragte Bailly mit Ironie.

— Ja — und ich will Ihnen auch sagen warum? —

— Nun, bei der heiligen Vernunft — rief Condorcet lachend — ein Philosoph muß entzückt sein, mit einem Propheten zu sprechen. —

— Herr Marquis — erwiderte Cazotte ernst — wissen Sie, was Ihnen diese weise und friedliche Revolution aufbewahrt? — den Tod — einen schrecklichen Tod! — Sie, mein Herr Marquis, werden sich, um nicht auf dem Schaffot zu sterben, mit Gift im Kerker umbringen, das Sie Ihrer klugen Vorsicht verdanken werden. —

— O, über den Unglückspropheten, — rief man von allen Seiten. — Kerker, Gift und Schaffot zur Zeit des Triumphes der Vernunft und Philosophie? Wie reimt sich das? —

— Das Erstere — nahm Cazotte wieder das Wort — wird aus dem Letztern folgen. Die Vernunft allein wird ihre Tempel haben und alle Uebrigen wird man umstürzen. —

— In diesem Falle — meinte Chanfort — wird man Sie wenigstens nicht zum Priester nehmen. —

— Das wird mir sehr lieb sein; denn Sie, der Sie einer dieser Priester sein werden, Sie suchen einst ebenfalls den Tod. Um nicht auf dem Schaffot zu sterben, werden Sie sich Stiche mit einem Federmesser beibringen und Ihr Ende wird ein langsames und qualvolles sein. —

— Ein Schauder durchlief die Gesellschaft; indeß jeder wollte als Philosoph den Ungläubigen spielen, und ein spöttelndes, erzwungenes Lächeln sah man auf allen Lippen.

— Nun, und ich? — rief der Prinz Lambese im kecken Uebermuth.

— Sie, mein Prinz, sterben im Exil — und Sie, Herr von St. Maures, auf dem Schaffot, wohin Ihnen die Herren Nicolai und Malherbes folgen werden. Auch Sie, mein vorzugsweise kluger Sylvain Bailly, wird die so sehr herbeigewünschte Revolution eben so wenig verschonen ....

— Das ist ja ein wahrer Blutprophet! — rief die Königin mit sichtlichem Schauder! —

— Der Eindruck — fuhr Frau von Adhemar leise und geheimnißvoll fort — war allerdings ein mächtiger; aber man wehrte sich dagegen mit allen Waffen des Spottes, und jede Abwehr brachte neue Schläge. — Ein Herr Rouches, Verfasser eines Gedichtes: „Les douze mois," erlaubte sich, Cazotte ironisch zu danken, daß er nur die Mitglieder der Akademie und des hohen Adels umkommen lasse. Der Prophet indeß warf ihm einen mitleidigen Blick zu und entgegnete:

— Denken Sie der Herrschaft der Vernunft zu entgehen? — Sie haben diese Göttin besungen und

werden auch Ihren süßen Lohn dafür empfangen. — Sie sterben auf dem Schaffot.

Der junge Mann schrie bei dieser Prophezeihung laut auf vor Schreck. — Alles wurde still. Auch diese Stille war peinigend; denn jeder dachte das Seinige dabei.

— Ihre Weissagungen — nahm endlich der Prinz von Beauveau das Wort — werden zutreffen, wenn Türken, Tartaren und Karaiben in Frankreich einfallen sollten.

Nein, mein Prinz, — versetzte Cazotte mit erschütterndem Ernst — die erwähnte Behandlung werden Sie und alle Uebrigen von Franzosen, Philosophen und Freunden der Humanität erfahren.

— Halten Sie diesen Zeitpunkt noch fern? — fragte ein junges Mädchen von dunklem Teint und ausgezeichneter Schönheit — die junge Gräfin von Beauharnais*) — sichtlich bewegt.

— In sechs bis acht Jahren wird Alles erfüllt sein. —

Die Prinzeß Beauveau glaubte, als Frau vom Hause, sich verpflichtet, diesem peinigenden Gespräch ein Ende zu machen. Sie erhob sich, indem sie der Gesellschaft ein Zeichen gab, in den Salon zu gehen.

---

*) Josephine — Napoleons Gemahlin.

Man suchte dort andere Gegenstände der Unterhaltung; allein vergebens; Cazotte hatte alle wie verzaubert. Er lehnte sich an das Kamin; die Damen setzten sich und die Männer bildeten verschiedene Gruppen.

Unglücklicherweise hob Frau von Grammont an:

Wahrlich, Herr Cazotte, Sie werden Schuld daran sein, wenn wir Alle eine Nacht voll übler Träume haben werden, da Sie uns so grausam unsere Zukunft enthüllten. Zum Glück haben wir Frauen nichts von den Revolutionairs zu befürchten. — Man bestraft nur die, und zwar nur mit dem Exil, welche sich in Staatsangelegenheiten mischen. —

— Diesesmal wird man anders verfahren — erwiederte der ungalante Prophet.

— Wie so? — meinte die Herzogin von Choiseul, nachdem sie ihre Schwägerin, Frau von Beauveau, mit einem Blick befragt hatte. —

— Weil die Freunde der Philosophie und Vernunft das andere Geschlecht nicht schonen werden. Auch Köpfe der Frauen und Jungfrauen werden zahlreich unter dem Henkerbeil fallen. —

— Sie sagen uns da hübsche Sachen aus einer andern Welt — rief Frau von Grammont.

— Vielmehr predigen sie das Ende dieser Welt — rief die Herzogin von Choiseul.

— Kann sein — entgegnete der Prophet trocken

— gewiß weiß ich indeß so viel, daß man Sie und viele andere Damen auf einem Karren, die Hände auf dem Rücken gebunden, zum Schaffot führen wird. —

— Bei diesen Worten erhob sich ein allgemeines Gemurmel. Der Prinz von Beauveau machte eine Bewegung, als wollte er sich Cazotte nähern; doch Herr von Roffremont hinderte ihn daran. Frau von Grammont, eine blasse, ältliche Dame von ungewöhnlicher Größe und imponirendem Wesen, versuchte, den Freigeist zu spielen. Sie erhob sich, und noch bleicher geworden, sah sie uns alle an mit einem siegenden Blick. Sodann sprach sie:

— Unheilverkünder! Ihre Reden sind umsonst; schon mein Rang und Titel würde mir einen mit schwarzem Tuch beschlagenen Wagen —

— Man wird ihn noch vornehmeren Damen, wie Sie sind, verweigern — sprach der Unheilsprophet; denn wir werden vollkommene Herrschaft der Freiheit und Gleichheit haben.

— Auf's Neue begann das Gemurmel. Die Herzogin versuchte zu lächeln und sprach dann etwas stockend: — vornehmere Damen, wie ich? — — — Sie werden sehen, er steigt noch bis zu den Prinzessinnen von Geblüt. — —

— Nun kommt die Reihe an uns — unterbrach sie die Königin mit einem Lächeln, das ungläubig sein

sollte; indeß schon der Ton der Stimme ließ ihre Gemüthsbewegung durchhören. —

Frau von Adhemar schwieg. —

— Nun? — fragte die Königin — war es nicht so? —

— Wenigstens — entgegnete die Hofdame leise und mit bewegter Stimme, glaubte ich aus seinem Munde, auf jene Frage, die erschütternden Worte gehört zu haben: —

— Und noch höher! —

— Bei diesen Worten entstand eine allgemeine Bewegung in der Versammlung. Man flüsterte unter einander, und wiederholte oder erläuterte jedes Wort des Propheten ....

— Ich wette — sprach endlich Frau von Grammont, mit affektirter Ruhe: — der treffliche Herr Cazotte wird mir in jenen schrecklichen Augenblicken nicht einmal einen Beichtvater bewilligen.

— Aus dem einfachen Grunde nicht, weil es keine Geistlichen, also auch keine Beichtväter mehr in Frankreich geben wird. —

— Entsetzlich — rief die Königin — zu entsetzlich, um nur möglich zu sein. —

Frau von Adhemar zuckte die Achsel und schien, als die Königin ihren Blick auf sie warf, um Worte verlegen zu sein — das Weitere zu erzählen.

— Fahren Sie nur immer fort, liebe Adhemar, — sprach die Königin. Ich weiß es schon, daß noch schlimmere Andeutungen gefallen sind, und diese möchte ich unverfälscht aus Ihrem Munde hören.

— Ew. Majestät befehlen — und ich habe zu gehorchen. Der schreckliche Seher fuhr fort: Der Letzte, der einen Beichtvater haben wird — der Letzte ....

Es schien der Prophet ungewiß zu sein, ob er reden sollte, wozu ihn die innere Stimme trieb, oder ob es klüger sei, zu schweigen. Als ihn aber der Bischof von St. Papaul zurief: — Warum nennen sie den nicht, der den letzten Beichtvater erhalten wird? — Sie fürchten vermuthlich in dieser Beziehung zu irren? —

— Sie wollen ihn wissen, gnädiger Herr, — sprach der Prophet mit einer tiefen Grabesstimme — nun wohlan — auf Ihre Gefahr denn — — es ist ....

Entsetzen schloß hier den Mund der Frau von Adhemar.

— Sprechen Sie es aus — gebot die Königin; indem sie glaubte — sie selbst, der Gegenstand der Verläumdung und des unverschuldeten Volkshasses, sei damit gemeint — wer den Tod nicht fürchtet, hat auch den Muth, dessen Ankündigung zu vernehmen. —

— Für diesen Augenblick war nicht Eure Majestät der Gegenstand dieser Verkündung, sondern ....

— Der König! — um desto schlimmer — sprach die Königin erschüttert.

— Ja, der König! dieser edle, treffliche Monarch — der sein Volk so sehr liebt. — Cazotte hatte die Kühnheit, es auszusprechen — ja — sprach er — der, dem man den letzten Beichtvater verwilligen wird, wird der König von Frankreich sein. Von allen seinen Prärogativen wird ihm nur noch diese einzige gelassen werden. —

Marie Antoinette sank todtenbleich zurück —; winkte jedoch, fortzufahren. —

— Ich darf Eure Majestät versichern — fuhr Frau von Adhemar fort, indem sie ihr das Flacon vorhielt — daß die Wirkung dieser Worte eine ungeheuere, elektrische war. Ein Schrei des Entsetzens durchtönte den Saal. Der Prinz von Beauveau, unfähig, sich länger zu halten, stürzte gerade auf Cazotte los und tadelte ihn streng wegen gefährlicher und strafbarer Behauptungen. Dreißig Stimmen drangen scheltend und schreiend auf ihn ein und überhäuften ihn mit Vorwürfen; aber der Prophet blieb unbeweglich, mit den Händen auf dem Rücken, gegen den Kamin von Marmor gelehnt.

— Meine Schuld ist es nicht — sprach er trocken — wenn sich Unerhörtes ereignet, das ich weder billige, noch hindern kann.

— Aber, Herr Cazotte, — unterbrach ihn die Herzogin von Grammont, um abzulenken: — wenn Sie unser Geschick so genau wissen — was wird das Ihrige sein? Ist es Ihnen unbekannt, oder haben Sie Gründe, darüber zu schweigen? —

— Haben Sie die Geschichte der Juden gelesen — Madame? —

— Ja — aber thun Sie so, als wüßte ich nichts davon. —

— Nun wohl! — Die Belagerung von Jerusalem nahte ihrem Ende, als man sieben Tage lang einen Mann um die Stadtmauer laufen sah, der da rief: — Wehe Jerusalem! — und am siebenten Tage fügte er hinzu: — wehe mir! — und wurde sofort von einem mächtigen Steine getroffen, den die Römer mit ihren Ballisten geworfen hatten. — Soviel zur beliebigen Anwendung, Madame! —

Damit verneigte sich Cazotte ernst und gemessen und verließ den Salon, und Alles schwieg, in einem Zustande von Abspannung und Beängstigung, der sich nicht beschreiben läßt.

— Sie haben eine Person übergangen — sprach die Königin; — sagen Sie offen, er hat auch mir das Schaffot prophezeihet. —

— Nicht geradezu; — aber der Prinz von Beauveau rief entrüstet aus: — Sei denn, wie ihm wolle,

— der gute Mann compromittirt uns mit seinen Thorheiten. Noch vornehmere Damen, als die Prinzessinnen von Geblüt, ja sogar dem Könige das Schaffot zu prophezeihen. Nur ungern würde ich ihn wieder sehen. —

— Ich werde mich dem Schmerz nicht hingeben — sprach die Königin mit Fassung. — Hätte der Mann nur im Allgemeinen eine Umwälzung aller Verhältnisse prophezeihet, oder auch nur einige Opfer derselben angekündigt; dann hätte ich ihn für weise gehalten — jetzt aber, da er das Höchste und Heiligste angreift, muß ich ihn für einen Thoren halten, dessen verbranntes Gehirn Unmöglichkeiten ersinnt. — Nur das muß mich bekümmern, daß solche Aeußerungen nur möglich waren. Sie beweisen, daß wir in einer Zeit leben, wo die ehrerbietige Scheu vor der geheiligten Person des Königs verschwunden ist; sie tragen dazu bei, die Nation an den Gedanken von Mord und Hinrichtung zu gewöhnen, und das ist schon schlimm genug. — Man muß auf seiner Hut sein. —

Niemand ahnte damals, daß alle diese schrecklichen Prophezeihungen buchstäblich in Erfüllung gehen sollten.

Als Beweis, wie sehr das Ansehn des Königs gesunken war, wie Alles um ihn her intriguirte, und wie wenig er die Kraft hatte, seinen Willen durchzusetzen, müssen wir eine Geschichte erzählen.

Eines Tages, um drei Uhr Nachmittags, saß Ludwig XVI. mit der Königin allein in ihrem Cabinet. Vor ihnen lag auf einem kleinen Tische ein sehr starkes Manuscript.

— Es ist betrübend — sprach Marie Antoinette, — wie mir Alles übel ausgelegt wird. Sie wissen, Sire, als welchen Gründen vom Herzog von Orleans das Schloß St. Cloud angekauft wurde. —

— Allerdings; um während der zehnjährigen Dauer der großen Reparaturen, die sich in Versailles nothwendig machen, eine anständige Sommerresidenz zu haben. —

— Und aus welchen Gründen dieser Besitz auf meinen Namen geschrieben wurde. —

— Nun wohl, aus Oeconomie; um nicht einen der Großen meines Hofes mit einem ungeheuern Gehalte als Pallast-Gouverneur anstellen zu müssen; da jetzt ein einfacher Castellan genügt. —

— Also war es Ersparniß, und nicht Anmaßung, die mich veranlaßte, dem Portier und der Dienerschaft von St. Cloud, so gut wie zu Klein-Trianon, meine Livree zu geben und die angeschlagenen Verhaltungs-

regeln für fremde Besucher unterzeichnen zu lassen: „Auf Befehl der Königin.“ —

— Das ist ganz in der Ordnung. —

— Und dennoch hat man mir vorstellen zu müssen geglaubt, daß dadurch sich der Hofadel, wie das Volk, beleidigt sehe. Jener, weil es gegen den Gebrauch sei, daß Königinnen die Schlösser der Krone besitzen, und das Volk, weil es darin einen Beweis finden will, daß sich die Oestreicherin auf Kosten der Nation bereichern wolle. —

Empörend! — rief der König — man untersuche die Sache — man schicke die Leute, die so raisonniren, in die Bastille. —

— Damit, entgegnete Marie Antoinette, wäre nichts gebessert. — Von den Großen ist es Neid, daß einen von ihnen eine Sinecure entgeht, und vom Volke ist es die Aufreizung der Philosophen und Atheisten, die um jeden Preis eine Umwälzung zu Stande bringen wollen. Ich aber hülle mich in meine Unschuld. Ich habe meinen Leuten erklärt, und sie werden es schon weiter tragen: In Gärten, die mir angehören, steht mein Name gewiß am rechten Orte. Ich kann darin Befehle geben, ohne deshalb einen Eingriff in die Rechte des Staats zu thun.

— Gewiß — und es bleibt dabei. —

— Indeß soll ein Herr von Espermeuil sogar

im Parlament geäußert haben, es sei unmoralisch, eine Königin von Frankreich im Besitz königlicher Schlösser zu sehen.

— Einem solchen Etourdie gebührt entweder die Narrenkappe, oder die Bastille.

— Lassen wir ihm die erstere, Sire; — indeß habe ich diese unangenehme Angelegenheit nur zur Sprache gebracht, um anzudeuten, wie sehr man Ursache hat, vorsichtig zu sein. Beziehen wir das auf die Prüfung des vor uns liegenden Manuscripts. Herr von Beaumarchais ist nicht ohne Witz und musikalisches Talent. Seine Stücke gehören zu den mittelmäßigen. Indeß in den Pariser Zirkeln ist er einmal en vogue. Sein Lustspiel: Der Barbier von Sevilla, hat auf allen Theatern Beifall gefunden. Seine Satyren gegen ausgezeichnete Persönlichkeiten haben die Lacher auf seine Seite gebracht. Mit diesen Triumphen noch nicht zufrieden, hat er sich in den Kopf gesetzt, den Geistern der Hauptstadt einen allgemeinen Impuls zu geben. Wie er sich selbst berühmt, ist dieses monströse Lustspiel da — „Die Hochzeit des Figaro," in keiner andern Absicht geschrieben, als die achtbarsten Sitten und Gebräuche dem Spott der Philosophen und des großen Haufens Preis zu geben.

— Ja ja, das war der Grund, weshalb die Polizeicensoren erklärt hatten, daß das Stück nicht auf-

geführt werden dürfe. Indeß hat es Herr von Beaumarchais schon in vielen Gesellschaften vorgelesen. Es hat ungeheuern Beifall gefunden; besonders hat eine Phrase, wie man mir sagt, jeden Widerspruch niedergeschlagen. Er läßt den Figaro sagen: „bloß die kleinen Geister fürchten sich vor kleinen Schriften." — Nun will Niemand ein kleiner Geist sein, und man räth mir selbst von allen Seiten — diesen Vorwurf nicht auf mich beziehen zu lassen. —

— Ja, ich weiß es, — selbst die Polignac und Herr von Breteuil gehören zu den feurigsten Beschützern dieser Comödie.

Deshalb eben habe ich mich entschlossen, selbst zu prüfen. Ich habe das Manuscript vom Polizeilieutenant holen lassen und die Campan kann es uns vorlesen.

— Ich habe ihr ein Billet geschrieben, daß sie erst zu Mittag essen möge, denn ich würde sie diesesmal lange bei mir behalten — da ist sie.

Die erste Kammerfrau trat ein und der König sagte zu ihr, indem er auf das Manuscript deutete: Da ist die Comödie des Beaumarchais; Sie müssen sie uns vorlesen. Ich habe sie schon durchflogen, wünsche aber, daß auch die Königin dieses Machwerk kennen lernt. Sie werden gegen Niemand etwas von dieser Vorlesung erwähnen.

Frau von Campan verneigte sich und nahm mit

unterdrücktem Seufzer das starke Manuscript vor sich; dann fing sie an zu lesen.

Der König unterbrach sie öfter durch lobende oder tadelnde Ausrufungen. Nicht selten rief er aus: das beweiset einen schlechten Geschmack; dieser Mensch bringt doch beständig die italienischen Concetti auf die Bühne.

Bei dem Monolog des Figaro, worin dieser die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung bespöttelt, zuletzt aber in einer langen Tirade gegen die Staatsgefängnisse sich ergießt, rief der König mit Lebhaftigkeit: Das ist abscheulich! Das soll niemals gespielt werden! Man müßte die Bastille zerstören, damit die Aufführung dieses Stücks nicht als eine gefährliche Inconsequenz erschiene. —

Merkwürdige Aeußerung — wie bald sollte sie in Erfüllung gehen! —

— Dieser Mensch — fuhr er fort — spielt mit Allem, was man bei einer Regierung achten muß. —

— Man wird es also nicht spielen? — fragte die Königin.

Nein, gewiß nicht — Sie können sich darauf verlassen! —

Und dennoch wurde es gespielt. — So viel galt damals der Wille des Königs!

Die Beschützer des Herrn von Beaumarchais, oder vielmehr dieses politischen Stücks, hatten, trotz des Ver-

bots desselben, die Rollen von Figaros Hochzeit unter die Schauspieler vom Théâtre français vertheilen lassen. Diese waren davon enthusiasmirt. Man drang in den ersten Kammerherrn des Königs, daß wenigstens eine Privatvorstellung desselben im Schauspielsaale des Pallastes der kleinen Hofbelustigungen in Paris gegeben werde. Eine Menge Billets waren dazu an Personen aus den ersten Ständen vertheilt. Alles war auf's Höchste gespannt. Schon war ein Theil des Saals mit Zuschauern gefüllt, da erschien ein Hofcourier aus Versailles, der ein Lettre de Cachet*) überbrachte, worin der König diese Aufführung verbot. Er hatte erst kurz zuvor von diesem Versuche, seine Befehle zu umgehen, Nachricht erhalten. Das Stück wurde also nicht gegeben.

Allein schon war die ganze Straße, die zu dem Pallast der kleinen Vergnügungen führte, mit Wagen besetzt von angesehenen Personen, die der Darstellung beiwohnen wollten. Der Unwille dieser lebhaften Franzosen machte sich Luft durch Verwünschungen. — „Es ist ein Eingriff in die natürliche Freiheit!" — riefen Einige. Andere schrieen über Druck und Tyrannei mit

---

*) So hießen nicht bloß die berüchtigten Königlichen Verhaftsbefehle, sondern jeder aus dem Geheimen Cabinet erlassene Befehl. Der Verf.

einer Heftigkeit, wie sie später nur in den Tagen der Revolution wieder vorkam.

— Nun gut, meine Herren — rief der Verfasser aus — man will es hier nicht aufführen lassen; aber ich schwöre, es wird dennoch gespielt werden und wäre es auf dem hohen Chor der Kirche von Nôtre-Dame.

Bald darauf verbreitete man am Hofe in aller Stille das Gerücht: Beaumarchais habe sich entschlossen, alle Stellen, die der Regierung anstößig sein könnten, wegzulassen. Und nun wußte man vom Könige unter dem Vorwande, daß man doch den Verfasser nun besser beurtheilen könne, die Erlaubniß zu erlangen, daß Herr von Beaudreuil diese famöse Hochzeit des Figaro auf seinem Landhause aufführen lassen durfte. —

Man hatte aber nichts fortgelassen und der König wurde getäuscht. Er erlaubte die Aufführung in Paris, da die Königin meinte: nach Weglassung der aufregend pikanten Stellen, wird das Stück so matt sein, daß es von selbst fallen wird. Der Bruder des Königs ging, in der Ueberzeugung, daß auch nicht eine einzige Stelle mehr darin sei, welche Anstoß geben könne, in die große Loge. Allein — wie sah er sich getäuscht?

Das Publikum äußerte den tollsten Enthusiasmus und beklatschte jede Stelle, welche gegen den König, die Königin und den Hof zielte. Monsieur fühlte sich beleidigt und verließ das Theater. Voll Entrüstung

sprach er sich darüber aus gegen den König und die Königin.

Bald darauf erfolgte die Verhaftung des Verfassers. Ironisch sprach er: es giebt noch etwas tolleres, als mein Stück — das ist der glückliche Erfolg, den es auf der Bühne gehabt hat.

Und in der That schien die Strenge, die man gegen den Verfasser übte, diese Erfolge noch zu steigern. Man erhob das Stück in die Wolken und der König wagte keine Aufführung mehr zu verbieten.

So hatte der Komödienschreiber im Gefängniß einen König auf dem Throne besiegt — so stark war damals schon die öffentliche Meinung, — so schwach das Ansehen des Königs. —

Kurz nachher entwickelte sich jene geheime Intrigue einer Gesellschaft von Gaunern, die noch mehr, als das Ansehen des Thrones zu erschüttern, dazu beitragen sollte, den Charakter der Königin zu verdächtigen.

Nur unter den Einwirkungen eines so gesunkenen und verdorbenen Zustandes der Gesellschaft war diese famöse Halsbandgeschichte möglich.

Drittes Kapitel.

Die Halsbandgeschichte.

Herr von Campan, der geheime Sekretair der Königin, Gatte ihrer ersten Kammerfrau, saß im Cabinet, eifrigst mit Schreiben beschäftigt, die eine besondere Kunst und Delikatesse erforderten; denn es galt, einigen verschämten Armen auf die schonendste Weise reichliche Unterstützungen von Seiten der Königin zukommen zu lassen. — Da ließ ein Mann sich melden, dessen Name einen guten Klang hatte im Cabinet der Königin — es war der Kronjuwelier Böhmer, derselbe, von dem die Königin Guirandolen gekauft hatte für 360,000 Livres, die aus den Ersparnissen ihrer Chatouille in mehrjährigen Terminen bezahlt waren. — Herr von Campan kannte die Schwäche der Königin für schöne Diamanten, und besorgt für die Chatouille der Königin, die eben so sehr von ihrer Wohlthätigkeit in Anspruch genommen war, ließ er ihn eintreten. —

Böhmer war ein Mann von feinen Manieren, die aber mehr die eines Kammerdieners waren, der gewohnt ist, vor den Großen dieser Erde im Staube zu kriechen, als die eines Marquis. — Er verneigte sich dreimal auf das tiefste, als er im hechtgrauen Kleide mit großen Stahlknöpfen, seidenen Unterkleidern, Schuh und Strümpfen und sorgfältig frisirt und gepudert — kurz, so festlich gekleidet, wie es die damalige Sitte erheischte, wenn ein Mann aus dem Bürgerstande etwas bei einem Herrn vom Hofe zu suchen hatte — eingetreten war.

Der erste Blick des Geheimschreibers fiel sogleich auf ein kostbares Kästchen von Vermeuil, welches der Eintretende unter dem Arme trug.

— Nun, Herr Böhmer, — rief ihm Herr von Campan zu — doch nicht schon wieder ein Aderlaß für unsere Chatouille? —

— Gnädiger Herr — sprach der Juwelier in tiefster Devotion — wenn ich mich erkühne, bei Ihrer Majestät der Königin Ihre vielgeltende Fürsprache in Anspruch zu nehmen ....

— Nur nicht für den Ankauf von Diamanten — fiel ihm Herr von Campan in die Rede — und mit großer Lebhaftigkeit fuhr er fort: — oder haben Sie etwa vergessen, daß der König erst im vorigen Jahre Ihrer Majestät der Königin einen Schmuck von Ru-

binen und weißen Diamanten, von 200,000 Livres Werth, zum Geschenk gemacht hat? —

— Allerdings — indeß ....?

— Oder die Aeußerung der Königin, als Sie die Ehre hatten, ihr die neu gefaßten Diamanten ihres älteren Schmucks zu überreichen: — Nun aber finde ich mein Schmuckkästchen so reichlich ausgestattet, daß ich nicht das Mindeste mehr dazu zu haben wünschte. —

— Allerdings — entgegnete der Juwelier mit einem erzwungenen Lächeln, obwohl er über den unerwarteten Empfang betroffen war — indeß, man kennt das, — die höchsten und allerhöchsten Damen haben einmal ein Faible für schöne Diamanten, und ich wette, wenn Ihre Majestät die Königin zehnmal erklären sollten, daß sie auch nicht einen Stein mehr anzukaufen geruhten, so würde der Anblick dieser Steine ....

Damit öffnete er das Kästchen und ein diamantnes Collier, das mehrere Schnüre bildete, von unbeschreiblicher Pracht und Kostbarkeit, blendete sogar den Hofmann, der, als Kenner, den ungeheuern Werth dieses Kleinods wohl zu übersehen vermochte. —

— Was ist es damit? — rief er voll Schrecken und Erstaunen aus; — ich gestehe, es ist magnific — aber um desto verführerischer, und der Preis wird enorm sein. —

— Gnädiger Herr — sprach der Juwelier dringend

und mit gepreßter Stimme — ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen — aber um Gotteswillen, im engsten Vertrauen — für eine Bagatelle — für einen wahren Spottpreis sollen diese Juwelen, die der Großmogul nicht kostbarer hat, losgeschlagen werden. — Denn in der That, mein Herr, das Haus Böhmer und Bossange befindet sich — en Confidance gesagt — bei Gott, in der Lage, um jeden Preis verkaufen zu müssen. — Jahrelang haben wir gearbeitet, unser ganzes Vermögen daran gewendet, halb Europa durchreiset, Agenten nach Indien geschickt, um diese wundervollen Steine zusammen zu bringen. Kein Monarch Europa's hat sie schöner. —

— Gnädiger Herr — fuhr er fort, indem der Ton seiner Stimme immer flehender wurde — ich bin ein ruinirter Mann, wenn Ihre Majestät die Königin diese Diamanten nicht geruhte, kaufen zu lassen. Ich bin fest überzeugt, sie darf diesen Schmuck nur sehen und sie wird wünschen, ihn zu besitzen; man darf dem Könige nur den leisesten Wink davon geben und er wird sich glücklich schätzen, für die Kleinigkeit von einer Million sechsmal hunderttausend Franks der schönsten Königin der Welt einen vergnügten Abend zu machen. Ich habe nur zu bitten, daß Sie mir Gelegenheit verschaffen, der Königin diese Diamanten zur Ansicht vorzulegen. — Eine Gefälligkeit, die Ihnen ein Wort

kostet und Ihnen die Segnungen einer dankbaren Familie bringen würde, die Sie damit vom Untergange retten würden. —

— Ich bedauere, Herr Böhmer, daß meine Pflicht mich zwingt, zu erklären, daß ich es nicht würde verantworten können, der Königin in jetzigen Zeiten eine Ausgabe von einer Million sechsmal hunderttausend Francs vorzuschlagen, und daß ich nicht glaube, daß selbst die Staatsdame oder die Ehrendame einen solchen Auftrag übernehmen würde. —

— So werde ich andere Wege aufsuchen müssen, um der Königin eine Freude zu bereiten. — Zum Glück giebt es in Versailles noch andere Personen, die sich eine Ehre daraus machen würden, für solche Zwecke ihren Einfluß geltend zu machen.

Er sprach diese Worte im pikirten Ton und zog sich zurück.

Einige Tage später war es ihm in der That gelungen, durch den ersten dienstthuenden Hofcavalier des Königs die Erlaubniß zu erlangen, demselben diesen prächtigen Schmuck zeigen zu dürfen.

Der König war davon ganz entzückt. Er wünschte nichts mehr, als die Königin damit geschmückt zu sehen. Er befahl Böhmer, das Juwelenkästchen in deren Zimmer zu bringen.

Wer war glücklicher, als der Juwelier, der im Vorzimmer der Entscheidung harrte.

Der König trat unmittelbar nachher in das Cabinet der Königin. Er öffnete das Kästchen mit dem Schlüsselchen, den er bei sich behalten hatte und ließ den kostbaren Halsschmuck vor den Augen seiner überraschten Gemahlin strahlen.

— Für Sie, meine Theure, ist nichts zu kostbar — sprach er — erlauben Sie, daß ich damit Ihnen einen Beweis meiner Liebe gebe.

— Sire — entgegnete sie mit edler Resignation, gerührt von der Güte des Königs, und küßte ihm die Hand — ich würde weder Ihrer Liebe noch Ihrer Achtung werth sein, wenn in Zeiten, wie die jetzigen sind, ich ein solches Geschenk annehmen wollte. Ich besitze durch Ihre Güte schon so ausgezeichnet schöne Diamanten, die ich gleichwohl des Jahres kaum fünf bis sechs Mal anlege, daß ich Sie bitten möchte, dieses Halsband dem Verfertiger zurückzusenden und lieber diese Summe an den Bau eines großen Seeschiffes zu wenden, was der Nation mehr Nutzen bringen würde, als das Vergnügen, ihre Königin so verschwenderisch geschmückt zu sehen.

Böhmer gerieth außer sich über die nun entschieden erfolgende Weigerung. Er machte nun bei ver-

schiedenen Höfen Europa's Versuche, sein Halsband zu verkaufen; allein eben so vergebens.

Ein Jahr nach seinen ersten fruchtlosen Bemühungen ließ er noch einmal das Diamantenhalsband dem Könige antragen, und zwar mit der Erklärung, daß er die Bezahlung theils in verschiedenen Terminen, theils in Leibrenten annehmen würde. Man hatte dem Könige diese Bedingungen des Ankaufs als so höchst vortheilhaft vorgestellt, daß er noch einmal mit der Königin davon sprach.

Die erste Kammerfrau, Frau von Campan, war dabei gegenwärtig. Sie bezeugt, daß die Königin abermals mit großer Festigkeit der allerdings lockenden Versuchung widerstand.

— Wenn in der That — sprach sie — der Ankauf dieses Schmuckes so wenig drückend ist, so könnte er bis zur Vermählung unserer Kinder aufgehoben werden; ich wenigstens würde ihn nie tragen, um mich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, ein Juwel von so ungeheuerem Preise gewünscht zu haben.

— Unsere Kinder — entgegnete der König — sind noch zu jung, um jetzt schon für ihren Hochzeitsschmuck sorgen zu müssen. Die jetzt angelegte Summe würde ein todtes Kapital sein, dessen Zinsverlust den Ankaufs-

preis noch erhöhen würde. — Wohlan denn! weisen wir den Antrag auf das bestimmteste zurück. —

Böhmer war davon höchst betroffen, jede Erwartung so fehl geschlagen zu sehen. Er beklagte sich darüber bei aller Welt, und fand, — wie immer, wenn es gilt, dem Mächtigen unrecht geben, — viel Theilnahme. Nur Wenige waren vernünftig genug, ihm zu sagen, daß es sehr gewagt von ihm gewesen sei, solche Summe anzulegen, ohne des Absatzes zuvor gewiß zu sein. Die meisten beschuldigten die Königin des unzeitigen Geizes, wodurch sie eine redliche Familie ruinire. Es waren dieselben Leute, die sicher am ärgsten über Verschwendung am Hofe geschrieen hätten, wenn das Halsband gekauft wäre.

Böhmer gab indeß noch nicht alle Hoffnung auf. Die Stelle als Kronjuwelier hatte er sich gekauft, nur um Zutritt bei Hofe zu erhalten, und dadurch gelang es ihm endlich, nach mehreren vergeblichen Schritten, eine Audienz bei der Königin zu erhalten. —

Marie Antoinette wußte nämlich nicht, zu welchem Zwecke sich der Kronjuwelier diese Audienz erbeten hatte. Es fiel ihr nicht ein, zu glauben, daß der schon zweimal abgewiesene Juwelier die Zudringlichkeit haben könne, sie wegen desselben Gegenstandes noch einmal zu belästigen.

Eben befand sich ihre kleine Prinzessin Tochter bei ihr, als Böhmer eintrat.

Dieser Mann fiel sogleich auf seine Knie, faltete die Hände und rief im Tone der Verzweiflung aus: Ew. Majestät, ich bin ruinirt, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich kann so viel Unglück nicht überleben. Von hier gehe ich fort, um mich ins Wasser zu stürzen!

Die Königin war auf das unangenehmste überrascht durch diese Scene; doch keinen Augenblick ihrer Würde vergessend, sprach sie in strengem Tone, der wohl geeignet war, ihn zur Besinnung zu bringen:

— Stehen Sie auf, Böhmer; ich habe dergleichen Ausrufungen nicht gern; rechtschaffene Leute haben überhaupt nicht nöthig, auf den Knieen zu bitten. Sollten Sie sich das Leben nehmen, so würde ich Sie bedauern, wie einen Wahnsinnigen, für den man Mitleid fühlt; aber ich würde wegen dieses Unglücks keineswegs verantwortlich sein. Ich habe dieses Stück, welches Sie so in Verzweiflung setzt, nicht nur nicht bestellt, sondern auch jedesmal, wenn Sie mich von Ihrem Juwelenvorrath unterhielten, habe ich Ihnen gesagt, daß ich auch nicht vier Diamanten mehr bedürfte, um meinen Schmuck zu complettiren. Ich habe Ihnen Ihr Halsband zurückgegeben. Der König wollte es mir schenken; ich habe es in höherm Pflichtgefühl abgelehnt und kann

Ihnen jetzt nur den Rath geben: sprechen Sie mir nicht wieder davon. Versuchen Sie es aus einander zu nehmen und einzeln zu verkaufen; aber springen Sie nicht in's Wasser. Ich weiß es Ihnen keinen Dank, daß Sie sich in meiner und dieses Kindes Gegenwart diese Scene der Verzweiflung erlaubt haben. Daß dergleichen nie wieder vorkomme! Jetzt können Sie gehen! —

Böhmer entfernte sich trostlos, und lange hörte man nichts wieder von ihm und von seinem Halsbande.

Als einige Zeit später die Königin mit der Prinzeß Sophie niedergekommen war, sagte sie zu ihrer ersten Kammerfrau:

— Wissen Sie, liebe Campan, daß ein reicher Financier, ein Herr von St. James, mir hat melden lassen, daß Böhmer sich noch immer mit dem Verkauf des Halsbandes beschäftigt? Um meiner Ruhe willen möchte ich wissen, was dieser Mann damit gemacht hat. Sobald Sie ihn sehen, suchen Sie unter dem Schein einer theilnehmenden Erkundigung zu erfahren, wie es damit steht.

Das geschah, und schon nach einigen Tagen sprach Frau von Campan mit Böhmer davon. Dieser aber antwortete mit einem geheimnißvoll verschmitzten Gesicht: Ich bin so glücklich gewesen, diesen Schmuck an die Favoritsultanin zu verkaufen. —

— Seltsam! sprach die Königin, — daß der Großsultan in Paris Diamanten kaufen sollte; indeß, wenn dem so ist, so bin ich froh, daß der arme Mann nicht nöthig gehabt hat, in's Wasser zu springen.

Lange Zeit vermied es die Königin, Böhmer zu sehen. Sie fürchtete seine Geistesüberspannung und übertrug daher alle Reparaturen ihres Schmuckes ihrem Kammerjuwelier.

Doch einst, bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Angoulème, machte er derselben ein Achselband mit einer diamantenen Schnalle zum Geschenk und befahl Böhmer, es der Königin zu überbringen.

Dieser wählte dazu die Stunde, als Marie Antoinette aus der Messe zurückkam. Er übergab ihr zugleich einen Brief in Form einer Bittschrift und doch waren seine Züge dabei so schlau und vergnügt, daß er nichs weniger als einem Bittenden glich.

Als die Königin in ihr Zimmer zurückgekehrt war, öffnete sie das Schreiben von Böhmer und las laut dessen Inhalt vor.

Es hieß darin: Ich fühle mich sehr glücklich, Ew. Majestät im Besitz der schönsten Diamanten zu wissen, die es in Europa giebt. Ich bitte nur um die Gnade, mich nicht zu vergessen.

— Seltsam! — sprach die Königin. Wie kann

er mir ein Compliment machen über Diamanten, die ich nicht besitze und zugleich bitten, ihn nicht zu vergessen. Ich sehe nichts darin, als Spuren seiner Geistesabwesenheit. Es ist besser, daß man solche Spuren trauriger Geistesverirrung vernichte. —

Damit hielt sie es an ein brennendrs Wachslicht, das man eben gebracht hatte, um Briefe zu siegeln, und verbrannte das seltsame Schreiben Böhmer's bis auf die letzte Spur.

— Dieser Mensch, — sprach sie dabei zu ihrer ersten Kammerfrau, — ist eine wahre Strafe für mich. Immer hat er seine Narrheit im Kopfe. Vergessen Sie nur nicht, sobald Sie ihn zum ersten Male wiedersehen, ihm zu sagen, daß ich mir gar nichts mehr aus Diamanten mache und in meinem Leben keine wieder kaufen würde; daß ich lieber, wenn ich Geld übrig hätte, mein Grundeigenthum von St. Cloud durch Ankauf nahe liegender Grundstücke vergrößern würde. Gehen Sie auf alle diese Details mit ihm ein und suchen Sie es ihm recht klar, recht begreiflich zu machen, daß er für sein Geschäft gar nichts mehr von mir zu hoffen habe.

— Würde vielleicht Ew. Majestät, — entgegnete Frau von Campan, — mir durch eine kleine Bestellung dazu die Gelegenheit geben?

— Nein, dessen bedarf es nicht, — die erste beste

Gelegenheit genügt dazu. Bei einem Menschen seiner Art würde schon der erste Schritt des Entgegenkommens übel angebracht sein.

Die Sache war damit noch nicht abgethan.

Am ersten August verließ Frau von Campan, die erste Kammerfrau der Königin, Versailles, um sich für einige Tage auf ihr Landgut Crispy zurückzuziehen.

Dort pflegte ihr Schwiegervater Sonntag Mittags Gäste aus Paris bei sich zu sehen. Das war auch am 3. August der Fall. Unter mehreren Bekannten erschien auch der Juwelier Böhmer, der von früher her gewohnt war, sie zwei oder dreimal des Sommers dort zu besuchen. Auch dieses Mal wurde er freundlich aufgenommen. Der Frau von Campan war es lieb, so bald eine Gelegenheit gefunden zu haben, um ihn mit der früher gedachten Erklärung der Königin bekannt zu machen. — Sei ergriff daher den ersten günstigen Augenblick, um ihm darüber Mittheilung zu machen.

Der Juwelier erschien wie versteinert, starrte die Kammerfrau an mit den Blicken eines Irrsinnigen und brach endlich in die Worte aus:

— Aber wie ist es möglich, daß die Königin den Sinn der Schrift, die ich ihr zu überreichen die Ehre hatte, nicht begriffen haben will?

— Ich habe sie selbst gelesen, — entgegnete die Kammerfrau, — und in der That nichts davon verstanden.

— Was Sie betrifft, Madame, so wundere ich mich nicht darüber. — Indeß, — fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, um von den Naheſtehenden nicht gehört zu werden, — es iſt ein Geheimniß bei der Sache, um welches Sie vielleicht nicht wiſſen. Ich muß Sie daher um eine geheime Unterredung bitten, um Sie vollſtändig zu unterrichten von dem, was zwiſchen mir und der Königin vorgefallen iſt.

— Dann müſſen Sie warten, bis unſere Pariſer Gäſte fortgefahren ſein werden.

Als man dieſe Perſonen losgeworden war, die ihre Gegenwart im Salon nöthig gemacht hatten, ging ſie mit Böhmer in die Gartenallee hinaus.

Frau von Campan war ſo von Betrübniß durchdrungen; ſie ahnte ſo viele Gefahren für den Ruf der Königin und ſo viele Verlegenheiten, ſich los zu machen, daß ſie es kaum bemerkte, wie es während dieſer Unterredung mit Böhmer zu donnern und zu regnen anfing. Ebenſo befangen war Böhmer.

— Nun aber ſagen Sie mir um des Himmels willen, Herr Böhmer, — nahm Frau von Campan das Wort, — was ſollte eigentlich das Papier bedeuten,

das Sie am Sonntage ihrer Majestät beim Herausgehen aus der Kapelle übergeben hatten?

— Das kann der Königin nicht unbekannt sein, Madame.

— Verzeihen Sie. Die Königin hat mir sogar aufgetragen, Sie darum zu befragen.

— Das ist wohl nur Scherz von Ihrer Majestät.

— Was für eine Idee! — Wie können Sie hier von Scherz reden wollen? Die Königin kleidet sich höchst selten in ihren Staat. Sie wissen es ja. Sie haben gegen mich selbst darüber geklagt, daß die große Einfachheit am Hofe von Versailles Ihnen Schaden thue. Sie fürchtet, daß Sie immer neue Dinge erfinden würden, um sie mit Verkaufsanträgen zu belästigen. Ich muß es wiederholen: sie hat mir ausdrücklich befohlen, Ihnen zu sagen, daß sie zu den Diamanten, die sie schon besitzt, auch nicht für 20 Louis-d'ors mehr hinzukaufen lassen wird.

— Ja, das glaube ich wohl, Madame. Sie hat es auch jetzt weniger nöthig, als jemals. Aber was hat sie denn über das Geld geäußert?

— Sie sind ja längst bezahlt!

— Ach, Madame! — Sie sind in großem Irrthum. Man ist mir noch eine bedeutende Summe schuldig.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Nun — dann muß ich Ihnen Alles gestehen. Man hat Sie mit Blindheit geschlagen. Die Königin hält es vor Ihnen geheim, wie ich sehe. — So wissen Sie denn, die Königin hat mein großes Halsband gekauft. —

— Die Königin? — Sie hat es ja Ihnen abgeschlagen. Sie hat es sogar dem Könige abgeschlagen, der es ihr schenken wollte.

— Nun gut — sie hat ihre Ansicht geändert.

— Hätte sie ihre Meinung geändert, so würde sie es ja doch wohl dem Könige gesagt haben. Ich habe auch niemals dieses Halsband unter den Juwelen der Königin gesehen.

— Sie wollte es am Feste Mariä Reinigung tragen. Es hat mich allerdings gewundert und beunruhigt, daß sie es nicht gethan hat und das war der Grund, weshalb ich mir erlaubte an die Königin zu schreiben.

— Wann sollte Ihnen denn die Königin angezeigt haben, daß sie sich zum Ankauf des Halsbandes entschlossen habe?

— Nun — sie selbst hat nie mit mir darüber gesprochen.

— Wer war denn ihre Mittelsperson? —

— Der Cardinal von Rohan.

— Welcher Unsinn! Seit acht Jahren hat sie nie ein Wort mit ihm geredet. — Sie sind bestohlen,

lieber Böhmer; ich begreife nur noch nicht, durch welche Intrigue. Aber die Sache an sich ist gewiß.

— Nein — nein — ich bin meiner Sache nur zu gewiß. Die Königin stellt sich nur so, als stehe sie mit dem Cardinal nicht gut. Aber er steht sehr gut mit ihr.

— Was meinen Sie damit? Die Königin stelle sich blos so, als ob sie mit einer so ausgezeichneten Person des Hofes schlecht stehe? — Sonst, mein Herr, pflegen sich die Fürsten eher zu stellen, als wenn sie gut mit einem ständen. Ferner soll sie sich vier Jahre so gestellt haben, als wolle sie Ihr Halsband weder kaufen, noch zum Geschenk annehmen — nun hat sie es endlich doch gekauft und stellt sich, als könne sie sich nicht daran erinnern, weil sie es nicht trägt? — Sie sind ein Narr, guter Böhmer; ich sehe Sie in eine Intrigue verwickelt, die mich für Sie zittern macht und die mich um der Königin willen betrübt. Als ich Sie vor sechs Monaten fragte, was aus dem Halsbande geworden sei, sagten Sie mir nicht, Sie hätten es an die Favoritsultanin verkauft?

— Ich habe pflichtmäßig so geantwortet, wie die Königin es wünschte.

— Die Königin es wünschte?

— Allerdings. Sie hatte mir durch den Cardinal Rohan diese Antwort anbefehlen lassen.

— Aber so sagen Sie mir doch, wie die Befehle der Königin durch diesen Cardinal Rohan an Sie gekommen sein können? —

— Durch Billets, die von ihr eigenhändig unterzeichnet waren. Leider bin ich genöthigt, dieselben manchen Leuten, die mir Geld geliehen haben, vorzuzeigen, um sie zu beruhigen. —

— Sie haben also niemals etwas erhalten?

— Bitte um Entschuldigung; bei der Ueberlieferung des Halsbandes habe ich eine Summe von 30,000 Franken in Cassenbillets empfangen. Ihre Majestät ließen mir dieses Geld duach den Cardinal einhändigen. - Sie können versichert sein, daß er die Königin insgeheim spricht; ich weiß das ganz gewiß, denn bei der Uebergabe hat er mir gesagt, daß sie diese Cassenbillets in seiner Gegenwart aus einer Brieftasche in ihrem Porzellansecretair genommen habe, der in ihrem kleinen Cabinet steht.

— Das Alles sind Lügen, — rief die Campan lebhaft, — und Sie selbst, mein Herr, sind sehr strafbar, daß Sie — der Sie den Eid der Treue geleistet haben — sich ohne Wissen des Königs für die Königin in Unterhandlungen eingelassen und zwar in einer so bedeutenden Sache und ohne von ihr unmittelbaren Befehl erhalten zu haben.

Diese letzten Worte machten den gefährlichen Schwach-

kopf bestürzt. Mit dem höchsten Ausdruck der Betroffenheit fragte er die Kammerfrau:

— Aber, mein Himmel! Madame, — was soll ich nun machen? — Es ist doch eine Thatsache, daß ich eigenhändige Briefe von der Königin besitze.

— In der That, mein Herr, — entgegnete die Campan höchlich pikirt, — die Sache ist so verwickelt, daß sie Niemand lösen kann, als die Hand der Gerechtigkeit und deshalb kann ich Ihnen nur rathen, sogleich von hier nach Versailles zu fahren, den Baron Breteuil aufzusuchen, der bekanntlich, als Minister des Königlichen Hauses, die Krondiamanten unter sich hat und ihm Alles, was vorgefallen ist, aufrichtig zu entdecken; alsdann aber unbedingt sich von ihm leiten zu lassen.

— Aber, Madame, — es würde mir angenehmer sein, wenn Sie die Güte haben wollten, der Königin unmittelbar mitzutheilen, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu eröffnen.

— Das möchte ich nicht wagen, ohne dazu von der Königin aufgefordert zu werden. Ich sehe in Ihrer Erzählung einen Hintergrund von Ränken, den ich noch nicht zu durchschauen vermag; die Klugheit gebietet mir, durchaus neutral in dieser so delicaten Angelegenheit zu bleiben.

Böhmer dachte einen Augenblick nach; dann aber sprach er: — Madame, ich werde Ihrem Rath fol-

gen — warum? — weil ich mich außer Stande sehe, einen bessern zu finden. —

Damit zog sich der Juwelier zurück; aber anstatt sich nach Versailles in das Hotel des Ministers zu begeben, begab er sich nach Paris in den Palast des Cardinals Prinz Rohan. —

Augenblicklich wurde er vorgelassen.

Eminenz! — rief er, — indem er sich dem Cardinal zu Füßen warf — Ew. Hoheit sehen mich in der äußersten Verzweiflung

— Reden Sie — Böhmer — machen Sie mir keine Scene — stehen Sie auf — was ist vorgefallen?

Und nun erzählte Böhmer Wort für Wort die Aeußerungen der ersten Kammerfrau der Königin.

— Diese Dame, — sprach der Cardinal, lächelnd, — ist in der That so eitel, zu glauben, daß Marie Antoinette keine Geheimnisse vor ihr haben könne. Es giebt ganz andere Personen, die sich im Vertrauen der Königin befinden. — Lassen Sie sich nicht irre machen, lieber Böhmer, und vor Allem rathe ich Ihnen diese Sache nicht an die große Glocke zu schlagen. Nichts vom Minister! Sie würden mich nur dadurch compromittiren und die Königin dazu.

— Aber mein Geld — mein Geld — gnädigster Herr. — Ich bin ein ruinirter Mann, erhalte ich mein Geld nicht.

— Bin ich etwa Ihnen nicht sicher genug? —

— O, vollkommen!

— Nun gut — so erwarten Sie ruhig, wie sich die Sache abwickeln wird. — Ich bin mehr dabei interessirt, wie Sie und habe meine Connexionen, die in der Intimité der Königin zehnmal höher stehen, als Ihre kleine Frau von Campan.

Diese Eröffnung von Böhmer mußte indeß doch den Cardinal beunruhigt haben. Er machte einen Denkzettel darüber, den er in seinen Schreibtisch legte. Diese Notiz, die man vergessen hatte zu vernichten, trug später nicht wenig dazu bei, den Prinzen arg zu compromittiren.

Als Böhmer abgefahren war von dem Landhause der Frau von Campan, sprach sie mit ihrem Vater davon.

— Die arme Königin — ich sehe sie von Intriguanten umgeben — es ist meine Pflicht ihr beizustehen. Ich werde sogleich nach Klein-Trianon zurückkehren und der Königin Alles mittheilen. —

— Und damit eine große Unklugheit begehen, — entgegnete Herr Genet, so hieß ihr Vater, der Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten war.

Er war ein Mann von großer Besonnenheit und wissenschaftlicher Bildung, der damit ungemein viel Takt verband und dadurch seiner Tochter als unbedingte Autorität galt.

— Dein richtiges Gefühl, mein Kind, — fuhr er fort, — hat im ersten Augenblick den rechten Fleck getroffen — es ist eine teuflische Intrigue — die muß enthüllt werden um jeden Preis, und der Minister Breteuil — ist gerade der rechte Mann dazu. Ich rathe Dir daher, abzuwarten bis die Königin selbst Dir befiehlt, zurückzukehren.

Noch zehn Tage brachte Frau von Campan in äußerster Unruhe auf ihrem Landsitz zu. Da erhielt sie ein eigenhändiges Billet der Königin, das sie zurückrief.

Nach dem Inhalt desselben schien Marie Antoinette noch keine Ahnung von der Intrigue zu haben, oder wenigstens sie für unwichtig zu halten. Die Königin schrieb ihr: „Ich habe die Rolle der Rosine im Barbier von Sevilla übernommen — und Niemand versteht es besser, mir dergleichen einzustudiren, als Sie, liebe Campan. — Eilen Sie. Morgen Mittag um 12 Uhr erwartet Sie Ihre Ihnen wohlgewogene Marie Antoinette."

Schon eine Stunde war im Cabinet der Königin mit dem Vorlesen und Wiederholen der Rolle der Rosine vergangen. Am Ende schien die hohe Frau durch diese Unterhaltung gelangweilt zu sein.

— A propos, — unterbrach sie die vorlesende Kammerfrau, — nun aber sagen Sie mir, liebe Campan, warum haben Sie mir diesen Böhmer wieder zugeschickt? —

— Ich, Majestät? —

— Ja, Sie; — er berief sich ausdrücklich auf Sie — Sie hätten es ihm gerathen. —

— Unmöglich konnten Ew. Majestät im Ernst glauben . . . .

— Ich habe ihn auch nicht vorgelassen; aber die Zudringlichkeit dieses Menschen fängt im Ernst an, mir unangenehm zu sein. — Aber was haben Sie? — Sie sehen so betroffen aus. — Was ist vorgefallen mit diesem Böhmer?

— Jetzt muß ich selbst Ew. Majestät bitten, diesen Menschen in's Verhör zu nehmen. Ich darf versichern, daß es für Ew. Majestät Ruhe höchst wichtig ist. Es haben sich hinter dem Rücken meiner Königin Intriguen angesponnen — und zwar höchst ernsthafte, indem man gewissen Leuten, welche an Böhmer Geld geliehen, Schuldverschreibungen vorzeigte, die von Ew. Majestät eigenhändig unterzeichnet sein sollen.

— Mein Gott, welcher Unsinn! — rief Marie Antoinette, indem sie über und über roth wurde vor Unwillen. — Ich verstehe von dem Allen kein Wort — aber ich begreife so viel — daß man mich mit gemeinen Menschen in Beziehung gebracht hat, von denen meine Seele nichts weiß. — Das wird wieder eine von von den planmäßigen Verläumdungen sein, womit diese Orleans und diese Rohans die ihnen verhaßte Oestreicherin verfolgen — oder diese lästersüchtigen Pariser. — — O Gott, o Gott! —

Und mit diesem Ausruf brach die hohe Frau von so feinem Gefühl in Thränen aus.

— Ich fürchte, es ist mehr dahinter — eine bestimmte Intrigue — wobei allerdings wieder der Name Rohan genannt wurde. —

— O, dieser Elende! — dessen freche Zunge einst die Ehre meiner Mutter beflecken wollte. Aber Sie haben Recht, Campan, — fuhr sie lebhaft und entschlossen fort, — die Intrigue muß enthüllt werden und zwar durch mich selbst. Es ist wenigstens besser — ich sehe erst etwas klarer in der Sache — ehe man damit Aufsehen macht. — Senden Sie sogleich einen Courier an diesen Böhmer und laden ihn auf morgen früh zu sich ein — nehmen Sie irgend einen beliebigen Vorwand; nur nicht den, von dieser Sache zu reden. Ich

will nicht, daß dieser Mensch glaube, man könne irgend eine Wichtigkeit auf seine Dummheiten legen.

Am folgenden Morgen kam Böhmer. Es war an demselben Tage, an welchem der Barbier von Sevilla aufgeführt wurde. Es war das letzte Mal, daß sich die Königin in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit diese Unterhaltung erlaubte.

Kaum hatte sich Böhmer bei Frau von Campan eingefunden, so ließ ihn die Königin in ihr Cabinet rufen.

— Sagen Sie mir, Herr Böhmer, — redete sie ihn mit einem an ihr ungewohnten Ton von Strenge an, — was ist das für eine unselige Veranlassung, die mich zwingt, noch immer von Ihrem närrischen Plan zu hören, daß Sie an mich Diamanten verkaufen wollen, deren Ankauf ich seit mehrern Jahren fortwährend abgelehnt habe?

— Ich bin wohl dazu gezwungen gewesen, — entgegnete Böhmer respectvoll, aber im unverkennbaren Ton der gereizten Empfindlichkeit, — da ich meine Gläubiger nicht mehr beruhigen kann.

— Aber was gehen mich Ihre Gläubiger an?

— Halten zu Gnaden, Majestät! — sehr viel.

— Erklären Sie sich deutlicher. —

Nun nahm sich Böhmer zusammen. Diese Unterredung sollte über sein Geschick entscheiden. Obgleich er

es für überflüssig hielt, die Königin an jeden einzelnen Umstand, der ihr ja besser bekannt sein mußte, als ihm selbst, zu erinnern, so berichtete er doch mit der Ruhe und der Treue eines gewissenhaften Referenten, was zwischen ihm und dem Cardinal Rohan vorgefallen war. Zum erstenmal hörte die Königin den Namen der Gräfin de Lamothe-Valois in solchen Beziehungen nennen. Bei jedem Umstande steigerten sich ihr Erstaunen und ihr Unwille. Jedem Ausbruch desselben setzte Böhmer die größeste Kaltblütigkeit entgegen. Vergebens betheuerte sie, nichts von dem Allem zu wissen — nichts von seinen Andeutungen zu verstehen.

Der gefährliche und so lästige Juwelier hörte nicht auf, stets zu wiederholen:

— Ew. Majestät — es ist nicht mehr Zeit, sich zu verstellen; geruhen Ew. Majestät nur, mir zu gestehen, daß Sie mein Halsband haben und lassen Sie mir Unterstützung zukommen, oder mein Banquerott wird bald Alles offenbaren.

Als Böhmer sich entfernt hatte, befand sich die Königin in einem beunruhigenden Zustande. Ihr Schmer und ihre Aufregung waren so groß, daß ihre Kammerfrau nur durch wiederholte Anwendung eines Riechfläschchens Anwandlungen von Ohnmachten abwenden konnte.

— Wie kann man so wahnsinnig sein, zu glauben — rief sie in tiefster Entrüstung aus, — daß ein Mann

wie der Cardinal, mein engstes Vertrauen haben könne, und daß ich mich seiner Hülfe gegen einen Kaufmann bedient hätte, um mir ganz insgeheim eine Sache auf meine Kosten zu verschaffen, die ich nur aus der Hand des Königs offen hätte annehmen dürfen, um sie längst zu besitzen! —

Nun schickte Marie Antoinette augenblicklich nach dem Abbé Vermont und den Minister, Baron Breteuil, und ließ beide kommen.

Mehrere Tage besprach sie sich mit ihnen über diese Angelegenheit. Zum Unglück hegten beide Männer einen unversöhnlichen Groll gegen den Cardinal und dies machte sie in dieser Angelegenheit gerade am wenigsten geeignet, unbefangenen guten Rath zu ertheilen. — Sie sahen bloß ihren Triumph, einen angesehenen Feind gestürzt und vor ganz Europa beschimpft zu sehen und erkannten nicht, mit welcher äußersten Delikatesse diese Angelegenheit, wegen der so nahen Familienverbindung des Hauses Rohan mit der königlichen Familie, hätte behandelt werden müssen.

Wäre der Graf von Varennes von der Königin zugezogen, so läßt sich glauben, daß dessen gereiftere Erfahrungen einen andern Ausweg gefunden hätten, um die Sache ohne Eclat beizulegen.

So ereignete sich denn am Hofe von Versailles

eine Scene, die unvergeßlich bleibt in den Annalen des französischen Hoflebens.

Es war am 15. August, als der Cardinal Rohan, der bereits seinen geistlichen Ornat angelegt hatte, in das Cabinet des Königs berufen wurde. Die Königin befand sich schon dort.

Kaum war der Cardinal eingetreten, so begann das Verhör.

— Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft? — fragte ihn der König streng.

— Ja, Ew. Majestät.

— Was haben Sie damit gemacht?

— Ich glaubte, daß sie Ihrer Majestät der Königin eingehändigt worden wären.

— Wer hatte Ihnen den Auftrag dazu gegeben?

— Eine Dame — die Frau Gräfin Lamothe-Valois, die mir einen Brief von der Königin vorzeigte. Ich glaubte, mich Ihrer Majestät dadurch zu empfehlen, wenn ich diesen Auftrag übernähme.

— Aber wie konnten Sie glauben, Herr Cardinal — unterbrach ihn die Königin mit Lebhaftigkeit — Sie, mit dem ich seit acht Jahren kein Wort gesprochen habe, daß ich Sie gerade zur Leitung einer solchen

Unterhandlung wählen würde und nun gar durch eine solche Frau? —

— Ich sehe wohl — entgegnete der Cardinal betroffen — daß ich schrecklich getäuscht worden bin. Ich werde das Halsband bezahlen. Das Verlangen, das ich hatte, Ew. Majestät zu gefallen, hatte mir die Augen verblendet. Ich sah keinen Betrug dahinter. Es ist mir höchst unangenehm....

Damit zog er ein Portefeuille aus der Tasche, nahm einen Brief daraus und überreichte ihn dem Könige.

Es enthielt dieser Brief in der That eine Vollmacht von Seiten der Königin, worin es hieß, daß der Cardinal solche erst, nachdem er bezahlt sein würde, zurückzugeben brauche. Nach dem Inhalt derselben wurde der Cardinal beauftragt, den Contrakt wegen Ankaufs der Diamanten vom Juwelier Böhmer abzuschließen und zwar so, daß der erste Zahlungstermin am 30. Julius 1785 stattfinden solle. Es war dabei jedoch ausbedungen, daß der Contrakt durchaus nicht in dem Namen der Königin, sondern des Cardinals abgeschlossen werden solle. Diese geheime Vollmacht war unterschrieben: Marie Antoinette von Frankreich.

Kaum hatte der König einen Blick auf diese Schrift geworfen, so hielt er sie dem Cardinal vor Augen.

— Das ist weder die Handschrift der Königin — sprach er — noch ihre Unterschrift. — Wie konnte ein

Prinz aus dem Hause Rohan, ein Großalmosenier von Frankreich glauben, daß die Königin jemals mit: Marie Antoinette von Frankreich — unterzeichnet haben könnte? — Jeder weiß ja, daß die Königinnen nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnen. —

— Aber, Herr Cardinal — fuhr der König fort, indem er ihm eine Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte — haben Sie jemals einen Brief, wie diesen hier, geschrieben?

— Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben — entgegnete der Cardinal, nachdem er mit den Augen den Inhalt desselben durchlaufen hatte.

— Und wenn man Ihnen nun das Original mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift zeigte? —

— Wenn der Brief in der That von mir selbst unterzeichnet ist, so ist er ächt, ohne Zweifel.

— Erklären Sie mir nun dieses ganze Räthsel. Ich möchte Sie nicht gern als einen Schuldigen erkennen. Ich verlange Ihre Rechtfertigung. Was bedeuten diese bei Böhmer gethanen Schritte, diese Versicherungen, diese Handbillets? —

Der Cardinal erblaßte augenscheinlich; indem er sich an den Tisch anlehnte, entgegnete er:

— Ew. Majestät — ich fühle mich zu verwirrt, um in diesem Augenblicke auf eine Weise antworten zu können, die....

— Besinnen Sie sich, Herr Cardinal! treten Sie hier in mein Cabinet; Sie werden dort Dinte, Feder und Papier finden. Schreiben Sie da auf, was Sie mir zu sagen haben.

Der Cardinal begab sich in das Cabinet und kam nach einer Viertelstunde zurück mit einer Schrift in der Hand, die mit zitternden Zügen kaum leserlich und ihrem Inhalte nach ebenso unklar war, als seine mündliche Erklärung.

— Sie können jetzt gehen, Herr Cardinal; man wird Ihnen meine weitern Befehle verkündigen.

Mit diesen Worten entließ ihn der König, gefolgt von dem Baron Breteuil.

Dieser ersuchte Seine Eminenz, noch einige Augenblicke in der Gallerie zu warten, indem er ihm eine Eröffnung von der höchsten Wichtigkeit zu machen habe. — Mit diesen Worten entfernte sich der Minister durch eine Seitenthür.

Da stand nun der Prinz Louis René Edouard de Rohan, ehemaliger Bischof von Straßburg, Landgraf vom Elsaß, Reichsfürst, Cardinal und Großalmosenier von Frankreich, Commandeur des Ordens vom heiligen Geist, Provisor der Sorbonne, lebenslänglicher Administrator der Quinze-vingts, Abt von St. Waast ꝛc. ꝛc. im großen Costüm, bekleidet mit dem Gewande von Purpur und Hermelinkragen und der rothen viereckten

Mütze, welche die Stelle des Cardinalshutes vertrat — umgeben von seiner ganzen Klerisei. Man wußte nichts, als daß er vor einer halben Stunde zum Könige gerufen war und sah ihn jetzt aus dem Cabinet desselben zurückkehren mit Gesichtszügen, die an einem so großen Hofe Besorgnisse einflößen mußten. Jedermann hielt sich daher fern vom Cardinal, wie das bei solchen Gelegenheiten so zu gehen pflegt — um abzuwarten, was da kommen würde.

Da sah man eiligst den Baron von Breteuil, gefolgt von zwei oder drei Gardeofficieren, herbeikommen.

— Mein Herr — sprach dieser stolz und kalt zum Cardinal — im Namen des Königs folgen Sie mir! —

Darauf wendete er sich an einen der Officiere und sprach: Herr Lieutenant, Sie werden den Prinz Rohan zuerst in mein Cabinet führen; dann werde ich weiter über ihn verfügen.

Dort angekommen, übergab er den Cardinal dem Adjutanten des Garderegiments, mit dem Befehl, ihn unter sicherer Bedeckung erst nach seinem Hotel in Paris und alsdann in die Bastille zu führen.

Indeß hatte sich bei dieser Verhaftung ein unangenehmer Zwischenfall ereignet.

Während der Cardinal noch mit dem jungen Garde-Lieutenant allein war, bemerkte er in der Thür des Herculessaals seinen Heiducken. Er sprach einige Worte

mit ihm deutsch und fragte dann den Officier, ob er ihm wohl nicht einen Bleistift leihen könne. — Der junge Mann war augenscheinlich zu betroffen, um einen so hoch gestellten Prinzen diesen Wunsch versagen zu können. Der Cardinal schrieb darauf in wenigen Worten an den Abbé Georgel, seinen Großvikar und vertrauten Freund, daß er augenblicklich seine ganze Correspondenz mit Frau von Lamothe, überhaupt alle seine Briefe verbrennen solle.

Mit diesem Zettel sprengte der Heiduck und Kammerdiener des Prinzen Rohan mit verhängtem Zügel nach Paris. Zwischen zwölf und ein Uhr kam er vor dem Hotel des Cardinals an. Sein Pferd stürzte todt nieder. Der Abbé Georgel befand sich eben in aller Ruhe auf seinem Zimmer, als der Kammerdiener außer sich und todtenbleich zu ihm eintrat.

— Alles ist verloren — rief er — der Prinz ist verhaftet!

Mit diesen Worten stürzte er ohnmächtig nieder und ließ das Billet, das er in der Hand hielt, zu Boden fallen.

So wurde denn augenblicklich durch den Abbé Georgel die Brieftasche, welche die bezeichneten Papiere enthielt, vor allen Nachforschungen sicher gestellt; und das geschah, noch ehe der Polizei-Lieutenant, Herr von Crosne, auf Befehl des Ministers erschien, um die

Papiere des Cardinals zu versiegeln. Und so wurde denn, durch Vernichtung der Correspondenz des Cardinals, und besonders der Briefe der Frau von Lamothe, ein undurchdringlicher Schleier auf diese Intrigue geworfen.

Und doch wurde Vieles enthüllt und es war vielleicht die Folge eben jener Vernichtung der Papiere, daß Prinz Rohan dabei weniger schuldbelastet erschien, als in der Wirklichkeit wohl der Fall gewesen sein dürfte.

Viertes Kapitel.

Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Es war in Folge dieser Geschichte das erste Mal, daß sowohl am Hofe, als im Publikum von der Frau von Lamothe-Valois geredet wurde.

Die Königin besann sich vergeblich, ob sie sich nicht der Gesichtszüge dieser Person erinnern könne, von der man ihr gesagt hatte, daß sie als Ränkemacherin bekannt sei und sich oft des Sonntags in der großen Gallerie von Versailles, wo übrigens das ganze Publikum Zutritt hatte, aufgestellt habe, um die Königin nach der Messe vorübergehen zu sehen. —

Man sagte der Königin, es sei in Paris an den Fenstern der Bilderläden ein Kupferstich ausgestellt, welcher das sehr ähnliche Portrait dieser Frau enthalte. Sie beauftragte darauf Frau von Campan, es zu kaufen.

Indeß erzählte die Ehrendame der Königin, die

Gräfin von Adhemar, daß sie durch einen Zufall eben diese Person gesehen habe.

— Es war vor wenigen Wochen — sprach sie — als noch kein Mensch eine Ahnung davon hatte, welche Wichtigkeit auf diese Person gelegt werden würde.

— Ich ging mit der Frau von Mirepoix und dem Herrn von Chastelleux und Fimarçon auf dem Rasenplatz der großen Terrasse hin und her. Wir sprachen eben von dem großen Banquerott des Prinzen Guemenée, aus dem Hause Rohan, und ich erzählte, daß, als ich bei der Marschallin von Luxemburg gespeiset hätte, jemand die Bemerkung gemacht habe, der Banquerott des Prinzen Guemenée sei doch eine Königliche Handlung, denn nur ein Rohan sei im Stande, einen Banquerott von 50 Millionen zu machen und eine Legion armer Teufel um 2,068,000 Livres Renten zu betrügen. Da habe die Marschallin geäußert: In diesem Falle wollen wir hoffen, daß dieses der letzte Akt von Souverainität dieser Rohans sein wird.

— Ich zweifle sehr, — entgegnete Herr von Chastelleux — sehen Sie dort jene Damen, die eine derselben ist die Fleisch gewordene Souverainität des Prinzen Louis Rohan.

— Wie habe ich das zu verstehen?

— Bei dieser Frage warf ich einen beobachtenden Blick auf die mir angedeutete Gruppe von zwei hübschen

jungen Frauen und einem jungen Manne in der Uniform eines Marineoffiziers, der in der That von ausgezeichneter Schönheit war. — Dieser junge Mann führte die beiden Damen, welche elegant gekleidet waren und das Ansehen von Welt und Bildung und vornehmer Geburt hatten. Sie kamen uns entgegen und auffallend war mir die große Familienähnlichkeit, welche alle drei hatten.

— Meine Damen — sprach Herr von Chastelleux, ehe sie herankamen — lassen Sie uns diese Personen grüßen, die hier zu Hause zu sein glauben.

— Nur allein Prinzen von Geblüt — erwiederte die Marschallin mit dem vollen Aplomb ihrer Würde — könnten auf solche Ehre Ansprüche machen.

— Sie vergessen — entgegnete Jener — die Abkömmlinge der Valois.

— O jene charmante Gräfin von Lamothe — spöttelte Frau von Mirepoix — wo ist sie denn? —

— Still — sie kommen eben! die an der rechten Seite des jungen Mannes geht. Die andre ist ihre Schwester und der beide führt, ist ihr Bruder. —

— In diesem Augenblick gingen sie vorüber.

— Frau von Mirepoix grüßte zuerst mit einem Anstand, der aus Stolz und Herablassung gemischt war; wir Andern folgten ihrem Beispiel und Frau von Lamothe nahm diesen Gruß auf, indem sie in der That ein so

gnädiges Protectionslächeln affectirte, daß die Marschallin sich dadurch beleidigt fühlte.

— Kaum waren die drei Personen einige Schritt entfernt, so brach sie los.

— Was bilden sich diese Leute ein? — was denken sie denn? — O es sind Personen von hoher Abkunft — aber herunter gekommen. Was will das sagen? — Man kann diesen Geschwistern nicht streitig machen, Valois de St.-Remy von der linken Seite zu sein; denn sie stammen von einem natürlichen Sohne Heinrichs II. ab. —

— Und nun entwickelte die Marschallin, mit einer Genauigkeit, welche dem gelehrtesten Genealogen Ehre gemacht haben würde, die Abstammung dieser Familie, die im siebenten Grade und zwar in gerader Linie aus einem zärtlichen Verhältniß des gedachten Königs zu Nicole de Sauvigny, Frau von Fontella de St.-Remy entsprossen wären. Sie nannte auch die Namen und das Geburtsjahr einer jeden dieser Personen. Der junge Mann, erzählte sie, heißt Jaques de Valois, Baron de St. Remy und Valois; die Dame an seiner rechten Seite ist die in dem Prozeß des Cardinal Rohan berüchtigt gewordene Jeanne de Valois St. Remy, geboren am 22. Juli 1756, die später verheirathet wurde an einem Grafen von Lamothe, einen Landedelmann, der sehr vornehme Verwandte, aber kein Vermögen hatte

und daher unter die Gensdarmerie ging, wo er als gemeiner Gensdarm dient.

— Diese Leute indeß — fuhr die Marschallin fort — wer sollte es glauben, daß die Abkömmlinge von Königen so herunter kommen können, haben in ihrer Jugend die Gänse gehütet.

— Wie war das möglich, liebe Adhemar? fragte die Königin.

— Die Marschallin von Mirepoix ist eine lebendige Chronik — fuhr die Ehrendame der Königin fort. Ich darf daher nur wiederholen, was diese uns erzählte.

Der Vater dieser Frau von Lamothe war ein Bauer zu Auteuil, obwohl er sich Valois nannte. Eines Tages hatte die Marquise von Boulainvilliers von ihrer Terrasse zwei sehr hübsche junge Bauermädchen gesehen, welche mühsam schwere Reisigbündel trugen. Der Pfarrer des Kirchspiels, der so eben mit ihr spazieren ging, sagte ihr, daß diese Kinder im Besitz sehr wichtiger Papiere wären und ohne Zweifel von einem Bastard des Hauses Valois abstammten.

— Die Familie Valois hatte sich seit längerer Zeit nicht mehr öffentlich gezeigt. Gewisse Erbfehler waren darin herrschend geworden und hatten sie in das tiefste Elend gestürzt.

— Ich habe erzählen gehört, berichtete die Marschallin weiter, daß der letzte bekannte Valois dieses

Zweiges das Landgut Gros-Bois besessen hatte. Da er nur selten an den Hof kam, so habe ihn einst Ludwig XIII. gefragt, was er denn immer auf dem Lande mache? — Darauf habe der Valois geantwortet:

— Ew. Majestät, ich mache da bloß, was ich muß!

Bald darauf entdeckte man, daß er auf Gros-Bois falsches Geld münze, und der letzte Vortheil, den er von seiner hohen Abstammung hatte, war der, daß er, anstatt gehenkt zu werden, geköpft wurde.

— Frau von Boulainvilliers nahm sich der Kinder dieses erlauchten Stammes an, ließ ihnen eine sorgfältige Erziehung geben und verschaffte dem Bruder der Frau von Lamothe eine Anstellung bei der Marine, diese selbst den armen Edelmann als Gatten und der ganzen Familie eine Pension von 600 — 800 Franken. — Das war Alles, was die gute menschenfreundliche Dame thun konnte zur Wiedererhebung dieser Familie. — Indeß hat Frau von Lamothe-Valois an dem Prinzen Rohan einen Beschützer gefunden, von dessen Geschenken sie lebt und zum Dank dafür ihn durch Intriguen ins Verderben gestürzt hat.

— Immer wieder, — sprach die Königin unmuthig — diesen Rohan muß ich auf meinem Wege finden.

— Diese Gräfin Lamothe — fuhr die Adhemar fort — ist übrigens, nach der Versicherung von Personen,

die sie genau kennen wollen, keine ausgezeichnete Schönheit, aber doch eine üppige Figur voll Geist und Anmuth. Sie drückt sich mit Leichtigkeit aus, hat eine ungemeine Gewandtheit, sich zu insinuiren und, bei einem Anschein von Offenheit und Aufrichtigkeit, eine so gewinnende Ueberredungsgabe, daß ihr selten das Ziel ihrer Bestrebungen entgeht.

Die Königin erinnerte sich jetzt, diesen Namen: Lamothe-Valois öfter bemerkt zu haben in den ihr vorgelegten Listen der Bittschriften.

Und damit war das Gespräch über diesen Gegenstand für jetzt abgebrochen.

Nehmen wir die Erzählung wieder auf, nachdem wir mit der Hauptperson dieser Intrigue einigermaßen bekannt geworden sind.

Frau von Lamothe-Valois hatte dem Großalmosenier von Frankreich, Prinzen Rohan, ihre Aufwartung gemacht in keiner andern Absicht, als um dessen Fürsprache für einen herabgekommenen Zweig einer alten Königsfamilie in Anspruch zu nehmen.

Es konnte nicht fehlen, daß schon die Idee eines so großen Unglücks auf einen Mann, in dessen Augen das Königthum das Höchste war, einen tiefen Eindruck machen mußte. Dieser Eindruck erhöhte sich noch durch

die ungemeine Liebenswürdigkeit dieser Frau. Er hätte sich glücklich gefühlt, wenn er im Stande gewesen wäre, ihr eine dem Range ihrer Vorfahren angemessene Stellung zu geben; allein die Finanzen erlaubten keine große Schenkungen und so konnte er ihr nur kleinere Unterstützungen verschaffen, um sie gegen augenblickliche Bedürfnisse zu schützen.

Doch bald erkannte diese gewandte und einnehmende Frau, daß das Herz ihres Wohlthäters empfänglich genug sei, ihm ein noch lebhafteres Interesse für sich einzuflößen. Der wiederkehrende Bedarf gab ihr den Vorwand, ihre Besuche zu wiederholen, und mit der feinsten Coketterie hatte sie bald den hohen Gönner in ihren demüthigsten Verehrer verwandelt.

Der Cardinal befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Je lebhafter sein Wunsch wurde, diese angebetete Frau in eine glänzende Lage zu versetzen, um so mehr bekümmerte ihn die Unmöglichkeit jeder Einwirkung darauf. Endlich rieth er ihr, sich selbst und persönlich an die Königin zu wenden.

— Ich bin fest überzeugt — sprach er — daß diese großmüthige Frau, gerührt durch den schneidenden Contrast zwischen Ihrer hohen Abkunft und Ihrer gegenwärtigen Lage, gewiß Mittel finden wird, Sie aus diesen peinlichen Verhältnissen zu reißen.

— Ich wüßte nur ein Mittel, dahin zu gelangen —

entgegnete die Lamothe — wenn Ew. Eminenz die Gnade haben würden, mich ihr vorzustellen, oder wenigstens persönlich zu empfehlen.

— Ach, meine theure Freundin — versetzte der Cardinal, — in diesem Falle bin ich unglücklicher daran, als Sie es sind. Sie sind doch der Königin nur fremd und können in jedem Augenblick sich durch Ihr beklagenswerthes Geschick die Gnade Ihrer Majestät erwerben; ich aber bin von ihr gehaßt und habe nie die Hoffnung, daß mein noch beklagenswertheres Geschick sie jemals rühren wird. Ich vertraue Ihnen dieses als Geheimniß an, da es mir, wie ich hoffen darf, gelungen ist, den ganzen Hof zu überzeugen, daß die Königin mir im Geheim gewogen ist und nur noch durch äußere Verhältnisse abgehalten ist, mich offen zu empfangen.

Bei diesem unüberlegten Bekenntniß stutzte die schlaue Intriguantin. Der Cardinal bemerkte es nicht und fuhr fort, ihr seinen tiefen Schmerz zu schildern, den er darüber empfand, daß er sich den Haß der Königin zugezogen habe.

— Dieses ist — schloß er — für mein Herz ein stets nagender Kummer, der die schönsten meiner Tage vergiftet.

Frau von Lamothe hatte kaum mit diesem Bekenntniß den einen ihrer Pläne untergehen sehen, als

sie auch schon den zweiten fertig hatte, um noch weit größere Vortheile davon zu ziehen, als ihr damit vereitelt waren.

Mit der lebhaftesten Theilnahme schien sie die Klagen des Cardinals anzuhören und tröstete ihn mit Gemeinplätzen; dann warf sie die Bemerkung hin: Man kommt bei den Großen dieser Erde oft weiter durch die Garderobe, als durch die Antichambre. Eine Kammerfrau — selbst eine Garderobenfrau ist oft einflußreicher, als ein Minister oder Hofmarschall, wenn es darauf ankommt, die persönlichen Neigungen der Königinnen zu gewinnen.

Der Cardinal, als erfahrener Hofmann, mußte ihr in dieser Beziehung Recht geben.

Schon bei ihrem nächsten Besuche konnte ihm die Gräfin Lamothe melden, daß es ihr gelungen sei, eine Person aus der Sphäre der untern Bedienung der Königin für sich zu gewinnen, die das intimste Vertrauen derselben besitze, und die ihr versprochen habe, ihr eine geheime Audienz bei der Königin auszuwirken.

Am dritten Tage kam sie wieder. Mit der Lebhaftigkeit der Freude, die ihre interessanten Züge beseelten, rief sie:

— Wünschen Sie mir Glück, Monseigneur und sich selbst dazu. — Ich habe die hohe Ehre gehabt, der Königin in der Garderobe vorgestellt zu werden.

Unbemerkt war ich mit meiner Gönnerin aus der Mansarde durch die verborgene Treppe dort hinab gestiegen. Nach einigen Minuten erschien die Königin — o welche Frau — welche Frau! —

— Die erste Dame auf der Welt! — unterbrach sie der Cardinal mit glänzenden Augen.

— Welche Hoheit, welche Milde! — wie war sie gerührt über das Geschick meines Hauses! — Arme Valois — sprach sie — und Thränen drangen ihr aus den schönen Augen. Welch ein Verhängniß — eine Enkelin der Könige, die einst Frankreich beherrschten — hier in dieser elenden Garderobe empfangen zu müssen! Dieses Unrecht wieder gut zu machen, sei meine heiligste Pflicht. Aber leider sind mir die Hände gebunden durch tausend Rücksichten, von denen die der Etikette noch nicht die drückendsten sind. — Aber haben Sie Geduld. Ich werde für Sie sorgen. — Es wird mir gelingen, den König für Sie zu interessiren; dann ist Ihr Glück gemacht. Die Sache würde sich schneller und leichter machen, wenn irgend eine Empfehlung von Außen hinzukäme. — Haben Sie keinen Beschützer am Hofe? —

— Da ging mir ein Licht auf — fuhr die Lamothe fort; — da ersah ich die Gelegenheit, Ew. Eminenz die unbegränzte Dankbarkeit zu beweisen, wovon ich mich durchdrungen fühle. Ich zahlte nur eine Schuld zurück,

indem ich Sie, mein Prinz, als meinen hohen Gönner und Wohlthäter nannte.

— Sie werden sich schlecht dadurch empfohlen haben, schöne Frau — sprach der Cardinal mit dem Ausdruck von Kummer.

— Im Gegentheil — ich darf vielmehr versichern, daß die Königin mit immer steigendem Interesse meine warme Schilderung Ihres Edelmuths und Ihrer hohen loyalen Gesinnungen anhörte. —

— Ich glaube selbst — sprach sie, — daß man ihn verläumdet hat. Ich wünsche es vielmehr; denn nicht ohne Schmerz kann ich einen Prinzen von Geblüt durch die Ungnade des Königs leiden sehen. Es wäre zu wünschen, daß dieser Rohan sich rechtfertigen könnte.

— O gewiß — rief ich — dieser so viele Jahre verkannte edle Prinz ist abscheulich verläumdet. Es kostet mich nur zwei Worte — und ich bin gewiß, daß er sich beeilen würde, Ew. Majestät seine Rechtfertigung zu Füßen zu legen.

— Geben Sie ihm das unter den Fuß — fuhr die Königin fort. — Und ist es sein aufrichtiger Wunsch, hat er ein gutes Gewissen, um sich vollkommen rechtfertigen zu können: so erlaube ich Ihnen, die Vermittlerin einer solchen Correspondenz zu machen; doch die Bedingung muß ich machen, daß Alles geheim bleibe.

bis der Zeitpunkt gekommen sein wird, seine Begnadigung öffentlich auszusprechen.

— O Madame — ich werde verschwiegen sein, wie das Grab. Sie machen mich zu dem glücklichsten aller Sterblichen und meine Dankbarkeit würde ohne Gränzen sein, wenn Sie dieses große Werk der Versöhnung zu Stande bringen würden.

— Gewiß, es wird gelingen! —

Nun machte sich der Cardinal mit großem Eifer daran, ein Memoire aufzusetzen, das seine Rechtfertigung enthalten sollte. Drei Tage schloß er sich ein, unter dem Vorwande krank zu sein, um diese Arbeit zu vollenden. Die Eminenz war des Schreibens so ungewohnt, daß sie in der That ganze Fluthen von Schweiß dabei vergoß. Er befand sich in einer fieberhaften Aufregung und dennoch wagte er nicht einmal, seinen ersten Vertrauten, den Abbé Georgel, seinen Secretair, in das Geheimniß einzuweihen. Endlich war das Meisterstück einer Vertheidigungsrede fertig, die aber bei aller Mühe doch so schülerhaft stylisirt und so schwach an Gründen war, daß sie nur nach der Meinung ihres darauf eitlen Verfassers geeignet sein konnte, einen günstigen Eindruck auf die Königin zu machen und jede Verläumdung zu zerstören.

Diese Schrift wurde dann von ihm sehr zierlich ins Reine geschrieben und der Frau von Lamothe zur

Uebergabe an die Königin zugestellt. Das geschah mit einer gewissen Feierlichkeit der Empfehlung, nachdem der Cardinal selbst ihr dieses Actenstück vorgelesen hatte, dessen Wichtigkeit er ihr nicht genug ans Herz legen konnte.

Frau von Lamothe fand Alles trefflich, göttlich, unvergleichlich, und verließ ihn mit der Versicherung, daß sein Glück gemacht sei.

Wieder vergingen einige Tage, die der Prinz fast zitternd vor Ungeduld hinbrachte. Endlich erschien sie wieder. Der Cardinal eilte ihr entgegen.

— Nun, welches Loos bringen Sie mir? rief er ungeduldig —

— Ich bringe Ihnen das große Loos, das Sie gewonnen haben, Monseigneur. — Sehen Sie hier! Damit überreichte sie ihm ein nach Rosenöl duftendes Billet mit vergoldetem Schnitt; es war die feinste, zierlichste Handschrift, unterzeichnet Marie Antoinette von Frankreich. —

Der Cardinal beugte ein Knie, küßte ehrerbietig das Briefchen, drückte es an sein Herz und las:

— Ich habe Ihren Brief gelesen und freue mich, Sie nicht mehr strafbar zu finden; indeß kann ich Ihnen die gewünschte Audienz noch nicht bewilligen. Wenn die Umstände es erlauben, so werde ich es Sie wissen lassen. Sein Sie indeß verschwiegen. —

Diese wenigen Worte erregten dem Cardinal ein unbeschreibliches Entzücken, Frau von Lamothe galt ihm nun als Schutzengel, der ihm die Wege des Glücks bahnte. Von da an gewährte er ihr Alles, was sie nur immer wünschte.

Durch solche Erfolge ermuthigt, ging die schlaue Intriguantin immer weiter in ihren Erdichtungen.

Ein gewisser Vilette, einer der von ihr im Stillen begünstigten Liebhaber, war der geschickte Verfertiger dieses Billets gewesen. Er besaß eine seltne Fertigkeit, alle Handschriften nachzuahmen und wendete diese hier mit großem Geschick an, die Handschrift der Königin auf das täuschendste nachzubilden. So hatte es Frau von Lamothe in der Hand, eine ganze Reihe von Briefen der Königin zu erdichten, wodurch sie den Cardinal so entzückte, daß es ihr nach und nach gelang, ihm gegen 120,000 Livres zu entlocken, die angeblich die Königin gebrauchte, um geheime Schulden damit zu bezahlen.

Bisweilen stießen ihm wohl kleine Bedenken auf, wenn die Forderungen von geheimen Darlehen fast zu häufig wurden und dann setzte sie nicht selten der Cardinal durch einige Querfragen in Verlegenheit. Die kluge Frau begriff, daß sie eines Hauptschlages bedurfte, um mit einem Male größere Summen sich anzueignen und eines Alliirten, um etwaige Zweifel des Prinzen zu beseitigen.

Gelegenheit zu einer der großartigsten Betrügereien, die jemals gespielt sind, gab ihr der Juwelier Böhmer, dessen Bekanntschaft sie gemacht hatte, und zum Alliirten hatte sie sich den damals berühmten Magier — den Grafen Cagliostro — ausersehen, der seit kurzem wieder in Paris war und ungeheures Aufsehen mit seinen Wunderkuren machte.

Der Juwelier erfüllte damals ganz Paris mit seinen Klagen über das Unglück, das ihn betroffen, ein Halsband verfertigt zu haben, das Millionen Werth sei und nun die Königin nicht kaufen wolle.

Frau von Lamothe sah in diesem Gewirr von Leidenschaften und Interessen eine günstige Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Ihr schlauer Kopf combinirte sogleich das Verlangen des Einen, seine Juwelen an die Königin zu verkaufen, mit dem Verlangen des Andern, ihr zu dienen. Sie besuchte daher den prächtigen Juwelierladen des Hauses Böhmer und Bossange, und äußerte den Wunsch, das berühmte Collier von Diamanten zu sehen. — Der eitle Juwelier zeigte es nur zu gern, und die Gräfin Lamothe war unerschöpflich in Bewunderung der kostbaren Steine von wunderbarer Größe und vom reinsten Wasser, und über die Alles übertreffende Eleganz der Fassung.

— Ich muß gestehen, — schloß sie ihre Rede — die

Königin hat nicht übertrieben, als sie gegen mich im engsten Vertrauen ihre Bewunderung über die Pracht und den Glanz dieses Bijou aussprach.

— Die Königin — mit Ihnen — davon gesprochen — gnädige Frau? — rief der Juwelier starr vor Verwunderung. —

— Ach, entschuldigen Sie, Herr Böhmer — suchen Sie zu vergessen, was mir so eben unbedacht entfallen war. Es giebt Geheimnisse an Höfen — die Königinnen haben oft ihre Vertrauten, wovon die Masse des Hofes nichts erfährt — und in solchen Fällen ist es Pflicht für die Glückliche, die damit beehrt wird, zu schweigen.

— Hat der Königin dieses Halsband gefallen, so bekümmert es mich um so mehr, daß Ihro Majestät nicht geruhet haben, dasselbe anzukaufen. — Aber sie hat es entschieden abgelehnt. —

— Officiell, — lieber Böhmer, — lächelte die Gräfin — officiell abgelehnt, nicht mit dem Herzen. Es ist zu beklagen, daß gewisse Rücksichten — finanzielle Verlegenheiten....

— O, in diesem Falle würde ich terminliche Zahlungen annehmen. —

— Man könnte Sie vielleicht beim Worte nehmen, Herr Böhmer. Indeß werden Sie begreifen, daß eine

Königin viel zu hoch steht, um mit ihrem Juwelier auf Credit zu handeln. —

— Ganz recht — ganz recht; — ich würde es mir erlauben, selbst der Königin zu proponiren. — —

— Wo denken Sie hin? — Die Königin will mit Ihnen unmittelbar nichts zu thun haben — sie will nicht offen handeln in einer Angelegenheit, die ihrer Natur nach so viel Discretion erfordert. — Ich dächte, Sie hätten in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht.

— Leider, ja — — —

— Nun also — wie anders, wenn sich eine Mittelsperson fände ....

— O wie gern würde ich demjenigen, der mir zu dem Verkauf dieser Diamanten verhelfen würde, ein ansehnliches Geschenk machen. — —

— Wir werden sehen, was sich machen läßt; jedenfalls stelle ich Ihnen einen Vermittler, dessen Rang, Namen und Reichthum Ihnen allein schon eine genügende Bürgschaft sein wird für ein Geschäft, das seiner Natur nach in äußerster Heimlichkeit abgeschlossen werden muß.

— Madame — ich würde Ihnen doppelt dankbar sein. —

— Nous verrons! sprach die Dame lächelnd und zog sich zurück.

Von hier fuhr sie sogleich vor das Hotel des Cardinals. — Dieser befand sich gerade nicht anwesend in

Paris, sondern auf seiner Diöcese, als Bischof von Straßburg im Elsaß. —

— Höchst unangenehm! — sprach sie darauf zum Baron von Planta, einem vertrauten Hofcavalier des Cardinals, den er mit ins Vertrauen gezogen hatte — ich hätte eine wichtige geheime Depesche, die Eile erfordert, an ihn abzugeben und ihm dabei mündliche Mittheilungen zu machen, die Se. Eminenz höchlich erfreuen werden.

— Für solche Fälle — entgegnete der Baron — bin ich beauftragt, als Courier selbst nach Saverne zu gehen, um dem Cardinal die Depesche zu überbringen.

— Können Sie in einer Stunde abgehen?

— Ohne Zweifel — wie es meine Pflicht erfordert.

— Gut — so werden Sie bei mir vorfahren und die Schrift empfangen.

Auf solchem Wege erhielt der Cardinal wieder ein zierliches Briefchen mit Goldschnitt, das unterzeichnet war: „Marie Antoinette" und so lautete:

— „Der Augenblick, den ich wünsche, ist noch nicht da; aber ich muß auf Ihre Rückkehr dringen, wegen einer geheimen Unterhandlung, die mich persönlich interessirte und die ich blos Ihnen vertrauen will. Die Gräfin Lamothe wird Ihnen in meinem Namen dieses Räthsel lösen."

Auf diesen Brief hätte sich der Cardinal Flügel

gewünscht. Unerwartet kehrte er zurück im stärksten Januarfrost.

Sogleich ließ er die Gräfin einladen, ihn zu besuchen, und diese trat in das Cabinet des Großalmoseniers von Frankreich.

— Ein gutes Geschäft — sprach sie vor sich hin — 180,000 Livres — das Collier von diesem Werth und ein Geschenk obenein — ein solcher Gewinn lohnt wohl der Mühe, kühn zu sein. —

— Was bringen Sie, gute Valois? — rief er ihr entgegen, indem er ihre schöne kleine Hand schmeichelnd an seine Lippen zog. —

— Ach, mein Prinz — ich bringe Ihnen eine unschätzbare Gelegenheit, unsre schöne Königin auf das innigste zu verpflichten.

— Mein Leben — mein Vermögen — meine Ehre, meine Freiheit stehen zu ihrer Verfügung. —

— So großer Opfer bedarf es nicht; nur einiger Gefälligkeit. — Sie werden von dem kostbaren Collier des Kronjuweliers gehört haben.

— Allerdings; aber die Königin will es nicht kaufen. —

— Nun wiederholte ihm die Frau von Lamothe, was sie schon zu Böhmer gesagt hatte und fügte hinzu: Ihnen, mein Prinz, darf ich es wohl vertrauen, daß die Königin den brennenden Wunsch hat, das Halsband

im Geheim kaufen zu können. Sie kennen in dieser Hinsicht die Schwäche der Frauen für kostbaren Schmuck — zumal einer so schönen Königin. So wünschte denn auch Marie Antoinette dieses Bijou zu kaufen, ohne Vorwissen des Königs, dessen Chatouille sie nicht damit zu belasten wünscht. Sie denkt es nach und nach von ihren Ersparungen zu bezahlen — indeß werden Sie begreifen, mein Prinz, daß sie sich mit einem Juwelier auf solche Bedingungen nicht einlassen kann.

— Ich würde mich sehr glücklich schätzen....

— Nun dann, vernehmen Sie, Eminenz — bei Ihrem Entgegenkommen darf ich es verrathen, daß Ihnen Ihro Majestät einen besondern Beweis von Wohlwollen zu gewähren glaubt, wenn sie Ihnen Auftrag ertheilen würde, den Kauf in ihrem Namen abzuschließen. — Alles ist für diesen Fall schon überlegt. Ich selbst habe dabei die Königin an gewisse Formen erinnert, die zu Ihrer Sicherheit und Beruhigung nöthig sein dürften.

— O dessen bedarf es gar nicht.

— Allerdings — es ist so besser; erlauben Sie, mein Prinz, daß ich in diesem Falle die Rolle einer Vormünderin für Sie übernehme. Sie werden eine von der Königin eigenhändig unterzeichnete Vollmacht erhalten, die Sie erst, nachdem sie wieder bezahlt sein werden, zurückzugeben haben würden. —

— Unter welchen Bedingungen soll ich mit Böhmer abschließen?

— Sie würden sich mit dem Juwelier so zu setzen haben, daß der erste Zahlungstermin am 30sten Julius fällt; Alles übrige würde dann in dreimonatlichen Terminen abbezahlt werden können. Nur eine Bedingung würde die Königin noch zu machen haben — daß ihr Name durchaus nicht in dem Contract genannt werden darf. Und Sie, mein Prinz, werden um so unbedenklicher darauf eingehen können, als die geheime Vollmacht Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnet sein wird.

— Sie machen mich unendlich glücklich — rief der Cardinal aus — ich brenne vor Begierde, der Königin gefällig zu sein. Eilen Sie, gute Valois — die Königin zu bewegen, mir augenblicklich die Vollmacht auszustellen, damit ich den Kauf so schnell als möglich abschließen kann.

Diese Schrift ließ nicht lange auf sich warten. Es war eine geheime Vollmacht zum Ankauf des Halsbandes, von Klein-Trianon datirt und, wie gesagt, Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnet.

Dieser Zusatz — von Frankreich — hätte allerdings dem Großalmosenier die Sache verdächtig machen sollen. Die Königinnen von Frankreich haben nie mit diesem Beisatz unterzeichnet, und Marie Antoinette, welche so sehr alle Etikette haßte, würde noch dazu in einer Privat-

angelegenheit sicher nicht auf eine solche Weise unterzeichnet haben. — Allein der Cardinal Rohan war zu sehr von seinem bis zur Leidenschaft gesteigerten Wunsch, am Hofe wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, verblendet, um die Falle, die man ihm stellte, zu sehen.

Frau von Lamothe aber sah noch weiter. Nicht zufrieden mit dem Erfolge des Augenblicks, sorgte sie auch dafür, daß dem Cardinal nicht bei ruhiger Ueberlegung, oder durch den Rath Anderer, Bedenken aufstießen, die am Ende das ganze Unternehmen vereiteln könnten. Sie kannte einen Bundesgenossen, auf den sie sich jetzt berief.

— In einer so hochwichtigen Angelegenheit — sprach sie — erweisen mir Ew. Eminenz ein Vertrauen, dessen ich allerdings würdig bin; aber eben deshalb muß ich selbst wünschen, daß Sie sich noch bei einem Manne Raths erholen, der eben so sicher in die Zukunft blickt, als jeder von uns in einem Buche lieset.

— Sie meinen Cagliostro?

— Ja, den großen Magier — den Grafen Cagliostro — er ist gestern in Paris angekommen.

— Wenn Sie meinen — und ich wüßte, daß die Königin nicht dadurch compromittirt würde...

— O, was denken Sie, mein Prinz! dieser Wunderthäter, der in allen Herzen lieset, was noch so geheim gehalten wird, hat die Geheimnisse der ganzen Welt in

seiner Hand. — Sie brauchen ihm nicht einmal den Hergang zu erzählen — er ist allwissend, wie der höchste Gott und weiß in diesem Augenblicke schon, was wir denken. —

— Ja — meine Freundin — was die Theologen Gott nennen, ist nichts als die Weltseele und diese findet sich verkörpert in ausgezeichneten Menschen. Wenn es eine Gottheit giebt — so ist dieser Cagliostro ein Gott!

Wir sehen schon aus diesen heillosen Aeußerungen, daß der hohe Kirchenfürst jener philosophischen Schule damaliger Zeit angehörte, deren Anhänger sich berühmten, Atheisten zu sein. — Cagliostro war einer der Verbreiter solcher Irrlehren. Er nannte sich den Hohenpriester der natürlichen Religion.

Schon früher hatte der Cardinal ihn in Straßburg kennen gelernt.

Dieser Cagliostro war einer der räthselhaftesten Menschen seiner Zeit — ein Gauner und Charlatan zugleich im großartigsten Styl.

Erst in neuerer Zeit erfuhr man, daß er eigentlich Balsamo hieß und der Sohn eines Kutschers aus Palermo war — ein Halbgelehrter, der halb Gauner, halb Chemiker, sich den Schein eines Vielwissers zu geben wußte. Es fehlte ihm weder an Geschick noch an Kühnheit, weder an Frechheit noch an Verschlagenheit und Geistesgegenwart. Dabei besaß er eine un-

gemeine Gewandtheit, allen Händeln mit der Justiz auszuweichen. Dieser Umstand machte, daß die Rosenkreuzer sich seiner bedienten, wodurch sein geheimer Einfluß noch bedeutend wuchs. Tausend Stimmen erhoben sich zu seinem Ruhme in Italien, Deutschland, England und Frankreich, und doch kam er nicht zum Vorschein, was die Neugier noch bedeutend steigerte. Endlich ließ er sich in Straßburg sehen und begann mit Wunderkuren, ließ dann Todte erscheinen, las in der Zukunft und rühmte sich, den Stein der Weisen zu besitzen, was in der damaligen Zeit der Gotteslängnung sehr leicht geglaubt wurde. So war Cagliostro in die Fußtapfen der berüchtigten Wundermänner Schröpfer und St. Germain getreten, deren Prophezeihungen die Welt mit Erstaunen und Grauen erfüllten. Aber Cagliostro übertraf Beide durch imponirendes Auftreten. In unsern Tagen würde man ihn als Marktschreier ausgelacht haben — damals fand er Bewunderer. Er war stolz gegen die Großen, die sich vor seiner höhern Weisheit demüthigten; er lebte glanzvoll, wie ein Fürst und nichts war schwieriger, als bei ihm eingeführt zu werden, obwohl er die Hütten der Armen besuchte und mit vollen Händen gab, was er von der Leichtgläubigkeit der Reichen mit leichter Mühe erhielt.

So mußte sich auch der Cardinal Rohan lange bemühen, die Bekanntschaft dieses Wundermannes zu

machen. Als ihn der Cardinal durch den Baron Planta zu sich einladen ließ, antwortete Cagliostro: Wenn der Herr Cardinal krank ist, so mag er kommen und ich werde ihn heilen; wenn er aber sich wohl befindet, so braucht er weder mich, noch bedarf ich seiner. —

Diese stolze Antwort gegen einen Prinzen von Geblüt würde jeden Andern beleidigt haben; indeß imponirte gerade dieser maaßlose Stolz der Menge und besonders diesem Prinzen, der mit dem Glauben an Gott und mit dem Verlust der Gnade seines Königs jeden innern Halt verloren hatte.

Der Cardinal ließ sich darauf wirklich als einen Kranken anmelden und hatte endlich, nach langem Warten im Vorzimmer, das Glück, vorgelassen zu werden.

Als der Cardinal endlich das Heiligthum dieses Wundermannes betrat, wurde er von Gefühlen der Ehrerbietung durchschauert. Es waren weniger — wie er später selbst bekannte — die Umgebungen desselben — diese Krokodille, Schlangen, Mißgeburten, Skelette aller Art, Electrisirmaschinen, Gläser und Retorten — kurz der ganze Theaterapparat aus Fausts Studierstube, was so auf ihn Eindruck machte, als die Physionomie und imponirende Haltung dieses Mannes, die so wenig Mittheilsames, eine so vornehm abgeschlossene Kälte, dabei aber doch eine Achtung gebietende Würde hatte. Der Cardinal fühlte sich, wie von heiligen Schauern

durchbebt, als dieser Aeskulap die ersten Worte an ihn richtete. Kaum vermochte er einige Phrasen der Ehrfurcht zu stammeln, als auch schon der Wundermann eine entlassende Handbewegung machte, indem er sprach: Ich lese in Ihrer Seele den Wunsch, in die geheimen Wissenschaften von mir eingeweihet zu werden. Ich werde die Sterne befragen, ob Sie dessen würdig sind. Bis dahin aber muß ich bitten, mir die so kostbar zugemessene Zeit nicht zu rauben.

So etwas war dem Cardinal noch nicht vorgekommen. In seinem ganzen Leben gewöhnt, nur den König über sich anzuerkennen und sonst von allen Menschen nur im Ton der servilsten Unterwürfigkeit angeredet zu werden, fühlte er jetzt zum erstenmale sich gedemüthigt vor einer Ueberlegenheit, die aus der Geisterwelt herüber zu ragen schien. — So kurz die Audienz bei diesem großen Magier auch gewesen war, so erregte sie doch dem Cardinal das Verlangen, ihm näher zu stehen.

Das gelang endlich seinen unablässigen Bemühungen und nach mancherlei Demüthigungen in dem Grade, daß Cagliostro den bedeutendsten Einfluß auf seinen Willen gewann.

— Ihre Seele — sprach er einst zu dem Cardinal — ist der meinigen würdig. Sie verdienen, in alle meine Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Dieses Geständniß nahm alle geisti en und mo-

ralischen Kräfte dieses Mannes gefangen, der stets ohne gründliche Kenntnisse, doch mit dem Eifer einer nach Geheimnissen jagenden Neugier, sich mit Physik und Chemie beschäftigt hatte.

Der Baron von Planta, der schon in Wien bei der Gesandtschaft des Cardinals angestellt war, war auch in dieser Angelegenheit der Vertraute seiner Gedanken und Neigungen. Er war gleichsam der Agent des Cardinals bei Cagliostro und der Frau von Lamothe. Oft beging er im Schlosse des Cardinals zu Straßburg die kostbarsten Orgien, bei welchen Tokaier und Champagner nicht geschont wurden, um diesen großen Wundermann und seine angebliche Frau auf's Beste zu bewirthen. Man glaubte, dem Cardinal darüber einen Wink geben zu müssen; dieser aber antwortete: ich weiß es und habe ihm selbst das Recht gegeben, es darin zu übertreiben, wenn er es für angemessen erachtet.

Auch den Baron von Planta, den die Frau von Lamothe durch ihre Liebenswürdigkeit und Koketterie völlig zu ihrem Sklaven gemacht hatte, benutzte diese schlaue Intriguantin, um ihre betrügerischen Pläne durchzuführen. Durch ihn ließ sie eben sowohl Cagliostro, als den Cardinal bearbeiten.

Die Fäden ihrer Intriguen gingen ins Unendliche. Selbst mit dem Herzog von Chartres stand sie in Verbindung. Sie wußte, daß dieser nachmalige Herzog von

Orleans sich eine Partei zu machen suchte und so lag es im Interesse desselben, alle mächtigen Familien am Hofe, so wie die öffentliche Meinung dem Könige und der Königin zu entfremden. Sie sagte ihm im Vertrauen, daß Cagliostro die Macht habe, dem Prinzen Rohan einen Rath zu geben, dessen Folgen ihn für immer mit dem königlichen Hause entzweien würden. Weiter vertraute sie ihm nichts von ihren Plänen; jener Wink aber genügte schon, um den Herzog von Chartres zu veranlassen, seine Maßregeln danach zu nehmen.

Der Graf Cagliostro war nach Paris gekommen, um unter dem Schutz des Prinzen Louis Rohan in den höchsten Gesellschaftskreisen die Leichtgläubigkeit jener Zeit auszubeuten.

Es war damals eine Zeit der Spottlieder, Epigramme und Satyren. Luftschifferei und Magnetismus beschäftigten die Aufmerksamkeit des Publikums.

Bald nach Cagliostros Ankunft wurde bekannt, daß eine Freimaurergesellschaft vom egyptischen Ritus bestehe, die mit Geistern verkehre. Einige behaupteten, mit berühmten Frauen des Alterthums gespeis't zu haben. — Der Herzog von Chartres stellte sich als einen der Ungläubigen. Er äußerte einst gegen den Prinzen Rohan den Wunsch, einem Experiment des Grafen

Cagliostro beizuwohnen und erhielt von diesem eines Tages eine Einladung zu einem Souper, worin es hieß: ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Ich lade Sie ein, diesen Abend in meinem Hause zu speisen, mit wem Sie Lust haben. Ich sorge für das Essen, aber nicht für die Gäste; denken Sie an den ihrigen; denn Sie müssen einen mitbringen.

Der Herzog von Chartres verstand den Sinn dieser mystischen Einladung. Er lachte über die Thorheit der Menschen und nahm sich vor, den Spuk zu enthüllen.

Die Gesellschaft bestand aus sieben Personen, die, außer Rohan und Chartres, aus dem Chevalier de Boufflers, dem Prinzen von Nassau, dem Advokat Gerlier und dem Herrn d'Espremenil bestand.

Man versammelte sich zur bestimmten Stunde im chinesischen Salon im Pallast des Prinz Rohan. Die Unterhaltung war belebt, die Gesellschaft unter einander genau bekannt. Mit Spannung wurde der Wundermann erwartet, über den man sich einige Spöttereien erlaubte, doch nicht, ohne jene Furcht und Scheu vor seiner unsichtbaren Nähe zu empfinden, die dem Muthigsten bald Stillschweigen auflegte.

Es war gerade fünf Minuten vor dreiviertel auf Zwölf, als von den Lakaien beide Flügelthüren des Saales weit aufgerissen wurden; der Huissier rief:

Meine Herren! der Graf Cagliostro! — worauf dieser nun selbst eintrat.

Er war prächtig gekleidet. Jeder Knopf an seinem Sammetrock war ein Diamant von unschätzbarem Werth. Seine Weste war mit Goldstickerei so überladen, daß man von dem ursprünglichen Stoff nichts erkennen konnte. Sein ernstes und feierliches Wesen, die große Figur mit den blassen, marmorkalten und regungslosen Gesichtszügen, verfehlten nicht zu imponiren, obwohl die Meisten ihn für einen Charlatan hielten. Er sprach kein Wort, auch nicht, wenn er angeredet wurde und schien völlig in sein Nachdenken vertieft zu sein.

Alles wurde still um ihn her; indem man ihn beobachtete, vermehrten sich die Schauer seiner Erscheinung.

Es schlug drei Viertel auf Zwölf Uhr.

— Die Namen, meine Herren — sprach er eintönig.

Sofort nahm er ein Stück Pergament aus seiner Schreibtafel und eine neue Feder, die er in eine rothe Flüssigkeit tauchte, welche aussah, wie Blut, und hielt sich bereit, zu schreiben.

Man nannte nun die Personen, welche jeder als Gast bei sich zu sehen wünschte; als: der Großalmosenier: den Cardinal Duperron; der Chevalier von Boufflers: Jeanne d'Arc; der Prinz von Nassau: Cäsar; Herr Gerlier: Cicero; d'Espremenil: Catilina; und der Herzog

von Chartres: den großen Connetable Anne von Montmorency.

Nachdem Cagliostro alle diese Namen aufgeschrieben hatte, entzündete er ein Feuer von Weingeist und Werg und warf das mit den Namen beschriebene Pergament hinein, nachdem er es in weißes Wachs gewickelt hatte.

Bald verbreitete sich ein balsamischer Geruch im Zimmer. Die Mitternachtstunde schlug. Die Flügel des Speisesaals öffneten sich von selbst und eine magische Erleuchtung wurde sichtbar. Die Lustres stellten gewisse Himmelszeichen dar. Es waren dreizehn Stühle um die runde Tafel gestellt und eben so viel Couverts aufgelegt. Der Prinz Rohan ließ seine Gäste vorausgehen und man setzte sich, doch so, daß allemal zwischen zwei Personen ein Platz leer blieb.

Die Thür hatte sich wieder geschlossen. Alles schwieg erwartungsvoll. Cagliostro machte ein magisches Zeichen in die Luft mit einem kleinen Zauberstabe von schwarzem Ebenholz, der mit Silber beschlagen war, und plötzlich sprang die Flügelthür mit einem Krachen wieder auf. Herein trat eine Erscheinung, die einem Frauenzimmer von gewöhnlichem Wuchs mit rundem munterm Gesicht und glänzenden Augen glich. Gleichwohl glaubte man etwas überirdisches darin zu finden und betrachtete sie mit einer ehrfurchtsvollen Scheu. Es war die Jungfrau von Orleans.

Sie trug sich halb bürgerlich, halb kriegerisch, sehr elegant, aber keineswegs so, wie man sie auf alten Gemälden abgebildet findet. Man bemerkte an ihrem Panzerhemd das azurne Wappen, das sie von Carl VI. empfing und einen silbernen Degen, dessen Gefäß eine Krone und zwei Lilien bildeten.

Nun traten auch die übrigen schon genannten Geister ein. Jedes Gespenst setzte sich an die Seite der Person, welche es als Gast bei diesem Todtenmahle gefordert hatte.

So war der zweite, der eintrat, der große Julius Cäsar.

— Sein kahles Haupt war mit Lorbeer bekränzt. Er betrachtete Alle der Reihe nach; dann setzte er sich neben den Prinzen von Nassau, der ihn citirt hatte. Dieser schob seinen Stuhl so weit als möglich von dem römischen Imperator zurück, ohne Zweifel aus Respekt, obwohl seine gespannten Züge Schrecken und Entsetzen ausdrückten.

Nach ihm kam Cicero, der große Redner. Man sah ihn in seine Toga gehüllt, mit einem rothen Streif um den Hals, der daran erinnerte, daß einst sein abgehauenes Haupt der Rednerbühne zur schrecklichen Zierde gereicht hatte.

Darauf der Cardinal Duperron in seinem rothen Gewande, mit dem Cardinalshut auf dem Kopfe, einem

dichten Barte und einem geistreichen Ausdruck der Gesichtszüge.

Der fünfte war Catilina, mit wilden, melancholischen Gesichtszügen. Als derselbe seine Zeitgenossen Cäsar und Cicero erblickte, schien er zu erschrecken, und seine Blicke und Geberden verriethen Wuth. Cagliostro aber streckte seinen Zauberstab nach dem stolzen Patrizier aus und er versank in eine Regungslosigkeit, die ihn nicht wieder verließ.

Unterdessen näherte sich die imposante Gestalt des Connetable Anne von Montmorency. Mit der einen Hand stützte er sich auf seinen großen Degen, der voller Scharten war, ohne Zweifel von den vielen Schlachten, die er siegreich gekämpft hatte. In der andern Hand hielt er einen Rosenkranz von Lapis-Lazuli, mit Medaillen, Agnus dei und Reliquien besetzt.

Langsam näherte er sich der Tafel; seine Augen richteten sich Anfangs auf Cäsar; dann zuckte er verächtlich mit den Achseln, als er bei den zwei Cardinälen vorüber ging und nahm an der Seite des Herzogs von Chartres Platz, nachdem er ihn würdevoll begrüßt hatte.

Einen eigenen Eindruck machten diese Erscheinungen auf die Anwesenden. Die Geister berührten keine Speise und auch den übrigen war die Eßlust vergangen. Jeder suchte sich zu überreden, daß dieses eine Mummerei sei und wünschte sich durch Berührung zu überzeugen, ob

es Körper von Fleisch und Bein oder nur Dunstgestalten wären; aber keiner hatte den Muth dazu. Die Stühle standen ohnehin weit genug von einander, um eine zufällig scheinende Berührung unmöglich zu machen; da wollte der Herzog von Chartres den Helden spielen. — Mit vieler Artigkeit, obgleich nicht ohne Grauen, wendete er sich an den Connetable von Montmorency, indem er ihn höflich bat, seinen Degen abzulegen, zugleich auch zugriff, um denselben in Empfang zu nehmen. Plötzlich aber erhielt er einen empfindlichen electrischen Schlag, der ihm die Lust benahm, in seinen Untersuchungen weiter fortzufahren.

Niemand wagte zu sprechen. Die Schüsseln blieben unberührt. Da suchte Cagliostro die Unterhaltung zu beleben.

— Ist es wahr — redete er Jeanne d'Arc an, daß Sie zu Rouen nicht verbrannt worden sind? —

Die Jungfrau lächelte und antwortete mit einer Grabesstimme, die Alle zittern machte:

— Ersparen Sie den Engländern nicht die Schande meines Todes. Nie werden sie sich von diesem Flecken reinigen können.

— Bei meinem Degen — rief der große Connetable — so oft ich einen Engländer niederhauen oder hängen ließ, so geschah es, um Sie, edle Jungfrau, zu rächen. —

— Tullius — begann jetzt Cäsar gegen Cicero gewendet — diese Gallier, die ich in zehn Jahren überwand, scheinen sich bis jetzt ziemlich herausgebildet zu haben.

— Imperator — nahm jetzt der große Connetable das Wort — sie haben mehr als einmal die Römer geschlagen und der große Carl VIII., unser vielgeliebter König, ist als Sieger in Deinem Rom eingezogen.

— Damals war Cäsar nicht mehr dort, versetzte Cicero.

Das Gespräch wurde weiter fortgeführt. Die Phantasmagorie wurde langweilig und die Langeweile, die sie erregte, stumpfte ihre Wirkung ab. Kaum hatte Cagliostro bemerkt, daß man seine Gespenster weniger mit geheimem Schauer ansah, so gab er mit seinem Stabe ein Zeichen und fünf der Geister eilten sofort aus dem Saal; nur Catilina blieb sitzen.

— Hast Du mich nicht verstanden, oder willst Du meiner Zaubermacht nicht gehorchen? — fragte ihn Cagliostro.

— Warum sollte ich weichen von hier, da ich doch bald zurückkehren müßte? — Duval d'Espremenil! — fuhr er gegen den Parlamentsrath gewendet fort — Du wirst in meine Fußtapfen treten und, wie die Genossen meiner Pläne, durch Henkershand fallen!

— Das war zu stark — rief der Herzog von

Chartres und gab sich Mühe, zu lächeln, wurde aber bleich, wie der Tod. —

— Diese Geister sind abscheulich — fügte der Cardinal Rohan hinzu. — Sie, edelster Mann, sollten die schrecklichste Strafe leiden?

— Es ist in der That mehr als ungereimt — versetzte der Parlamentsrath — in meinem hohen Alter sollte ich noch an hochverrätherische Dinge denken, um vom Könige eine solche Behandlung zu verdienen? —

Nachdem sich die Gäste entfernt hatten, kam man darin überein, daß man sich wenig amüsirt habe. Jeder bemühte sich, die Sache leicht zu nehmen, obwohl der Eindruck derselben überall ein peinlicher gewesen war. Der Appetit war Allen verdorben. Man stand vom Tische auf, ohne gegessen zu haben und kehrte in den Salon zurück. Nur der Herzog von Chartres war durch den Schreck mit dem Degen Montmorency's unwohl geworden.

Unbemerkt entfernte er sich durch eine Seitenthür, um auf der Terrasse Luft zu schöpfen. Der Zufall führte ihn zu einer sonderbaren Entdeckung. In einem einsamen Seitenflügel des Schlosses sah er durch ein schlecht verhangenes Fenster eine Gesellschaft Schauspieler, die sich umkleideten.

Dahin flogen der Lorbeerkranz von Julius Cäsar, die Toga Cicero's, der Degen Montmorency's und das

Panzerhemd der Jeanne d'Arc. Unter Lachen und Scherzen unterhielten sie sich über die Rollen, die sie so eben gespielt hatten. Der Kammerdiener des Grafen Cagliostro theilte Goldstücke unter sie aus und ermahnte Jeden, zu schweigen, indem den Verräther der Tod treffe und ihnen die Gelegenheit zu ähnlichem Verdienst entgehe. Alle schwuren die strengste Verschwiegenheit. Nachdem sie sich umgekleidet hatten, öffnete sich die Glasthüre nach dem Garten, vor welcher der Prinz stand. Dieser hatte sich zeitig zurückgezogen und blieb unbemerkt. Die Geister, in ihren Alltagskleidern, mit Packeten unter dem Arm, verschwanden bald zwischen den dunkeln Taxushecken und in der Entfernung knarrte ein Gartenpförtchen und das Rollen einiger Wagen verrieth, daß die längst Verstorbenen, wie andere lebende Menschen, auf und davon gefahren waren.

Der Herzog von Chartres beschloß, diese Entdeckung zu benutzen, jedoch ohne sie zu verrathen.

Als er in den chinesischen Salon zurückkam, fragte man ihn: mit wem glauben Sie gespeiset zu haben?

— Eh! — hem! die Illusion war vollständig — will mich bedünken — entgegnete er, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

— Wie meinen Sie das?

— Nun — ich meine, man hatte uns ein wenig zum besten, aber mit unendlicher Gewandheit. —

— Indeß, entgegnete ein Anderer — sehe ich sie noch schweben diese Geister — und um eine Million möchte ich einem solchen Todtenmahl nicht wieder beiwohnen.

— In der That, meine Herren — sprach Rohan — es giebt Dinge, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Sie wissen, meine Herren, daß in unsern Tagen ein philosophisch gebildeter Kopf weder an Gott noch an Teufel glaubt; aber im Reiche des Uebersinnlichen reicht unsere Erkenntniß noch nicht weit. Gewiß, meine Herren, ich bin nicht abergläubig; aber es giebt geheimnißvolle Kräfte in der Natur, die der Menschengeist zu begreifen noch viel zu klein und schwach ist. Aber Frevel bleibt es, gegen die höhern Gesetze der Natur Alles leugnen zu wollen, was wir nicht mit Händen greifen können. Nur wenigen hochbegabten Menschen ist es gegeben, in die Tiefen der ägyptischen Zauberei einzudringen und die Weisheit der Pharaonen und Ptolomäer, des Zoroaster und Confucius in sich zu vereinigen, um die Geister beherrschen zu können — ein solcher Magier ist unser Cagliostro. —

Alle verneigten sich gegen den Wundermann.

Dieser aber lächelte im Bewußtsein seiner Triumphe und sprach:

— Indeß, meine Herren, haben Sie nur einen geringen Beweis meiner Macht gesehen. Leichter ist es, die Vergangenheit, als die Zukunft beherrschen. Ich werde

indeß noch Gelegenheit geben, Ihnen zu beweisen, daß ich mit derselben Macht, die Todte aus ihren Gräbern heraufbeschwört, auch die Zukunft zwingen kann, sich den Blicken meiner Geister zu enthüllen; einen Beweis davon haben Sie heute gehabt, Herr Parlamentsrath; ich wenigstens — so leid es mir thut, es sagen zu müssen — zweifle nicht an der Wahrheitsliebe dieses Catilina. — Eine Umwälzung wird entstehen, welche Sie und den Thron stürzen wird. Ein König, der selbst sein Haupt nicht wird retten kennen, kann auch Ihr Geschick nicht abwenden. Sie werden vom Volke vergöttert und dann enthauptet werden.

Die Wirkung dieser nachdrücklich gesprochenen Worte war unbeschreiblich.

Der Wundermann genoß seines Triumphes mit einem stolzen Lächeln und erklärte: Meine Herren — um der Schwachen willen möchte ich Sie ersuchen, die Ereignisse des heutigen Abends geheim zu halten. Solche übersinnliche Erscheinungen sind nicht für die profane Menge, die Sie der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens beschuldigen würde. Nur in dem einen Falle, wenn es sich darum handelt, Proselyten für die egyptische Freimaurerei — deren Großmeister ich zu sein die Ehre habe — zu gewinnen, mögen Sie davon Gebrauch machen.

Mit diesen Worten verneigte sich Cagliostro gegen die Anwesenden und war im Begriff, sich zurückzuziehen,

als der Herzog von Chartres ihm entgegen trat und ihn einlud, mit ihm in eine der Fenstervertiefungen zu treten, indem er seinen Rath in einer geheimen Angelegenheit zu vernehmen wünsche.

Cagliostro sah sich dadurch geschmeichelt und trat mit dem Prinzen allein. — Dieser nahm das Wort.

— Mein Herr — Sie sind ein Betrüger — den ich augenblicklich entlarven kann; denn ich habe draußen auf der Terrasse die ganze Mummerei, wodurch Sie diese noble Gesellschaft geäfft haben, mit angesehen. —

Monseigneur! rief Cagliostro überrascht und beleidigt —

— Schweigen Sie, oder ich rede ein Wort und man wird Sie aufhängen; ich werde aber schweigen und mich gläubig stellen, wenn Sie mir geloben, unbedingt meinem Willen zu folgen und für meine Pläne mitzuwirken.

— Gnädiger Herr — Sie haben mich zu Ihrem Sclaven gemacht.

— Das erwarte ich in Ihrem eigenen Interesse. Darum offen geredet: Ludwig XVI. ist unfähig zu regieren; die Königin ist dem Volke verhaßt als Oesterreicherin. Schon ist sie verläumdet. Die unschuldigste ihrer Handlungen wird verdächtigt. Alles kommt darauf an, ihren Charakter schwarz erscheinen zu lassen. Intriguen sind deshalb im Gange; aber das genügt noch

nicht. Auf mich sind aller Augen gerichtet. Ist die Dynastie dieser Bourbons gestürzt, so bin ich der nächste zum Thron. Ich werde mich dem Strom nicht widersetzen. Man muß suchen, die königliche Familie immer mehr zu isoliren und meinen Anhang zu vermehren. Dieser servile Narr von Rohan ist aber in die Königin verliebt; er sucht um jeden Preis sich wenigstens den Schein zu geben, als stehe er im Geheim hoch in der Gnade der Königin. Man muß intriguiren, daß es zu irgend einen Eclat komme. Ist er offen desavouirt, so wird er zu meiner Fahne schwören. — Sie wissen nun, was ich wünsche. Handeln Sie danach und jeder günstige Erfolg wird Ihnen goldene Berge bringen. —

Cagliostro war so vollkommen Meister seiner Gesichtszüge, daß er keinen Augenblick die Haltung einer geistigen Oberherrschaft verlor, die er sich in der Gesellschaft anmaßte. —

— Ew. Hoheit — sprach er laut — werden bald die Erfahrung machen, daß man von einem Cagliostro nur große Erfolge erwarten darf.

Bald sollte sich die Gelegenheit zeigen, dem Prinzen die gewünschten Dienste zu leisten.

Der Cardinal Rohan sagte ihm mit absichtlicher Zurückhaltung, daß er etwas zu unternehmen veranlaßt

sei und zu wissen wünsche, ob es für ihn zum Guten oder zum Schlimmen ausschlagen werde.

— Wozu mein Prinz — lächelte Cagliostro — diese Zurückhaltung in Dingen, die ich deutlich, wie eine gedruckte Schrift in Ihrem Innern lese. — Sie wünschen zu wissen, ob der Auftrag von hoher Hand, gewisse Diamanten anzukaufen, Ihnen zum Glück oder zum Verderben ausschlagen werde?

— Ich erstaune über Ihre geheime Wissenschaft —

— Dem geistigen Auge des göttlichen Wesens, das ich vermöge der egyptischen Kabbala mir zu eigen gemacht habe, kann nichts verborgen bleiben, was im Innern eines Menschen vorgeht. Ein Blick in das Auge des Fragenden genügt dazu schon; denn für den Wissenden sind die Augen die Fenster der Seele. Um aber in die Zukunft zu blicken, muß ich erst die Elementargeister der heiligen Natur befragen. — Dreiviertel vor Mitternacht — fuhr er fort — werden meine Beschwörungen beginnen; und mit dem Schlage zwölf werden die Elementargeister zu erscheinen sich gezwungen sehen. Wollen Sie Antwort haben auf Ihre Frage, mein Prinz, so werde ich Sie in meinem Laboratorium erwarten und es steht bei Ihnen, noch zwei Zeugen — männliche oder weibliche — nach Belieben mitzubringen.

Cagliostro durfte nicht zweifeln, daß der Baron von Planta und die Gräfin Lamothe diese Zeugen sein

würden und beide gehörten längst zu seinen geheimen Gehülfen bei seinen Taschenspielerkünsten, die jetzt keinen Menschen mehr täuschen würden, die man aber damals als übernatürliche Dinge anstaunte.

Der Cardinal erschien denn auch zur bestimmten Stunde, in Begleitung dieser beiden Vertrauten, im Hotel, das Cagliostro mit einem fürstlichen Gefolge bewohnte.

In dem sogenannten Laboratorium des Magiers war nichts versäumt, um die Phantasie eines Gläubigen zu wecken. Die Wände einer Rotunda waren schwarz behangen. Weiße Todtenschädel, auf gekreuzten Gebeinen liegend, bildeten die Stickerei dieser Draperie. Die gewölbte Decke dieser Tempelrotunda war mit Sternbildern transparent geschmückt und aus der Mitte der Kuppel hing an silbernen Ketten eine Ampel nieder, die zwei in einander geschobene Dreiecke bildete, in deren Mitte das Weltenauge glänzte. Auf jeder Ecke dieses die Grundfläche der Lampe bildenden Sterns stand ein silberner Todtenkopf, aus welchem eine blaue Spiritusflamme aufloderte, deren Wirkung auf alle Anwesende eine Todtenfarbe legte.

Hier standen in der Mitte eines magischen Thierkreises ein versilberter Lehnsessel mit schwarzem Sammt überzogen, und auf jeder Seite desselben ein Tabouret — ebenso wie Jener von alterthümlicher Form. — Dorthin wurden der Cardinal und die beiden ihm vertrauten Per-

sonen durch den Famulus des Wundermanns geführt, und mußten sich daselbst niederlassen.

Bald öffnete sich, diesen Sitzen gegenüber, ein Vorhang und Cagliostro, im weißen faltenreichen Gewande eines egyptischen Magiers, erschien mit dem Zauberstabe in der Hand. Der Raum, worin er sich befand, war ebenfalls eine Rotunde, aus einer Draperie von schwarzem Tuch mit Todtenköpfen gebildet. Weiße Todtengerippe standen auf Postamenten in den Nischen von schwarzem Sammet. Im Hintergrunde derselben erhob sich auf Stufen in einer mit einem Baldachin überbauten Nische ein antiker Dreifuß von reicher getriebener Arbeit — darunter eine Kohlenpfanne.

Unter dem Murmeln unverständlicher Beschwörungsformeln warf nun der Magier Räucherwerk darauf und es stieg nun eine blaue Rauchwolke auf, in welcher er sich auf dem Dreifuß niederließ.

Eine seltsame Musik ertönte, wie das Heulen des Sturms, begleitet von dem Klappern der Todtengebeine, unterbrochen von dem Heulen des Uhus. Langsam fing der Donner an zu rollen, Blitze zuckten durch das Gemach und im Tutto furioso brauseten dazu die Töne. Eulen und Fledermäuse schwirrten umher und Geister erschienen und verschwanden.

Auf den Cardinal, der trotz seines Unglaubens so voll Aberglauben war, machte dieser Hocus pocus

des Magiers den tiefsten Eindruck. Er zitterte am ganzen Leibe und war blaß wie ein Todter. In Folge der blauen Spiritusflammen hatte dieselbe Entsetzen erregende Gesichtsfarbe sich auch auf die Züge der anwesenden Zeugen gelegt, die Entsetzen ausdrückten, besonders die der Frau von Lamothe, obwohl diese eine Eingeweihte war in die ganze Gaukelei, und nicht selten Cagliostro als vertraute Gehülfin diente.

Auf einen Wink mit dem Zauberstabe schwieg die Musik und das ganze Getön und eine plötzliche schaurige Stille trat an die Stelle des Geisterlärms.

Nun sprach Cagliostro mit einer hohlen Grabesstimme: Prinz Louis Rohan, Cardinal, Bischof von Straßburg und Großalmosenier von Frankreich — du hast es gehört: die Geister wachen und erwarten deine Frage.

— Mächtiger Cagliostro — entgegnete Jener mit bebender Stimme — der du Gebieter bist über die Geister des Feuers, des Wassers, der Erde und der Luft — frage diese allmächtigen und allwissenden Elementargeister, ob das Unternehmen, wozu man mich zu bereden sucht, ein heilbringendes oder ein verderbliches sei.

Ihr habt es gehört, Ihr Elementargeister, die Ihr meine Sclaven seid — jetzt gebiete Ich Euch im Namen Abadonnas, des Fürsten der Unterwelt und Heerführer über tausend Millionen Legionen Teufel — gebt Rede und Antwort!

Und nun erscholl es ringsum von vier Seiten her in Tönen, mehr gehaucht als mit menschlicher Stimme geredet, doch ganz deutlich:

Wenn der Strahl zum Strahl wird dringen,
Wird das große Werk gelingen
Und dir wird es Ehre bringen.

Vous l'avez entendu! — sprach Cagliostro, indem er sich mit Würde erhob. Die Lichter erloschen, der Vorhang fiel und reichgalonirte Bediente mit silbernen Armleuchtern erschienen und führten den Prinzen Rohan mit seiner Begleitung zurück in den Gesellschaftssalon, wo bald darauf sich Cagliostro einfand, in einem Kleide von Sammt mit Knöpfen von Diamantenrosetten. Cagliostro machte den liebenswürdigen Wirth. Man sprach über alle Dinge, nur nicht über den Gegenstand des heutigen Orakels. Obgleich das Souper durch die Verschwendung an feinen Weinen und kostbaren Gerichten ein luculliſches Mahl genannt werden durfte, so war doch der Eindruck der Geistererscheinung auf den Cardinal ein zu ernster gewesen, um den tiefen Ernst auf seinen Gesichtszügen zu verscheuchen. Cagliostro sprach fast allein; sonst war Alles still.

Der Cardinal traute sich aber nicht Weisheit genug zu, um mit Sicherheit die Sprache der Geister zu deuten. Er glaubte daher sehr klug zu handeln, wenn er Cagliostro zu einer bestimmten Erklärung drängte. Deshalb zog

er Cagliostro nach aufgehobener Tafel in eine Fenstervertiefung und trug ihm seine Bitte vor um eine bestimmte Deutung jenes Ausspruchs. Cagliostro sah, daß er jetzt nicht mehr in den Nebel zweideutiger Orakelsprüche sich hüllen könnte und erklärte mit feierlicher Haltung und großer Bestimmtheit: — Diese Unterhandlung ist Ihrer würdig, mein Prinz; sie wird den glücklichsten Erfolg haben; Sie werden damit der Gnade der Königin das Siegel aufdrücken und die glücklichsten Tage herbeiführen, die zum Heil von Frankreich und der Menschheit Ihre seltenen Talente zur Anwendung bringen werden. —

So verscheuchte das Orakel Cagliostros jeden Zweifel, und der Cardinal beschloß, sich des schmeichelhaften und ehrenvollen Auftrages sobald als möglich zu entledigen.

Fünftes Kapitel.

Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie weit Marie Antoinette damals davon entfernt war, den Cardinal Rohan zu begünstigen, beweiset folgende Anekdote, die uns Frau von Adhemar, die erste Ehrendame der Königin, in ihren Memoiren mittheilt.

Die Erzählung des Marschalls Noailles von dem Geistersouper bei Cagliostro hatten ihre Neugier rege gemacht, diesen Wundermann kennen zu lernen. Sie bat daher die Königin um Erlaubniß, bei dem Großalmosenier von Rohan, wo der Graf Cagliostro stets zu finden war, speisen zu dürfen.

— Was wollen Sie bei ihm? — entgegnete die Königin — der Prinz Louis wird Sie quälen, sich für ihn bei mir zu verwenden. Er hat mich erst neulich noch schwer beleidigt und zwar in keiner andern Absicht, als um die Leute glauben zu lassen, daß ich ihn im

Geheim für meine anscheinende Strenge entschädigte. Sie erinnern sich doch des letzten Festes, das ich dem Grafen und der Gräfin von Norden *) in Klein-Trianon gab?

— O! welche Pracht — welche Herrlichkeit! Klein-Trianon schien wie durch Zauberkünste verjüngt zu sein. Diese glänzende Erleuchtung, diese Millionenfarbigen Lampenguirlanden, die sich um jeden Baum wanden und wie Blumenfestons von einem zum andern schlangen — diese Flotille von vergoldeten und versilberten Barken, deren Maste und Tauen mit bunten Lampions geschmückt waren, deren seidene Wimpel von allen Farben in den Lüften spielten, wie still sie schwamm auf dem Flusse und dem See, dessen Spiegel ihr leuchtendes Bild zurückwarf — und dazu alle die Hunderte der vornehmsten Gäste im Charakterkostüme! . . . . .

— Lassen Sie es gut sein, liebe Adhemar — unterbrach sie Marie Antoinette — alle diese Pracht der Feste von Klein-Trianon wurde doch durch die Feste von Chantilly verdunkelt, die der Prinz Condé zu Ehren des Königs von Schweden auf seinem Lustschloß gegeben hatte. —

— Indeß — fuhr die Königin fort — kann ich mich trösten über die Verdunklung meiner Feste. Der

*) Dem Könige und der Königin von Schweden.

Prinz von Condé schadet durch seinen Aufwand nur seiner Börse; allein der übermäßige Aufwand des Königs würde dem Bauer und Handwerker, der ihn am Ende tragen müßte, Thränen kosten.

— Doch um wieder auf den unangenehmen Gegenstand meiner Bemerkungen zu kommen — nahm sie nach einer Pause wieder das Wort — der Prinz Louis, den ich doch keinesweges eingeladen hatte, unterhandelte jedoch mit dem Portier, um durch ein Fenster dem Balle zusehen zu dürfen — so sehr hing seine Seele am Hofe, daß er selbst diese Erniedrigung nicht scheute, um das Glück zu genießen, das jeden Domestiken zu Theil wird! — genug — er hatte dem Thürsteher für diese Gefälligkeit 600 Livres gegeben und damit den Eintritt auf die Terrasse erlangt. Kaum hatte sich aber der Portier in Geschäften entfernt, so stieg der Cardinal in den Garten herab. Nur in einen Oberrock gekleidet, den er über die Tracht seines Ranges geworfen hatte, blieb er kenntlich genug, zumal an den rothen Strümpfen seines Cardinalcostüms. So hatte er die Frechheit, mir zweimal zu begegnen und mich zu grüßen — was ich natürlich nicht erwiederte, da ich ihn erkannte. — Ich wollte den Portier bestrafen, allein er fand Fürsprecher, und ich gab nach. Das Unrecht des Cardinals war um so größer, als ich ganz Frankreich meinen Widerwillen gegen den Prinzen Louis zu erkennen geben will, um

seinen Intriguen, die ich vollkommen kenne, ein Ziel zu setzen.

Die Königin hatte damals noch keine Ahnung davon, wie wahr sie sprach; denn schon war die schmähliche Halsbandgeschichte in vollem Gange.

Der Cardinal ließ den Kronjuwelier kommen.

— Mein lieber Böhmer — sprach er zu ihm — ich kann Ihnen eine interessante Neuigkeit mittheilen; aber ich rechne auf Ihre strengste Discretion ....

— Stumm wie ein Fisch! — entgegnete der Juwelier feierlich.

— Es handelt sich hier um eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit .... ein Geschäft, das mit der äußersten Delicatesse behandelt sein will. —

— In diesem Falle, Eminenz, bin ich der Mann, der schon mit den Allerhöchsten Personen in geheimen Geschäftsbeziehungen gestanden hat.

— Wenn ich nun der Mann wäre, der Ihnen einen Käufer für Ihr Diamantenhalsband verschaffen könnte? — —

— So würden Ew. Eminenz den unterwürfigsten Ihrer Sklaven auf das dankbarste verpflichten.

— So mögen Sie denn erfahren, mein Herr,

daß ich derjenige bin, der die Ehre haben wird, Ihnen das Halsband abzukaufen.

— Ew. Eminenz? — vielleicht für die heilige Jungfrau von Loretto? —

— Wenn ich sage: die Ehre — so bezieht sich das nur auf die Königin. Sie ist meine Heilige — und ihr allein gebührt ein solcher Schmuck.

— Ein schönes Cadeau — in Wahrheit — nur ein Rohan kann solche Geschenke machen!

— So glücklich bin ich nicht, dergleichen Galanterie wagen zu dürfen; obgleich ich nicht leugnen will, daß ich im Geheim sehr gut bei ihr stehe. — Hier, den Beweis — aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Damit zeigte er ihm eine mit: „Marie Antoinette von Frankreich" unterzeichnete, höchst zierlich auf duftendem Rosenpapier geschriebene Vollmacht zum Ankauf des Diamanten-Colliers. —

— Sie sehen daraus, nahm der Cardinal das Wort — daß mich die Königin mit einem Auftrage beehrt hat, der Ihr Glück machen wird. Der Preis ist mir bekannt. Sie haben sich also nur noch darüber zu erklären, ob Sie terminliche Zahlung annehmen.

— Unbedingt, rief der Kronjuwelier mit Entzücken aus; indeß würde ich unterthänigst bitten, mir die Bedingungen vorzuschreiben, um mich darüber mit meinem Compagnon — Herrn Bossange — berathen zu können.

— Gut, sprach der Cardinal. Das Alles ist Nebensache. Indeß werde ich Sie und Ihren Compagnon am 31sten Januar, Abends 9 Uhr, empfangen. Sie werden mir am ersten Februar, also am Tage vor Mariä Reinigung, das Bijou übergeben und die erste Abschlagssumme von 30,000 Franks erhalten.

— Diese Zeitbestimmung, gnädigster Prinz, läßt mich nicht zweifeln, daß sich damit die Königin an diesem hohen Festtage in der Messe schmücken wird; ich werde das Glück haben, die schönsten Diamanten am schönsten Nacken der Welt glänzen zu sehen, wenn sie durch die große Gallerie von Versailles sich in die Kapelle begeben wird. —

— Den ersten größern Zahlungstermin werden Sie am 30sten Julius mit 100,000 Thalern empfangen.

Nicht ohne schlaue Berechnung hatte Frau von Lamothe dem Cardinal den Tag der Uebergabe so genau vor jenem großen Kirchenfeste angegeben, um die Sache desto wahrscheinlicher zu machen.

Die Juweliere säumten nicht, mit dem Halsbande sich am bestimmten Tage im Cabinet des Cardinals einzufinden. Alles wurde nochmals besprochen — die Vollmacht übergeben, der Kaufvertrag aufgesetzt und gegenseits unterzeichnet. Der Name der Königin blieb auf Verlangen des Cardinals fort aus der Urkunde, zumal da die Unterzeichnung eines so reichen Fürsten,

wie der Cardinal Rohan war, ihnen als eine hinreichende Bürgschaft für die Erfüllung des Vertrages vollkommen genügen konnte.

Der Cardinal aber war zu eitel auf die Ehre, sich im Vertrauen der Königin zu wissen, um nicht diese Gelegenheit zu ergreifen, noch ein wenig aufzuschneiden. Indem er dreißigtausend Franken in Bankbillets auf den Tisch legte, sprach er:

Dieses Geld, meine Herren, hat mir die Königin eigenhändig übergeben, nachdem sie es in meiner Gegenwart aus dem kleinen Schreibtisch von Porzellan, der neben dem Kamin in ihrem geheimen Cabinet steht, genommen hatte. Sie sehen daraus, wie ich mit der Königin stehe und daß sie mich nicht selten der Ehre würdigt, mich im Geheim zu empfangen. Es sind nur noch einige Hindernisse zu beseitigen; dann werde ich ihr vor dem ganzen Hof offen meine Huldigungen erweisen dürfen. —

Die angegebenen Ortsverhältnisse, der kleine Schreibtisch von Porzellan am Kamin, stimmten völlig überein mit der dem Kronjuwelier bekannten Oertlichkeit, und das war kein Wunder, denn der Cardinal ließ sich bisweilen im strengsten Incognito in den Zimmern der Königin umherführen, wenn diese sich gerade nicht in Versailles befand.

Der Cardinal fuhr sogleich nach Versailles zu der Gräfin Lamothe und erzählte ihr voll Freude den

Erfolg seiner Unterhandlungen mit den Juwelieren. Die Gräfin hatte Mühe, den lauten Ausbruch ihres Entzückens über das wunderbare Gelingen ihres Plans zu unterdrücken. Der Cardinal befragte sie, wie sie es mit der Uebergabe des Halsbandes gehalten wissen wolle. Die Juweliere würden damit Abends eintreffen und es ihr übergeben; sie möge nur die Stunde bestimmen, wann das geschehen solle.

— Mein Prinz — Ihr Vertrauen ehrt mich — entgegnete Frau von Lamothe — aber eben deshalb fühle ich um so mehr die Verpflichtung, Sie zu warnen. Man kann in einer so wichtigen Angelegenheit nicht vorsichtig genug sein. Man hat Beispiele von ungeheuern Gaunereien, die der ehrliche Mann gar nicht als möglich ahnet. Hier aber wäre wahrlich der Preis groß genug, um selbst die erprobteste Ehrlichkeit in Versuchung zu führen.

Sie sagte das mit einem so gewinnenden Lächeln und einem so ehrlichen, zugleich schalkhaften Gesicht, daß der Cardinal sich nicht enthalten konnte, ihr die Hand zu küssen und in den verbindlichsten Ausdrücken ihr zu sagen: Hier zu zweifeln sei eine Sünde so groß, daß selbst der heilige Vater nicht Macht haben würde, davon zu absolviren.

Und dennoch, Eminenz, — kann ich mich nicht entschließen, ein Bijou von so hohem Werth selbst in

Empfang zu nehmen. Lassen Sie es heute Abend mit dem Schlage neun Uhr hier in meiner Wohnung abliefern und ich werde Sorge tragen, daß es sogleich dem geheimen Kammerdiener der Königin selbst übergeben werde. Und Sie, mein Prinz, werden hinter diesen Vorhang treten und ein versteckter Zeuge dieser Uebergabe sein.

So wurde denn Alles angeordnet von dieser schlauen Intriguantin, um ein Intriguenstück der kühnsten Betrügerei in Scene zu setzen, wie es nicht seines Gleichen wieder findet.

Kurz vor neun Uhr erschien der Cardinal, begleitet von dem Juwelier Böhmer, der ein kostbar ausgelegtes Juwelenkästchen trug, in den mit reicher Ueppigkeit decorirten Gemächern der Gräfin Lamothe-Valois. Die Gräfin empfing Beide in ihrem Boudoir, das noch einen mit Vorhängen von dunkelrothem Sammet verkleideten Alkoven hatte, worin ihr Bett stand. Im Hintergrunde dieses dunklen Alkovens führte eine Thür in die Garderobe. Im Boudoir selbst brannten nur ein Paar Wachslichter auf einem silbernen Armleuchter. Alles war still. Die Anwesenden sprachen nur leise. Es war, als ob ein großer Moment des Ereignisses sie alle ergriffen habe. Plötzlich ertönte durch den Alkoven der Ruf:

— Von der Königin! —

Der Cardinal trat hinter den Vorhang der Fenstergardinen und sah, ohne gesehen zu werden, wie aus dem Hintergrunde des dunklen Alkovens ein Mann hervortrat, der ganz gekleidet war wie die Kammerdiener der Königin. In der Mitte des Alkovens blieb er stehen, ohne ganz vorzutreten an das helle Licht.

— Sie sehen, Herr Böhmer, — sprach die Gräfin zu dem Juwelier — es ist der vertraute Kammerdiener der Königin selbst, den sie von Trianon hergeschickt hat, um ihr die Diamanten für das morgende große Kirchenfest zu überbringen.

Mit diesen Worten empfing sie aus Böhmers Händen das Schmuckkästchen, öffnete es und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß das reiche Collier sich darin befand, übergab sie es dem Abgesandten mit den feierlich gesprochenen Worten:

— Hier, mein Herr, empfangen Sie durch meine Hand von den Kronjuwelieren Böhmer und Bossange das kostbarste Diamantenhalsband, das jemals die Welt gesehen hat. Ueberreichen Sie dieses unschätzbare Kleinod Ihrer Majestät der Königin selbst; aber zu allerhöchst eignen Händen — — hören Sie, mein Lieber, — zu allerhöchst eignen Händen — es ist Ihre heiligste Pflicht! —

Der in schwarzen Sammet gekleidete Mann verneigte sich tief und zog sich mit dem Kästchen in der Hand wieder durch die Garderobe zurück.

Der Cardinal trat aus seinem Versteck hervor — küßte der Gräfin Lamothe die kleine weiße Hand und sprach in Extase: O Madame, wie viel Geist in einem so schönen Kopfe. Ich glaube den Abgesandten erkannt zu haben. Ich erinnere mich, den Mann im Dienst der Königin gesehen zu haben.

— Ihr erster Kammerdiener ....

So ahnete Niemand, daß in diesem Augenblick der furchtbarste Betrug vollendet war, womit jemals die Leichtgläubigkeit von Personen der höchsten Stände ausgebeutet war. — Der Cardinal wie der Juwelier waren überglücklich, ihr Ziel endlich erreicht zu sehen, und Beide wußten nicht, daß der Abgesandte, der die Rolle des Kammerdieners der Königin mit so viel Geschick und Anstand gespielt hatte, ein gewisser Villette von Bar-sur-Aube war — ein vertrauter Freund der Frau von Lamothe, der ein so großes Geschick im Nachahmen von Handschriften hatte, daß er es auch gewesen war, der die Briefe der Königin fabricirte, womit der Cardinal und Böhmer getäuscht waren.

Am dreißigsten Julius sollte die erste Zahlung von 100,000 Thalern für die Diamanten erfolgen. Frau von Lamothe dachte nicht ohne Unruhe daran. Es gab ein Mittel, sich der Zahlung zu entziehen, wenn sie

heimlich nach England entwich; aber es war in Paris noch so angenehm. Ihre Verhältnisse waren von der Art, daß sie eben so sehr ihrer Eitelkeit als ihren Neigungen schmeichelten. Hier gab es noch ein so reiches Feld der Intrigue, noch so manche Ernte für ihre Gaunerei. Zum Ueberfluß hatte Herr Böhmer ihr im Juni seine Visite gemacht und ihr unter dem Schein eines ehrerbietigen Vertrauens bekannt, daß er sich sehr glücklich schätze, durch die bevorstehende Zahlung von 100,000 Thalern in den Stand gesetzt zu sehen, seine dringendsten Gläubiger zu befriedigen.

Jetzt erst dachte Frau von Lamothe mit Ernst daran, daß Böhmer bezahlt werden müsse, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, ihn Lärm schlagen und Alles verrathen zu sehen.

— Gut also — sprach sie zu sich selbst — Böhmer soll bezahlt werden und der gute Cardinal wird noch einmal bluten müssen. Hm! Aber sein Intendant sagte mir, daß in Folge bedeutender Spielschulden einige Ebbe eingetreten sei in der Kasse Sr. Eminenz. — Nun, was thut das? — es giebt noch reiche Gimpel genug in Paris — die sich eine Ehre daraus machen würden, im Namen der Königin gerupft zu werden — z. B. der treffliche St. James — dieser reiche Financier — der schon lange nach dem Orden des heiligen Ludwig trachtet. — — Aber vor allen Dingen ist die

Gegenwart des Cardinals bei diesem neuen Drama nothwendig. Schreiben wir ihm, daß er sogleich zurückkehre.

Der Cardinal befand sich auf seinem Bischofssitz in Saverne. Als er den Brief der Gräfin erhielt, daß seine Gegenwart nothwendig sei, um die Zahlung des ersten Termins zu besorgen, kam er sogleich zurück nach Paris, mit der Pünktlichkeit eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist.

Frau von Lamothe übergab ihm wieder einen der kleinen, nach Rosen duftenden Briefe, unterzeichnet: Marie Antoinette von Frankreich, die schon so große Wirkung auf ihn gemacht hatten.

Dieses zierliche Briefchen versicherte ihn, daß zur Erfüllung seiner Wünsche Alles eingeleitet sei und daß er im Kurzen die Wirkung der Versprechungen der Königin sehen werde. Aeußerst schlau war hinzugesetzt, daß man sich mit dem Zusammenbringen der Summe beschäftige, welche der erste Zahlungstermin erfordere. Es sind zwar — hieß es weiter — unvorhergesehene Ereignisse dazwischen getreten; allein gleichwohl hoffe ich, daß die Zahlung ohne Säumniß statt finden wird. —

Der Cardinal beunruhigte sich wenig wegen der Ungewißheit, die jener Brief verrieth. Was ist es mehr? — sprach er zu Frau von Lamothe — ich mache die kleine Auslage und beauftrage Sie, die Königin zu

bitten, sich wegen der Wiedererstattung keinen Augenblick zu beunruhigen.

Nachdem er aber mit seinem Intendanten darüber gesprochen und dieser ihm den Kassenabschluß vorgelegt hatte, gerieth er in einige Verlegenheit und nahm sich vor, darüber mit der Frau von Lamothe zu reden.

Die Gelegenheit dazu sollte sich bald finden.

Die Abendzirkel bei Cagliostro waren damals äußerst angenehm und glänzend. Man fand dort die erste Gesellschaft von Paris vereinigt und in diesem Salon des Magiers kreuzten sich hundert Intriguen, deren Fäden derselbe in der Hand hielt.

Unter den Anwesenden dieses Abends befand sich auch der Financier St. James, den die Gräfin Lamothe nach erhaltener Erlaubniß bei Cagliostro eingeführt hatte. St. James war ein Proselyt der egyptischen Maurerei geworden und damit von dem Einfluß Cagliostros durchaus abhängig.

Der Cardinal näherte sich der Frau von Lamothe, die sich nicht ohne Absicht auf ein Tabouret, das in einer Fenstervertiefung stand, zurückgezogen hatte und fragte nicht ohne einige Befangenheit, ob sie Nachricht von der Königin habe? —

— Ich sehe in der That — entgegnete sie — Ihre Majestät wegen des ersten Zahlungstermins in einiger

Verlegenheit. Sie schreibt Ihnen nichts davon, um Sie nicht zu beunruhigen. —

— Indeß muß ich gestehen — sprach der Cardinal sichtbar betroffen — daß es Augenblicke im menschlichen Leben giebt, wo man wegen einer Kleinigkeit von 100,000 Thalern in einiger momentanen Verlegenheit sich befinden kann.

— An diese Möglichkeit habe ich gedacht, mein Prinz, und erlaube mir deshalb vorzuschlagen, mit Herrn St. James zu reden. Für ihn sind 100,000 Thlr. in jedem Augenblick noch weniger als die kleinste Kleinigkeit. Wenn er erfährt, daß er der Königin einen Dienst damit leisten könne, wird er vor Entzücken außer sich gerathen. Benutzen Sie die glückliche Stimmung, worin er schon durch die Aufmerksamkeit des Grafen Cagliostro und durch die Ehre, in Ihrer Gesellschaft sich befinden zu dürfen, versetzt ist. Reden Sie also mit ihm im Namen der Königin. Der Erfolg dieser neuen Unterhandlung wird die Gesinnungen, die Sie ihm eingeflößt haben, nur noch erhöhen.

O, Sie Gute! — rief der Cardinal, — wie unendlich bin ich Ihnen verpflichtet. Sie haben das trefflichste Herz und einen Geist, der völlig unerschöpflich ist an neuen Hülfsquellen. — Aber, Madame, Sie werden mir eine Gunst erzeigen, wenn Sie mir einen

Wink geben wollen, wie man einem solchen Geldmann an's Leben kommt — d. h. an den Geldkasten.

— Nichts ist leichter; — eitel und ehrsüchtig, wie alle Emporkömmlinge, werden Sie ihn schon glücklich machen durch Zusicherung Ihrer hohen Protection. Sie dürfen ihm nur die Briefe der Königin zeigen und einige allgemeine Zusicherungen machen und er wird sich um den Finger wickeln lassen. —

— Aber es wird mir schwer werden, in einer so delicaten Angelegenheit die Initiative zu ergreifen. Wenn er nicht darauf einginge, wäre ich compromittirt und hätte — was noch schlimmer ist, die Königin blosgestellt.

— Lassen Sie mich dafür sorgen. Sie, mein Prinz, haben nichts in der Sache zu thun, als dem Kammerdiener zu sagen, daß er den Herrn von St. James — nicht ohne Weiteres abweise — wie das so die Manier der Kammerdiener ist. — Er soll Sie selbst um Ihre Protection bei der Königin bitten.

Und nun suchte Frau von Lamothe den reichen Financier auf und sagte ihm, daß sie seinetwegen so eben eine interessante Conversation mit dem Prinz Rohan gehabt habe. Der Prinz sprach von Ihnen mit vieler Anerkennung und meinte, es müsse Ihnen gänzlich an aller Protection am Hofe fehlen — sonst würde man die Brust eines so reichen Mannes schon längst mit dem St. Ludwigsorden decorirt gesehen haben.

— O, Madame, Sie wissen nicht — welche Mühe ich mir schon gegeben habe — wie ich antichambrirt und supplicirt und meine Verdienste um den Staat hervorgehoben habe ....

— Und doch würde es Ihnen nur ein Wort — nur eine Bitte kosten und der Cardinal Rohan würde sich ein Vergnügen daraus machen, die Königin für Sie zu interessiren.

— Aber, mein Gott! Madame, — was wird dieser Prinz vermögen? Man sagt, Niemand sei der Fürsprache bei der Königin mehr bedürftig, als gerade dieser Prinz. — Seit acht Jahren in Ungnade ....

— Man sieht, daß Sie ein Neuling sind in der großen Welt — mein guter Herr St. James — wie könnte Ihnen sonst unbekannt geblieben sein, was beinahe ein öffentliches Geheimniß ist — daß der Prinz Rohan zur Intimité der Königin erhoben ist. Ja, mein Herr, — der Cardinal hat eigenhändige Briefe von Marie Antoinette, die er Ihnen ohne Zweifel bereitwillig vorlegen würde, wenn Sie es wünschen; denn Seine Eminenz ist ganz voll von Freude über einen großen Dienst, den er Gelegenheit gehabt hat der Königin zu leisten. —

— Dienst! — der Königin? —

— Allerdings — und es wird nur von Ihnen abhängen, daran Theil zu nehmen.

— Wäre es möglich! —

— Lassen Sie mich offen reden; — betrachten sie es als eine Gunst des Zufalls, wenn Ihnen der Cardinal Gelegenheit giebt, der Königin einen wichtigen Dienst zu erweisen, sich damit zu insinuiren und Ihre kühnsten Wünsche zu erreichen.

— Sie machen mich ganz glücklich, Madame! ...

In diesem Augenblick näherte sich der Cardinal Beiden und die Gräfin sprach zu ihm: Herr St. James ist ganz entzückt, daß Ew. Eminenz sich so huldreich über ihn geäußert haben. Er wünscht nichts sehnlicher, als Gelegenheit zu erhalten, seinem hohen Gönner dafür persönlich seinen unterthänigen Dank abzustatten.

— Wenn ich Ew. Eminenz um eine Audienz bitten dürfte? ....

— Mit Vergnügen, mein lieber St. James; morgen früh 10 Uhr werde ich Sie erwarten.

Der Cardinal zeigte dem Financier die Briefe der Königin und entdeckte ihm, daß sie wegen des Zahlungstermins in einiger Verlegenheit sei.

— Ich selbst — fügte er hinzu — befinde mich leider in diesem Augenblick in einigen financiellen Derangements — ich glaube indeß demjenigen, der der Königin diesen Dienst erweisen würde, den St. Ludwigs-Orden versprechen zu dürfen. Ja noch mehr — ich darf gestehen, daß mich die Königin geradezu ermächtigt hat,

eine solche Zusicherung zu ertheilen; und wenn ich mich deshalb zuerst an Sie wende, so dürfen Sie darin den sichersten Beweis meiner wohlwollenden Gesinnung erblicken, die Sie den Empfehlungen der Gräfin von Lamothe zu danken haben. —

— Es macht mich unendlich glücklich — rief der Financier in Extase aus — Ihrer Majestät diesen Beweis meiner unbegränzten Ergebenheit darbringen zu können. Ich erkühne mich, Ew. Eminenz ehrfurchtsvoll zu bitten, die Königin davon in Kenntniß zu setzen, daß ich nur ihre Befehle erwarte, um die 100,000 Thlr. für sie an Böhmer auszuzahlen. Mit der Wiedererstattung hat es keine Eile.

Der Cardinal war sehr erfreut, diese Angelegenheit so glücklich beendigt zu haben. Er unterrichtete Frau von Lamothe von der günstigen Antwort des Herrn St. James und setzte sogleich einen zierlich geschriebenen Bericht darüber an die Königin auf, den er seiner genannten Freundin zur Besorgung übergab.

Vergebens wartete jedoch der Cardinal auf Antwort. Es war ein unvorhergesehenes Hinderniß eingetreten, welches es der Gräfin Lamothe unmöglich machte, ihm in der bisherigen Weise ein angebliches Antwortschreiben von der Königin zu verschaffen. Der Verfertiger aller dieser falschen Briefe — Villette, der Freund der Gräfin, war von Herrn von Lamothe, der von London

zurückgekehrt war, nach Bar-sur-Aube berufen, wo diese beiden listigen Gauner gemeinschaftlich Vorsichtsmaßregeln trafen, um auf den Trümmern dieses Halsbandes ihr Glück zu gründen.

Die Verzögerung einer Antwort von Seiten der Königin ängstigte den Cardinal. Er theilte darüber der Frau von Lamothe seine Besorgnisse mit, indem er es nicht begreifen könne, woher dieses Stillschweigen, in einer Zeit, wo die Zahlung herannahe und er durch das Anerbieten des Herrn St. James die Königin so sehr verpflichtet zu haben glaubte.

— Ich besorge — fügte er hinzu — daß St. James glauben könnte, man hätte ihm zum Besten gehabt. Am allerwenigsten kann ich die Kälte begreifen, welche die Königin äußerlich gegen mich beobachtet, obgleich sie in ihren Briefen ein so lebhaftes und warmes Interesse für mich verräth.

Diese letzte Bemerkung war der stete Refrain seiner täglichen Klagen seit seiner Rückkehr aus dem Elsaß.

Frau von Lamothe hatte bisher solche Besorgnisse durch hundert kleine Listen und Ueberredungen abzuwenden gewußt; indeß wurde der Cardinal immer bedenklicher und Alles stand auf dem Spiele, wenn ihm nicht durch einen Hauptcoup jeder Zweifel für immer benommen wurde.

Eine neue List, kühner als jede frühere, war bald ausgesonnen. Es galt jetzt nichts geringeres, als den Cardinal zu überreden, daß die Königin ihm eine geheime nächtliche Audienz im Bosket der Gärten von Versailles verwilligt habe.

Es gehört in der That die volle Verblendung einer solchen bis zur Leidenschaft gesteigerten Liebe und Eitelkeit dazu, um einen solchen Schritt nur für möglich zu halten. Freilich wußte der Cardinal, daß die Königin, wenn es galt irgend einer Laune zu folgen, keine Rücksichten kannte und das Gerücht übertrieb in dieser Hinsicht noch Vieles — so daß dem Cardinal in seiner ungeheuern Eitelkeit selbst der kühne Gedanke nicht fremd blieb, daß er vielleicht der glückliche Gegenstand einer geheimen Neigung der Königin sei.

Doch ehe dieses Project zur Ausführung kam, war der Vertraute der Gräfin Lamothe von Bar-sur-Aube zurückgekehrt und mit Hülfe dessen war bald ein Briefchen geschrieben, und der Cardinal erhielt durch die Gräfin Lamothe wieder eins jener zierlichen, duftenden Briefchen mit Goldschnitt und der Unterschrift: Marie Antoinette von Frankreich, worin ihm geschrieben wurde:

— Ich habe nur deshalb so lange mit der Antwort gezögert, weil ich immer noch hoffte, nicht nöthig zu haben, von den Anerbietungen des Herrn St. James

Gebrauch zu machen; jetzt aber sehe ich mich genöthigt, dieselben anzunehmen; jedoch nur für die erste Zahlung und mit dem Versprechen der promptesten Wiedererstattung. Ich wünsche nichts mehr, als Gelegenheit zu erhalten, diesen Dienst zu belohnen.

Diese Antwort konnte der Cardinal erst nach einigen Tagen dem Financier mittheilen, da dieser verreist war. In dieser Zwischenzeit übernahm es Frau von Lamothe, den Cardinal zu überreden, daß die Königin, da sie noch immer sich verhindert sehe, ihm öffentliche Beweise ihrer Achtung zu geben, sich entschlossen habe, ihm im Bosket von Versailles, zwischen 11 Uhr Abends und Mitternacht, eine Audienz zu gewähren, wobei sie ihm Alles sagen würde über die Wiederkehr ihrer Gunst, was sie dem Papier nicht anvertrauen dürfe.

Ein kleiner Brief mit Goldschnitt gab die Beglaubigung für diese Zusicherung der Gräfin und bestimmte Tag und Stunde.

Nie ist eine Zusammenkunft mit mehr Ungeduld erwartet als diese — wodurch die kühnsten Wünsche des Cardinals gekrönt werden sollten.

Schon Tages vorher, in der Abenddämmerung, betrat der Cardinal, von dem Baron von Planta begleitet, durch eine der Seitenthüren des Parks von

Versailles das Bosket in der Nähe des Tempels der Diana. Bald erschien eine schwarzgekleidete verschleierte Dame am Arme ihres Begleiters und redete den Cardinal an, indem sie den Schleier zurückschlug und sich zu erkennen gab. Es war Frau von Lamothe, am Arme ihres Freundes Villette. Nach einigen Worten bot ihr der Cardinal seinen Arm und zog sich tiefer mit ihr in den dunkelsten Theil des Boskets zurück.

— Sehen Sie hier, mein Prinz — sprach sie — und merken Sie sich genau diesen Platz neben der Marmorstatue des Endymion — hier im dichtesten Bosket werden Sie das Glück und die Ehre haben, die Königin zu sprechen. Sie werden ihr ohne Zwang die Ergebenheit Ihrer Gesinnungen aussprechen dürfen; Sie werden ihr sagen können, was Sie auf dem Herzen haben, daß Ihnen die Gnade des Königs wieder zu Theil werde. Uebrigens werden Sie sich so kurz als möglich fassen müssen, mein Prinz — es ist bekannt, daß die Königin an schönen Sommerabenden, wenn das Publikum entfernt ist, noch späte Spaziergänge mit der Gräfin Artois — der Gemahlin des Bruders des Königs — macht. Sie hofft diesesmal, sich von dieser Begleitung losmachen zu können, um länger mit Ihnen zu reden. Uebrigens wird Ihnen die Königin, wie sie mir gesagt hat, eine angenehme Ueberraschung bereiten durch das Geschenk einer Rose, die sie Ihnen in einer Kapsel

überreichen wird. Alles ist wohlberechnet und genau bestimmt — sogar die Kleidung. Sie werden einen grauen Rock mit schwarzen Knöpfen, eine schwarze Perücke und einen kleinen dreieckigen Hut tragen — um für einen Dorfschulmeister, der philosophische Studien in der Einsamkeit machen will, zu gelten, wenn etwa Gartenaufseher Sie bemerken sollen. — So — nun sind Sie informirt. — Sein Sie pünktlich; ich werde das Weitere besorgen. Erwarten Sie mich präzise halb zwölf Uhr auf der großen Terrasse rechts vom Schlosse. Sie werden mich an einem schwarzen Domino erkennen, den ich tragen werde.

Der Cardinal zerfloß fast in Dankbarkeit gegen seine schöne Freundin und erwartete in einer fieberhaften Anspannung die folgende Nacht.

In der folgenden Nacht begab sich der Cardinal, gekleidet, wie verabredet war, mit dem Baron von Planta — der wie ein Landmann aus der Umgegend von Versailles costumirt war, auf die Terrasse des Schlosses.

Die Nacht war sehr dunkel. Der Cardinal war voll Ungeduld. Eine Viertelstunde nach der andern verging und Frau von Lamothe erschien nicht. Die Unruhe des Cardinals erreichte den höchsten Grad. Der Baron Planta hatte Mühe, ihn zu trösten; denn er sah nun alle seine Hoffnungen — alle seine Wünsche, so

nahe der Erfüllung, vereitelt. Endlich nähern sich leise knisternde Tritte und aus der Dunkelheit hervor trat eine dunkle Gestalt. Es war der schwarze Domino, der die schlaue Gräfin verhüllte.

— Sie hier, mein Prinz? — fragte sie flüsternd.

— Ach — Gott sei gedankt — rief dieser — da sind Sie? — aber — das ist eine Lebensfrage — erscheinen Sie als Bote des Himmels, oder als Engel des Todes? —

— Still — ganz leise — man könnte uns belauschen — die höchsten Interessen stehen auf dem Spiele — ich komme so eben aus dem Zimmer der Königin. Leider hat sie bis jetzt unabweisliche Abhaltungen gehabt. Sie wird daher nicht so lange Ihnen Gehör schenken können, wie sie es gewünscht hatte. — Sie glaubte diesesmal allein gehen zu können; aber die Gräfin Artois hat ihr vorgeschlagen, sie auf dieser Promenade begleiten zu dürfen, das ließ sich nicht abwenden. Indeß eilen Sie ins Bosket — an die bewußte Stelle. — Die Königin wird schon einen Vorwand finden, um sich einige Augenblicke loszumachen von ihren Begleitern, und diese kostbaren Minuten werden Ihnen geweihet sein.

Der Cardinal begab sich nun an das Bosket und wartete am Fußgestell des Endymion auf die Ankunft der Königin. Sein Herz bebte vor Freude und Aengst-

lichkeit. Hundertmal in Gedanken wiederholte er sich die schönen Phrasen, die er sich ausgedacht hatte, um die Königin seiner Ergebenheit und seiner ehrfurchtsvollen Liebe zu versichern.

Endlich erschien im Bosket eine weibliche Figur, ganz wie die der Königin; ebenso schlank und anmuthig leicht in jeder Bewegung; selbst ihr Nachtgewand von weißem Batist, darüber eine schwarze Sammetmantille mit einem über den Kopf gezogenen Capuchon.

Dieser Erscheinung näherte sich nun der Cardinal mit einem Gefühl von Ergebenheit und Ehrerbietung. Darauf vernahm er die von ihr mit gedämpfter Stimme gesprochenen Worte: —

— Ich kann Ihnen nur wenige Augenblicke schenken; ich bin zufrieden mit Ihnen; ich werde Sie zu der höchsten Stufe der Gunst erheben. Nehmen Sie dieses zum Zeichen meiner völligen Versöhnung und wohlwollenden Gesinnung! —

Damit überreichte sie ihm eine goldene Kapsel, worin eine Rose von Email eingeschlossen war.

Der Cardinal empfing dieses kostbare Geschenk, indem er sich auf ein Knie niederließ, mit den gewähltesten Ausdrücken des Dankes und der Ergebenheit. Kein Zweifel kam in seine Seele, daß er mit der Königin rede. Plötzlich verrieth ein leises Knistern des Sandes das Herannahen einer Person. —

— Ach — rief die angebliche Königin — da ist die Prinzessin und Frau von Artois — wir müssen fort! —

Mit diesen Worten zog sie sich eiligst zurück und der Cardinal kam wieder zu der Frau von Lamothe und dem Baron von Planta, indem er den unangenehmen Zufall beklagte, der ihm das Glück einer längern Unterredung mit der Königin entzogen habe — die übrigens ungemein gnädig gegen ihn gewesen sei.

Jeder ging nun zufrieden nach Hause. Der Cardinal zweifelte keinen Augenblick, daß er die goldene Kapsel mit der Rose aus den eigenen Händen der Königin empfangen habe. Die Gräfin aber freute sich ihrer gelungenen List. Die Person, die der Cardinal für die Königin gehalten hatte, war eine hübsche Pariser Grisette, Namens Oliva, deren schöne Figur und selbst ihre Gesichtszüge und Stimme eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen der Königin hatten. Frau von Lamothe hatte sie auf einer ihrer Promenaden im Palais-Royal bemerkt und leicht überredet, die erwähnte Rolle in dem Schauspiele zu übernehmen, das vor der Leichtgläubigkeit des Cardinals aufgeführt werden sollte. Sie hatte ihr gesagt, es sei auf einen Scherz abgesehen und die Königin wünsche, daß sie deren Rolle dabei übernähme. Eine Belohnung beseitigte noch das letzte Bedenken — zumal dieses Mädchen zu denen gehörte, die nicht sehr bedenklich in der Art ihres Erwerbs sind.

Oliva war gut bezahlt nach Paris zurückgeschickt, und die Herren Lamothe und Villette, welche die verabredeten Fußtritte und Stimmen von nahenden Personen so gut nachgemacht hatten, um die Unterredung abzukürzen, begaben sich zu Frau von Lamothe und erfreuten sich ihres Erfolges.

Der nächste Tag brachte wieder ein feines Briefchen, worin Marie Antoinette von Frankreich ihr Bedauern ausdrückte, daß die Umstände keine längere Unterredung gestattet hätten.

In leichtsinniger Freude über diese Erfolge hatte man versäumt, den Juwelier zu bezahlen, und so war es dieser, der aufs Aeußerste getrieben, sich wiederholt an die Königin und dann an ihre erste Kammerfrau wendete, um seine Bezahlung zu erlangen; dadurch aber zu der Entdeckung beitrug.

Die Untersuchung ging ihren Gang. Niemand litt mehr als die Königin dabei. Sie sah ihre Ehre auf das empfindlichste angegriffen und geschäftige Zungen beeiferten sich, durch zahllose Verdrehungen des wahren Herganges, sie als die Allein-Schuldige in dieser Angelegenheit erscheinen zu lassen. Uebertriebene und unwahre Gerüchte beschuldigten sie der entsetzlichsten Verschwendung des Staatsschatzes; der Cardinal, der viel

Anhänger hatte, besonders unter den über ganz Paris verbreiteten Weibern der Prostitution, galt als ein Opfer des Hasses und der Intriguen dieser Oesterreicherin. Die Königin selbst — die sich so edel in dieser Sache genommen hatte, wurde eine Diebin genannt, die einen armen Juwelier bestohlen habe, um ihre Eitelkeit zu nähren. Alles, was dagegen gesagt wurde — die schlagendsten Thatsachen — die evidentesten Beweise — fanden kein Gehör. — Nichts blieb ihr verborgen. Sie vergoß zahllose Thränen darüber, aber ihr Unwillen warf sich nicht auf das arme getäuschte Volk, das sie beklagte, stets getäuscht zu werden, sondern auf den Cardinal, daß dieser sich nur habe einbilden können, daß sie mit ihm — dem sie ihre Verachtung so offen an den Tag gelegt hatte — in einer geheimen Verbindung gestanden habe. Sie betrachtete ihn nicht als ein Opfer der abgefeimtesten Betrügereien, sondern als einen Strafbaren, der entweder wissentlich und aus Bosheit oder Eitelkeit den Namen der Königin gemißbraucht habe, oder als einen Fahrlässigen, der in unverzeihlicher Nachlässigkeit sich über Thatsachen getäuscht habe, deren Ungrund er leicht hätte erfahren können.

Wenn Könige einmal hassen, so sind sie unversöhnlich, weil Niemand es wagen wird, ihnen die vorgefaßte Meinung wieder zu nehmen.

Zum Unglück hatte sie in dieser Angelegenheit gerade

die Männer in Rath genommen, die den Cardinal auf's tiefste haßten und sich dieser Gelegenheit freuten, ihn zu stürzen — das waren der Abbé von Vermond und der Baron von Breteuil, Minister des Königl. Hauses.

Dieser Haß ließ diese beiden Männer vergessen, daß Personen aus den höchsten Ständen des Staats, selbst bei den niedrigsten Lastern, immer noch Schutz und Beistand finden in dem Stande, dem sie angehören — daß ein Rohan, ein geistlicher Fürst, wie strafbar er auch immer sein möge, immer eine bedeutende Parthei für sich hat, an die sich dann alle Unzufriedenen des Hofes und alle Lästerer der Hauptstadt anschließen. — Man überredete sich nur zu leicht, daß er aller Vorrechte seines Ranges beraubt, auch der öffentlichen Schande verfallen werde, die sein Betragen verdiente. Man erkannte nicht, wie sehr man sich täuschte.

Eines Tages, als jene Männer die Königin verlassen hatten, rief sie aus:

— Abscheuliche Frevel müssen durchaus entlarvt werden. Wenn der römische Purpur und der Fürstenhut nur einen geldgierigen Gauner decken, der es wagt, die Gemahlin seines Monarchen der Verläumdung bloszustellen: so müssen ganz Frankreich und Europa es erfahren.

Ihre erste Kammerfrau war gegenwärtig, als sie diese heftige Aeußerung machte. Sie sah deren Erschrecken.

— Was fehlt Ihnen, liebe Campan? Sie scheinen betroffen zu sein? —

— In der That — entgegnete diese — es ängstigt mich, die ganze civilisirte Welt mit einer Intrigue bekannt gemacht zu sehen, die man nur noch mehr zu verwirren suchen wird, um Ew. Majestät Ruf zu schaden. Ich bitte und beschwöre daher meine hohe Königin, die weisesten und besonnensten Maßregeln zu ergreifen.

— Schweigen Sie, sprach die Königin ernst und streng — sein Sie ganz ruhig und überzeugt, daß hier keine Unvorsichtigkeiten begangen werden.

Sobald indeß die Nachricht von der Verhaftung des Großalmoseniers sich in Paris verbreitete, erhoben der Prinz von Condé, der mit einer Prinzeß aus dem Hause Rohan vermählt war, ferner der Marschall von Soubise und die Prinzeß von Marsan ein Geschrei des Unwillens über die Verhaftung eines Prinzen aus ihrer Familie. Die gesammte Geistlichkeit, von den Cardinälen bis auf die jüngsten Seminaristen herab — konnte ihren Schmerz über die anstößige Verhaftung eines geistlichen Fürsten gar nicht mäßigen; eine Menge von Personen waren darauf gefaßt, den Hof wegen eines so unpolitischen Schritts gedemüthigt zu sehen — so groß war damals noch der Einfluß des Ranges und die Anerkennung seiner göttlichen Rechte.

Die Untersuchung gegen den Cardinal ging nach

dem Willen des Königs mit aller Strenge vor sich. Obgleich die angebliche Correspondenz desselben mit der Königin nach seiner Ansicht vom Abbé Georgel verbrannt war; so compromittirten ihn doch mehrere Umstände, als die Unterredung im Februar 1785 mit dem Herrn von St. James, die augenscheinlich unrichtige Unterschrift: „Marie Antoinette von Frankreich," und der Denkzettel, der in seinem Schreibtisch liegen geblieben war, worin der Cardinal eigenhändig verzeichnet hatte, daß Böhmer mit der Frau von Campan über diesen Diamantenkauf geredet hatte.

Diese treue Dienerin der Königin erbot sich auch darüber Zeugniß abzulegen, daß Böhmer behauptet habe, der Cardinal habe ihm gesagt, daß er die 30,000 Thlr. in Cassenbillets, welche er auf Abschlag an Böhmer bezahlt habe, von der Königin empfangen, die diesen Betrag aus dem Schreibtisch von Porzellan genommen habe. Der gesunde Sinn des Königs blickte dieser Intrigue bald auf den Grund. — Waren Sie mit Böhmer allein, als er Ihnen das sagte? — fragte er. Ja, Sire — ganz allein in meinem Garten. — Nun gut — erwiederte der König — dann würde dieser Mensch die Sache abläugnen, und er würde der Bezahlung der 1,600,000 Franken, welche die Familie des Cardinals ihm zahlen muß, um so gewisser sein. Wir dürfen auf seine Aufrichtigkeit nicht mehr rechnen,

und man würde dann nur glauben, daß Sie von der Königin abgeschickt wären. Das geht nicht.

Das Requisitorium des Generalprocurators war gegen den Cardinal. Das Haus Condé, das Haus Rohan und selbst der größte Theil des Adels, sowie die gesammte Geistlichkeit sahen in dem strengen Verfahren wider den Cardinal einen Eingriff, theils gegen die Vorrechte eines Prinzen, theils gegen die eines Cardinals. Die Geistlichkeit verlangte, daß die Angelegenheit des Fürst-Cardinals von Rohan der geistlichen Gerichtsbarkeit überwiesen werde. Der Erzbischof von Narbonne, damals Präsident der geistlichen Synode, nahm sich der Sache lebhaft an. Er hielt in der Nationalversammlung eine Rede gegen solche Eingriffe in die Vorrechte der Kirche, und die Geistlichkeit verfaßte darauf eine Denkschrift an den König zu Gunsten Rohans. Auch die Bischöfe schrieben an den König, um ihm vorzustellen, daß selbst der geringste Geistliche, wenn er in eine Sache, wie so eben instruirt würde, verwickelt wäre, das Recht haben würde, an seine natürlichen Richter zu appelliren und nun würde dieses Recht einem so hohen Kirchenfürsten versagt, der doch seinem Range nach dessen Oberer sei.

Selbst eine Breve des Pabstes erschien während der Instruction des Prozesses, worin der heilige Vater dem Cardinal anzeigte, er habe seinetwegen das Cardinal-

Collegium zusammenberufen und alle Stimmen hätten sich dahin vereinigt, daß er wirklich als Mitglied des Cardinalcollegiums gefehlt habe, indem er einen fremden und weltlichen Gerichtshof über sich anerkannt habe; daß er demzufolge sechs Monat suspendirt sei und wenn er ferner in diesem regelwidrigen Betragen beharre, er aus der Reihe der Cardinäle gestrichen werden müsse.

Das Alles waren indeß nur leere Drohungen und Demonstrationen, um die behaupteten Vorrechte der Kirche zu bewahren; denn als der Doctor der Sorbonne, Abbé Lemoine, der an der Stelle des Prinzen Louis Rohan vor Gericht erschien, bewies, daß Se. Eminenz nicht umhin gekonnt habe, sich dem Gerichtshofe zu unterwerfen, welchen der König, sein Herr, ihm angewiesen und daß er wegen Bewahrung der Vorrechte seines geistlichen Ranges die üblichen Protestationen eingelegt habe; so erklärte sich der heilige Vater damit so zufrieden, daß er den Cardinal Rohan in alle seine Rechte und Würden wieder einsetzte.

Das Gutachten des Generalprokurators und einiger Chefs der Justizbehörden fiel eben so sehr zum Nachtheil des Cardinals aus, als das frühere Requisitorium.

Indeß war bei dem Gerichtshofe selbst die Intrigue zu Gunsten des Cardinals aufs äußerste thätig.

Der Substitut des Generalprokurators, Pieron de Lauremel, ließ der Königin ein Namensverzeichniß von

Mitgliedern der großen Kammer des Parlaments zukommen, wobei eine Uebersicht der Mittel angefügt war, deren sich die Freunde des Cardinals bedient hatten, um während der Dauer des Prozesses für ihn Stimmen zu gewinnen. Es kamen dabei Frauen ins Spiel, deren Sittlichkeit im nachtheiligsten Lichte erschien. Durch sie und durch unermeßliche Summen, die man verschwendet hatte, war den ältesten und ehrwürdigsten Personen unter den Beisitzern dieses höchsten Gerichtshofes der Kopf verrückt worden. Es war auch nicht ein einziges Parlamentsmitglied unmittelbar gewonnen.

Und so blieb denn der Ausgang dieser Sache nicht zweifelhaft. Der Cardinal wurde, wenn auch nur durch eine geringe Majorität von drei Stimmen gänzlich freigesprochen.

Der Schmerz der Königin darüber war unbeschreiblich. Sobald Frau von Campan diesen Beschluß des Gerichts erfahren hatte, begab sie sich zu ihr. Sie fand die Königin in ihrem Cabinet ganz allein und weinend.

— Kommen Sie nur zu mir — sprach sie — beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Ungerechtigkeit und der Kabale ist. Ich aber beklage auch Sie — als Französin. Wenn ich in einer Sache, die meinen Charakter auf das schändlichste ver-

läumdet, keinen gerechten Richter gefunden habe, was könnten Sie dann hoffen, wenn Sie einst in einen Prozeß verwickelt werden sollten, der Ihr Vermögen oder Ihre Ehre gefährdete.

In diesem Augenblick trat der König ein und sagte zu Frau von Campan:

— Sie finden die Königin sehr bekümmert und sie hat große Ursach dazu. Aber was ist es weiter? — Man hat in dieser ganzen Geschichte immer nur den geistlichen Fürsten und den Prinzen von Rohan sehen wollen, während es in der That doch nur eine geldbedürftige Person ist, die unerlaubte Hülfsmittel in Bewegung setzte, um eine Unternehmung zu machen, die ihr Gewinn bringen sollte, wobei aber der Cardinal selbst betrogen ist. Es ist nichts leichter zu entscheiden, als das; man braucht eben kein Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten durchzuhauen.

Gleichwol wurde der Cardinal Rohan vom Hofe verwiesen, was dem Könige sehr verdacht wurde und der Königin zahllose Feindschaften zuzog.

Weit schlimmer und das wohlverdient, erging es der Gräfin Lamothe.

Sie war bis zu der famösen Halsbandgeschichte eine so unbedeutende Person, daß sich außer dem früher erzählten Vorfall Niemand aus der Umgebung der Königin erinnerte, mit ihr in der mindesten Beziehung

gestanden zu haben. Sie konnte auch während ihres Prozesses keine Person vom Hofe angeben, die sie kannte, als einen gewissen Desclos, einen Kammerlakaien der Königin. Dieser Desclos war übrigens ein sehr rechtschaffener Mann. Als er aber mit der Frau von Lamothe confrontirt wurde, ergab sich, daß sie ihn nur ein einzigesmal gesprochen hatte und zwar bei der Frau eines Wundarztes und Geburtshelfers in Versailles — das war die einzige Person am Hofe, der sie Besuche machte. Es ergab sich ferner, daß dieser Desclos es nicht war, dem sie das Halsband übergeben hatte.

Frau von Lamothe lebte, ehe sie ihre Reichthümer durch den Betrug erwarb, nicht einmal in so glänzenden oder nur anständigen Verhältnissen, daß ein Mann wie der Cardinal, wenn er sich nur danach erkundigt hätte, sich dadurch hätte täuschen lassen können. Sie war die Gattin eines gemeinen Garde du Corps (die freilich Offiziersrang in der Armee haben) und wohnte in einem sehr mittelmäßigen Gasthofe, in der Belle Image zur Miethe. Es ist daher unbegreiflich — und nur aus der blinden Leidenschaft der betheiligten Personen zu erklären, wenn sie den Glauben erwecken konnte, daß sie mit der Königin in genauer Verbindung stehe, die doch bei aller ihrer Güte nur selten Audienz gab und dann nur an Personen vom höchsten Range.

Frau von Lamothe und ihre Helfer hatten das

Halsband in kleinere Stücke zertheilt und diese sodann einzeln in England verkauft. Als die Betrügerin merkte, daß Alles ans Licht kommen würde, war sie frech genug, den Juwelieren sagen zu lassen, der Cardinal habe sich überzeugt, daß die Anweisung, die mit Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnet gewesen, falsch und nachgemacht gewesen sei. Sie sollten sich übrigens nur an die Rohans halten — die wären reich genug, um Alles zu bezahlen.

So hatte die schlaue Gaunerin geglaubt, die Rohans würden, um ein noch größeres Aergerniß zu vermeiden, den Schaden tragen und sie ganz aus dem Spiel lassen. Das war in der That auch das beste, was man hätte thun können; als man aber einsah, daß man sich mit der Einleitung der Untersuchung übereilt habe, ließ sich die Sache nicht mehr rückgängig machen und die Gräfin, die nicht entflohen war, weil sie auf eine Ausgleichung der Sache durch den Cardinal selbst gerechnet hatte, wurde verhaftet und erkannte damit zu spät, daß sie sich verrechnet hatte.

Das Erkenntniß des Parlaments verurtheilte sie zum Staupbesen, zur Brandmarkung und zu Gefängnißstrafe. Ihr Mann, der sich vor Gericht nicht gestellt hatte, wurde in contumaciam zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Die Strafe wurde an ihr vollzogen.

Nach spätern Nachrichten war diese Frau während

der Revolution der Haft entkommen, und hatte lange in dürftigen Verhältnissen bald in England, bald in Paris gelebt, wo sie endlich in hohem Alter in drückender Armuth starb.

Die Freisprechung des Cardinal Rohan nach einem so harten, von Seiten des Hofes gegen ihn eingeleiteten Verfahren, noch mehr aber die Dienstentsetzung und Verbannung des von dem höchsten Gerichtshofe selbst für unschuldig erkannten Mannes, wirkten äußerst nachtheilig auf den Ruf der Königin. Die unweisen Rathgeber derselben hatten, nicht zweifelnd an ihrer Unschuld und der Schuld, oder wenigstens der groben Fahrlässigkeit des Cardinals — ihren Rachedurst gestillt, ohne zu bedenken, daß dadurch die Königin selbst in unedler Rachsucht erscheinen mußte. Vergeblich stellte die Untersuchung die vollkommene Schuldlosigkeit der Königin ans Licht; vergebens enthüllten spätere Zeugnisse und Begebenheiten das ganze schändliche Gewebe von Betrug und Intrigue; der Vorwand war einmal gefunden, der Funken hatte gezündet; Antoinettens Feinde waren zu froh, in dieser schlechten Geschichte Zunder für ihren Haß zu erhalten, um eine so erwünschte Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen, ihr das Leben zu ver-

bittern und auf ihren Charakter ein falsches Licht fallen zu lassen.

Ja es kamen noch seltsamere Aufregungen dazu, die dem Cardinal eigentlich wenig zur Ehre gereichten. Die sogenannten Filles du monde beteten die Rohans an und haßten den König wegen seines regelmäßigen Wandels. Sie schimpften auf die Königin und erhoben ein solches Geschrei, daß die Mehrzahl der Pariser sich für den Cardinal erklärte. Diese seltsame Erscheinung that der königlichen Sache unendlichen Schaden, weil man das Sprüchwort — hier sehr unpassend — darauf anwendete: „Volksstimme ist Gottesstimme."

Marie Antoinette nahm ihre Zuflucht zum Bewußtsein ihrer Unschuld, zu dem nie zu erschütternden Vertrauen des Königs und den Tröstungen der Freundschaft, die ihr besonders die Prinzessin von Lamballe und die Herzogin von Polignac gewährten.

Zu jener sprach sie einst, als sie erfahren hatte, wie schonungslos man sie in einer Flugschrift behandelt hatte: — das Verhängniß scheint kaltblütig alle Mittel aufzubieten, mein Inneres zu zermalmen; doch ich will über die Schändlichen den Sieg davon tragen, indem ich meine Vorsätze zum Guten verdoppele. Gewissen Menschen wird es leichter, mich zu kränken, als mich zur Rache gegen sie zu bewegen. —

Wie tief und bitter sie die Verläumdungen, die

sie wegen dieser Geschichte verfolgten, ertrug, verräth eine Aeußerung, die sie eines Abends in Klein-Trianon gegen ihre erste Ehrendame, die Gräfin von Adhemar, machte.

— Nicht wahr, Madame, — sprach sie — ich habe das Böhmersche Halsband gestohlen?

Frau von Adhemar antwortete mit einem Ausruf des Schreckens.

— Wenn Sie es nicht glauben — fuhr die Königin in bitterer Ironie fort — so sind Sie in Frankreich allein dieser Ansicht. Denn um von Monsieur anzufangen, so ist es erwiesen, daß die Fürstinnen meines Hauses, wenn sie Geschmeide brauchen, es bei den Juwelieren der Krone stehlen. Ja, ja! Madame, die Erzherzoginnen machen das so, wie man versichert.

Dabei flossen edle Thränen der tiefsten Bekümmerniß aus den Augen der unglücklichen Königin. Frau von Adhemar protestirte lebhaft gegen solche Behauptungen.

— Man verbreitet sie aber — fuhr die Königin fort — und Einige haben mir gerathen, das Halsband zu bezahlen; damit aber würde der schändlichste Verdacht nur neue Nahrung empfangen. So dürfte ich nicht handeln. Die Öffentlichkeit ist meine Rettung. Aber der Hof, der doch sieht was ich thue, meine Familie ....

die des Königs, wollte ich sagen .... und Monsieur an der Spitze .... das ist unwürdig.

Was sie hier andeutete, bezog sich jetzt wohl nur auf diese Angelegenheit; doch bald sollten die unruhigen Zeiten kommen, welche den Spaltungen in der königlichen Familie einen tiefer verwundenden politischen Character gaben.

Sechstes Kapitel.

Die Generalstände.

Durch hundert kleine Charakterzüge hatte Marie Antoinette bewiesen, daß sie die edelsten Gesinnungen hegte und nichts so sehr wünschte, als Frankreichs Glück; — sie hatte bewiesen, daß sie sich selbst Entbehrungen auflegen konnte, um bei dem immer fühlbarer werdenden Verfall der Finanzen dazu beizutragen, daß die Lasten des Volks erleichtert würden; aber nichts vermochte, sie gegen die Macht der Verläumdungen zu schützen, die immer frecher gegen sie ihr Haupt erhoben, je mehr das Ansehen des Königthums im Allgemeinen sank — in Folge des Erwachens demokratischer Ideen, die in den höchsten Kreisen ihre Anhänger fanden — und Philosophie genannt wurden.

Durch die völlige Rathlosigkeit Ludwigs XVI. bei den immer schwieriger werdenden politischen Verhältnissen sah sich Marie Antoinette wider ihren Willen ge-

nöthigt, sich mit ihrem klaren Verstande in die Staatsgeschäfte zu mischen und auf die obere Leitung derselben ihren Einfluß zu üben. Da aber hieß es im Volke: die Königin dränge sich zur Gewalt, und alle veralteten Mißbräuche und neueren Fehlgriffe der Regierung, worüber die öffentliche Meinung klagte, wurden ihr zugerechnet.

Wider ihren Willen und Rath wurden 15 Millionen Subsidien an Oesterreich geschickt, um den Krieg gegen Preußen zu führen — da schrie Alles — diese Oestreicherin schicke das französische Geld nach Hause und sauge Frankreich aus, um Oesterreich zu bereichern.

Die Königin war auch gegen den Beistand, den Frankreich dem Aufstand der Nordamerikaner gegen England lieh. Als der Graf von Meustier als Gesandter nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika abging, wollte sie ihn nicht einmal zur Abschieds-Audienz empfangen. Was soll ich ihm noch für Aufträge geben — fragte sie, — da er in ein Land geht, worin die Namen „König" und „Königin" verhaßt sein müssen? Gleichwohl hieß es im Volke, sie opfere französisches Blut für fremde Interessen.

Sie fühlte sich so unglücklich über den Drang von Staatsgeschäften, womit sie die neuen Verhältnisse überschüttet hatten, daß sie einst gegen ihre erste Kammerfrau, die ihr half Eingaben und Berichte zu-

sammen zu packen, die Aeußerung fallen ließ: — Ach, es giebt für mich kein Glück mehr, seitdem sie aus mir eine Intriguantin gemacht haben. —

Frau von Campan schrie fast auf über diesen Ausdruck.

— Ja, ja! — fuhr die Königin fort — das ist der rechte Ausdruck dafür. Jede Frau, die sich in Sachen mischt, die über ihren Gesichtskreis, über die Schranken ihrer Pflicht hinausliegen, ist eine Intriguantin. Sie werden sich wenigstens überzeugen, daß ich mir nicht schmeichele, indem ich mir einen Namen dieser Art gewiß nur mit großem Bedauern gebe. Eine Königin von Frankreich ist nur dann glücklich, wenn sie sich in nichts einmischt und sich bloß so viel Ansehen zu erhalten sucht, als nöthig ist, um ihre Freunde glücklich zu machen und einige ihrer treuesten Diener versorgen zu können.

— Wissen Sie wohl — fügte diese seltene Fürstin hinzu, die wider ihren Willen durch ihre Handlungsweise mit ihren Grundsätzen in Widerspruch gerieth — was mir letzthin begegnet ist? Seitdem ich jetzt immer zu den Ausschußversammlungen in den Zimmern des Königs komme, habe ich einmal, während ich durch die Mansarden ging, ganz deutlich gehört, daß ein Musiker aus der königlichen Kapelle ganz laut sagte: Eine Königin, die ihre Schuldigkeit thut, bleibt

auf ihrem Zimmer und strickt Filet. — Da dachte ich bei mir selbst: du hast Recht, Unglücklicher, aber du kennst nicht meine Lage; ich muß der Nothwendigkeit und meinem bösen Schicksal folgen.

Diese Lage der Königin war um so schwieriger, als Ludwig XVI. in früherer Zeit die Gewohnheit hatte, über Staatsangelegenheiten nie mit ihr zu reden. Daher fehlte ihr die nöthigste Kenntniß mit den Verhältnissen und daraus erklärt sich mancher Fehlgriff.

Einer derselben war die Ernennung des Erzbischofs von Sens zum Minister; dieser unpopulaire Mann, ohne alle Fähigkeiten, hatte sich bei der Königin so einzuschmeicheln gewußt, daß sie ihn zum Premierminister ernannte und ihm volles Vertrauen schenkte. Fehler über Fehler gingen daraus hervor; endlich sah sie sich genöthigt, diesen allgemein verhaßten Minister zu entlassen. Sie that es mit Widerwillen und gab diesen durch öffentliche Achtungsbeweise zu erkennen, indem sie ihm unter anderm ihr reich mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß und seiner Nichte das Diplom als Pallastdame schickte. Dadurch aber rief sie eine desto allgemeinere Opposition hervor. Am Tage seiner Abreise zeigte man am Hofe selbst laute Freude; in Paris zündete das Volk Freudenfeuer an, und das Parlamentschreibergericht ließ einen Gliedermann verbrennen, der den Erzbischof vorstellen sollte. Hundert Stafetten gingen

an diesem Tage von Paris aus in alle Weltgegenden, um die freudige Nachricht von der Entlassung des Ministers an alle Höfe zu verbreiten.

Marie Antoinette hielt diese Manifestation des Volksgeistes als gegen sich selbst gerichtet und vergoß bittere Thränen darüber.

Mancherlei Betrübniß drang damals ein auf das Herz der armen Königin.

So unter anderm war sie der Meinung des Königs beigetreten, daß man die Versammlung der Notabeln auf 50 bis 60 Lieues von Paris entfernt verlegen müßte, um ihre Berathungen unabhängig zu machen von den Einflüssen des immer unruhiger werdenden Volks; dagegen aber setzte sich der Graf Artois — der Bruder des Königs — der sich in der Versammlung der Notabeln im Jahr 1787 populair zu machen wußte. Es war kein Tag, wo er nicht in seinem Büreau präsidirte und dabei die freisinnigsten Grundsätze entwickelte. Jedes der sieben Büreaus, in welche die Versammlung eingetheilt war, wurde von einem Prinzen von Geblüt präsidirt. Man hatte gehofft, dadurch die Notabeln vom Hofe abhängig zu machen; aber der Erfolg dieser Maaßregel war im Gegentheil der, daß das Ansehen des Königs geschwächt wurde, indem die Prinzen sich beliebt zu machen suchten dadurch, daß sie vom Königthum abfielen und den Volksleidenschaften

schmeichelten. Der Graf Artois ging in diesem seinem patriotischen Eifer so weit, daß er ohne Unterlaß erklärte: ein ehrerbietiges Widerstreben gegen die Befehle des Monarchen sei nicht zu tadeln; man könne gegen die unumschränkte Gewalt mit Vernunftgründen kämpfen und sie gewissermaßen zwingen, sich ins Klare zu setzen, ohne deßhalb die Achtung gegen sie zu verletzen.

Solche Behauptungen von einem Prinzen von Geblüt mußten den König und die Königin aufs tiefste kränken und ihr Ansehen vermindern. So entstand auch natürlich eine Kälte zwischen der Königin und Artois, die ihr um so schmerzlicher war, als sie ihn bis dahin wie einen Bruder geliebt hatte.

Auch drang der Graf Artois auf Verdoppelung der Repräsentantenzahl aus dem Bürgerstande — eine Maaßregel, wodurch der demokratische Widerstand immer mehr Macht erhielt. Diese Schritte des Prinzen wurden allgemein am Hofe und selbst in den Gesellschaftskreisen der vertrautesten Freundin der Königin — der Gräfin Polignac — gebilligt. Dadurch entstand auch hier eine Entfremdung, welche die Königin schmerzte. In den Kreisen, wo man sie vormals mit Liebe empfangen hatte, fand sie jetzt nur noch die Ehrerbietung der Etikette.

Noch größern Kummer machte ihr das schlau berechnete Benehmen des Herzogs von Orleans — denn

so dürfen wir jetzt den vormaligen Herzog von Chartres nennen, der nach dem Tode seines Vaters, im Jahre 1785, dessen Rang und Titel als Herzog von Orleans angenommen hatte.

In der auf den Rath des damals Alles geltenden Finanzministers Necker zusammenberufenen Versammlung der Generalstände machte besonders der dritte Stand sich geltend, indem er Verdoppelung der Zahl seiner Repräsentanten und gleiche Rechte mit dem Adel und der Geistlichkeit forderte. An der Spitze dieser Parthei — so wie der Verächter des Throns — standen der Herzog von Orleans und der Graf Mirabeau.

Die Eröffnung der Ständeversammlung geschah am 4. Mai 1789. Die Königin erschien dabei zum letzten Male im vollen Glanze königlicher Pracht, wenn auch nicht ohne bittere Kränkung, die ihr hier zum ersten Male öffentlich zugefügt wurde.

Es war bei dem feierlichen Zuge der Reichsstände nach der Kirche; da riefen Weiber aus dem Volke: „Es lebe der Herzog von Orleans!" — und zwar in einem so beleidigenden Ton, und mit einem so rebellischen Geschrei, daß Marie Antoinette — die wohl fühlte, daß dieses laute Feiern ihres Feindes eine absichtliche Kränkung für sie sein sollte — einer Ohnmacht nahe war. Man unterstützte sie indeß sogleich und ihre Umgebungen fürchteten einen Augenblick, daß der Zug dadurch

aufgehalten werden würde; indeß erholte sich die Königin wieder und bedauerte nur lebhaft, daß sie die Wirkung dieser Gemüthsbewegung nicht hatte unterdrücken können. Dieser Ruf war nicht wegen der Personen aus der Hefe des Volks, die ihn erließen, bedeutend; sondern als Beweis, wie sehr die Intriguen des Herzogs von Orleans schon das Volk gegen das königliche Ansehen aufgeregt hatten.

Einen Beweis davon möge folgende Anekdote geben.

Gegen Ende des Mai kam eine Händlerin zu der Gräfin Adhemar, die von den Kammerfrauen derselben die abgelegten Kleider zu kaufen suchte und von der jene bisweilen ein Stück Spitzen erhandelte. Sie verlangte so dringend die Gräfin zu sprechen, daß diese sie endlich eintreten ließ.

Es war eine kleine Frau, mager wie eine Spinne, schwarz wie ein Maulwurf, sauber wie eine Maus und um nur die Thiervergleichung zu endigen — boshaft wie ein Affe und listig wie ein Fuchs.

— Nun — was haben sie mir Alles zu verkaufen und Neues zu erzählen? redete sie die Gräfin an.

— Einen Schmuck feiner und noch schöner Perlen; dann aber will ich von Ihnen eine Erklärung haben.

— Eine Erklärung? — rief die Ehrendame der Königin mit zürnenden Blicken.

Die Frau bot ihr aber mit Frechheit Trotz.

— Ja, Frau Gräfin — nahm sie wieder das Wort; ich will wissen, ob es wahr ist, daß die Königin Frankreich zum Vortheil ihrer Familie und der Oestreicher ruinirt? — Ist es wahr, daß Frau von Polignac wirklich eine Million vom Kaiser von Oestreich erhält für die hundert Millionen, die dieser aus dem Nationalschatz bezieht? Ist es wahr, daß man den Herzog von Orleans ermorden will? —

Das waren die Verläumdungen, welche die Parthei desselben ausgestreut hatte und die, wie alles Böse, was man der Königin nachsagte, unbedingt geglaubt und vergrößert weiter verbreitet wurden.

Zu jeder andern Zeit hätte die erste Ehrendame der Königin eine solche impertinente Fragerin zur Thür hinaus werfen lassen; allein wie die Sachen jetzt standen, so begriff sie, daß Verläumdungen am vernünftigsten mit der Wahrheit zu bekämpfen sein würden, und so suchte sie denn so ruhig als möglich diesem Weibe den Ungrund solcher Gerüchte begreiflich zu machen.

— Ich wünschte wohl — nahm endlich die Frau das Wort — daß alle Damen meiner Nachbarschaft die Frau Gräfin gehört hätten; weil ihnen dann die Unschuld der Königin so klar sein würde, wie der Tag. Jetzt halte auch ich die Königin für eine gute Bürgerin, aber der Herzog von Orleans liebt das Vaterland und

besonders die Armen sehr. Die letztern erhalten seit einiger Zeit Brot und Wein und Thaler von ihm. — Der Herzog hat im Parlament die Rechte des Volkes vertheidigt und deshalb ist er mit dem Könige übel dran. Er hat zur See eine Schlacht gewonnen und dann heißt es auch, er sei der Krone näher als Ludwig XVI. Man sagt — fuhr sie fort — der Großvater des Königs habe dem Großvater des Herzogs von Orleans Unrecht gethan, indem eigentlich die Valois in der Thronfolge den Bourbons vorgingen.

Das war zu toll; obwohl ernsthaft genug als Beweis, welche unsinnige und verbrecherische Meinungen die Parthei Orleans unter dem Volke zu verbreiten wußte: so konnte doch die Ehrendame ein Lächeln nicht unterdrücken über die naive Dummheit, die sich in solchen Äußerungen aussprach.

— Die Frau Gräfin lacht — sprach die Frau — weil ich mich wohl irre; allein mein Gevatter, der im Palais Royal Schweizer ist, wird mir die Sache schon besser erklären.

Frau von Adhemar suchte die falschen Ansichten der Düclos mit aller Geduld nochmals zu berichtigen, erkannte jedoch mit Entsetzen, wie geschickt die Agenten des Herzogs von Orleans das Volk auf alle Weise für ihn zu gewinnen wußten. Sie sprach davon mit Frau von Polignac; allein es war zu spät; die öffentliche

Meinung war schon zu stark geworden, um noch ein Gegenmittel zu gestatten.

Damit im Einklange stand das Benehmen des Herzogs von Orleans in der Ständeversammlung.

Wir werden später darauf zurückkommen. Was aber die eigentlichen Beweggründe jener Handlungsweise des Herzogs von Orleans waren, verrieth sich zum Theil in einer zufälligen Unterredung, die er mit dem Grafen von Adhemar, dem Gemahl der ersten Ehrendame der Königin, hatte.

Es war in den letzten Tagen des Aprils, also kurz vor der Eröffnung der Ständeversammlung, als dieser auf den Einfall kam, die Folie-Chartres, den Garten des Herzogs von Orleans zu Mousseaux, zu sehen, den er noch nicht kannte — er hatte indeß in England genug davon reden hören, um neugierig darauf zu sein.

Er schrieb deshalb ein Billet an Herrn de la Roche, den Intendanten der Gärten des Herzogs, der ihm auch Tages darauf eine Eintrittskarte schickte.

Herr von Adhemar begab sich in einfacher Kleidung dorthin. Als er um die Ecke einer Allee bog, sah er sich plötzlich dem Eigenthümer des Gartens gegenüber. Beide waren einander aus früheren Verhältnissen, bei der Gesandtschaft am englischen Hofe, genauer bekannt gewesen — eine Bekanntschaft, die jedoch in Paris nach ihrer Rückkehr nicht fortgesetzt wurde.

Herr von Adhemar, der dieses Zusammentreffen nicht für zufällig halten konnte, beschloß, sich auf der Defensive zu erhalten. Nachdem ihn der Herzog begrüßt und er angemessen geantwortet hatte, begann der Herzog von Orleans:

— Also der Zufall führt uns einmal wieder zusammen? Mousseaux scheint Ihnen offenbar nicht so weit von Versailles zu liegen, als das Palais-Royal.

— Dieser Tadel, gnädigster Herr, geht mir zu Herzen; allein außer meinem Dienst bei Madame Elisabeth gehe ich selten aus.

— Der muß Sie allerdings für jede andere Gesellschaft entschädigen. Bei dieser liebenswürdigen Prinzessin hat man kein Jeu de retour (Ausdruck im Triktrak) zu fürchten.

— Ihr hohes Vorbild ist die Königin, ihre Schwägerin.

— Ah! ich vergaß, daß die Gräfin Adhemar Pallastdame ist.

— Gnädigster Herr! —

— Nun — was denn? Schreit doch ein Schaf, wenn es erwürgt wird; auch ich habe gewiß ein Recht, mich zu beklagen. Sie werden gestehen müssen, daß man mich sehr gemißhandelt hat.

— Ich weiß nicht, was Sie damit meinen? —

— Sie sind Diplomat geblieben, wie ich sehe;

allein die Zeit naht, wo man mit offener Karte spielen wird, um sich hinlängliche Gerechtigkeit zu verschaffen. — Was denken Sie von den Generalständen?

— Ich halte sie fast für eine Neuerung.

— Und wozu glauben Sie, wird das führen?

— Was läßt sich davon sagen? Sie werden viel Gutes zu thun, viel Böses auszugleichen haben.

— Man wird Alles umwerfen; in Kurzem werden Sie Dinge vernehmen, die Sie nicht wenig überraschen werden.

— Gnädigster Herr! — ich fürchte, die Revolution, die man vorbereitet, wird den Hoffnungen derer, die sie beginnen, nicht entsprechen.

— Sie denken sich also nichts Gutes davon?

— Offen gesprochen, weiß ich nicht, was Personen Ihres Ranges gewinnen könnten, wenn der Respect, der den Thron umgiebt, vernichtet wird, oder wenn sie sich zu sehr den unteren Ständen nähern. Wer kann sich schmeicheln, die Massen aufzuhalten, wenn sie mit ihrer schrecklichen Kraft gegen das anstürmen, was sie früher fürchteten? —

Der Prinz schien einen Augenblick in Nachdenken zu versinken. Er legte die Hände auf dem Rücken zusammen und ging einige Schritte weiter, indem er den Grafen einlud, ihm zu folgen.

— Ich fühle allerdings — begann er nach einer

Pause wieder — das Mißliche meiner Lage; ich befinde mich zwischen zwei Abgründen; man stößt mich rechts, man stößt mich links; auf der einen Seite ist Haß, auf der andern Freundschaft; man macht mir Furcht vor dem Hofe und erschreckt mich mit meinen Plänen, obgleich ich versichern darf, daß ich keine feindseligen habe; kann ich aber dulden, daß man mich mit Füßen tritt? Die Anhänger der Königin verabscheuen mich und nehmen sie gegen mich ein. Von der Impertinenz dieser Personen habe ich viel zu leiden. Ein Kind würde sich rächen — und ich sollte ruhig bleiben? — bilde man sich das nicht ein; ich werde wieder treffen, die mich getroffen haben und nicht eher wieder still sein, bis man mich nicht mehr herausfordert.

— Gnädigster Herr — nahm Herr von Adhemar nach einer Pause von einigen Minuten das Wort — sollte es nicht vielleicht ein Irrthum sein, daß Sie nur Feinde in Versailles erblicken? Zunächst dürfen Sie die königliche Familie nicht darunter rechnen — hat diese nicht durch ihre Einwilligung zur Verheirathung des Herzogs von Angouleme mit Ihrer Prinzessin Schwester Beweise von wohlwollenden Gesinnungen gegen die Orleans gegeben? Ich darf versichern, daß die Personen, welche das Wohlwollen der Königin besitzen — wozu auch ich die Ehre habe zu gehören — Sie verehren. Es mögen Gecken, Indiskrete, Pagen und dergleichen Leute unan-

ständige Reden geführet haben; allein Sie dürfen diese nur namhaft machen, um sie bestraft zu sehen. Dagegen müßten aber auch Sie den Pamphlets, Spottliedern und gewissen kleinen Novellen Einhalt thun.

— Bin ich für alle diese Armseligkeiten, die man mir Schuld giebt, verantwortlich? Warum hält man sich deshalb gerade an mich, der doch weder dem Könige, noch der Königin das geringste zur Last legt — sondern nur ihren albernen Freunden.

— Die ihrigen, Prinz, sind nicht klüger. Wäre indeß die ganze königliche Familie einig — so wäre sie stark genug, die Revolution zu beherrschen; bleiben sie uneinig, wer wird den Nutzen davon haben?

— Nun das werden wir sehen! — sprach der Herzog in einem aufgeweckten Tone — es wird mir Freude machen, mich an die Spitze der aufgeklärten Männer Frankreichs zu stellen; ich begreife die Bedürfnisse der Nation, und sie soll von mir erhalten, was sie dringend bedarf.

Damit war der Schleier zerrissen, der das bisherige geheimnißvolle Treiben des Herzogs bedeckte. Herr von Adhemar antwortete rasch:

— Der König will auch das Glück seiner Unterthanen und seine Stellung eignet sich wohl am besten dazu, es zu sichern. Deshalb müssen wir von ihm unsere Wohlfahrt erwarten; so oft Sie einen Ruhm

darin suchen werden, sich dem Throne zu nähern, werde ich es für eine Ehre halten, Ihr Wohlwollen zu verdienen.

— Ei großen Dank! — großen Dank! allein ich wünsche, daß man auch etwas auf's Glück baut, indem man es mir überläßt. Welches Vertrauen kann ich auf eine Freundschaft haben, die nichts wagen will?

Herr von Adhemar schwieg. Der Herzog erkannte damit, daß nicht auf ihn zu rechnen sei. Er lenkte daher das Gespräch ab von diesen politischen Gegenständen, indem er mit der ihm eignen Anmuth von seinem Garten zu reden anfing und dem Grafen Erfrischungen anbot, die dieser jedoch ausschlug.

Ein seltsamer Argwohn wurde in seiner Seele rege, seitdem er sich durch seine Weigerung den Haß des Prinzen zugezogen zu haben glaubte. Sobald als möglich zog er sich zurück.

Kaum war Herr von Adhemar in Versailles wieder angekommen, so wurde auch der Inhalt dieses Gesprächs der Königin hinterbracht. Man nannte das Benehmen des Prinzen eine wahre Felonie und rieth der Königin, ihn dafür exemplarisch bestrafen zu lassen.

— Das ist völlig unmöglich am Vorabend der Eröffnung der Generalstände — gab Marie Antoinette zur Antwort, — der Herzog ist zum Deputirten erwählt und seine Verhaftung, die man zunächst der Eifersucht

zuschreiben würde, könnte von übler Wirkung sein. Zudem — wer sollte ihn richten? Bei der jetzigen Lage der Sache könnten die Generalstände dieses Recht dem Parlamente streitig machen. Besser ist's, zu warten, bis man ihn auf der That ertappen kann.

Bald war Versailles von einer Menge Deputirten aus allen Provinzen angefüllt.

Zum ersten Male bildeten die Deputirten des dritten Standes einen politischen Körper, der seine Bedeutung fühlte.

Dieses Selbstgefühl wurde noch erhöht dadurch, daß der Adel und selbst Prinzen von Geblüt es nicht verschmähten, dem Bürgerstande zu schmeicheln, sei es, um durch das Gewicht der Massen ihren eignen Anhang zu erhöhen, oder hingerissen durch die Modephilosophie des Tages, die von Freiheit und Gleichheit träumte.

Am 4. Mai 1789, also am Tage vor der Eröffnung der Ständeversammlung, wurde eine Messe in der Kirche St. Louis gehalten, worauf eine Prozession folgte. Die drei Stände, der Hof, die Minister und die königliche Familie nahmen daran Theil. Man kann nichts glänzenderes und imposanteres sehen, als diesen Zug. Die ganze Bevölkerung von Versailles und zahllose Pariser füllten alle Straßen und Plätze, welche dieser Festzug passiren mußte. Alle Fenster und alle Dächer, selbst die Bäume der Alleen, waren mit Menschen be-

setzt. So erwartete das Volk seine Lieblinge und die ihm verhaßten Personen — stets bereit, Lob und Tadel auszusprechen.

Kaum erschien der Herzog von Orleans, als sich ein lauter Beifallsruf, ja eine fanatische Begeisterung zu seinen Gunsten kund gab. Der Königin wurde kein Lebehoch gebracht. Als sie vorüber ging herrschte eine unter diesen Umständen insolente Stille. Marie Antoinette empfand darüber einen tiefen Schmerz. Sie schwankte und fühlte die Anwandlung einer Ohnmacht, so daß sie von ihren Umgebungen unterstützt werden mußte. Nachdem der erste Moment vorüber war, flossen ihre Thränen unaufhaltsam. —

O Gott! — seufzte sie, — ich liebe dieses Volk so sehr — ich könnte für Frankreichs Glück mein Herzblut geben — und es haßt mich so entsetzlich! — — womit habe ich das verdient? Sind es die Früchte der Verläumdung meiner Feinde? — sind es die Intriguen des Herzogs von Orleans, so möge Gott ihnen gnädig sein, weil sie sich an ihrer Königin versündigen.

Frau von Adhemar suchte sie leise zu trösten; beschwor sie, sich zu fassen und reichte ihr ein frisches Taschentuch, um ihre Thränen zu trocknen.

Gegen den König zeigte sich kein Widerwille des Volkes; — es fehlte ihm nicht an Vivatruf, wovon auch Monsieur — des Königs ältester Bruder — seinen

Theil erhielt. Man verweigerte aber dem Grafen Artois solche Ehrenbezeugungen. Ja man hörte sogar einzelne Stimmen aus der Hefe des Volks, die da drohten, sie wollten ihm schon sein Brod backen, wenn er sich im geringsten unterstehe, den väterlichen Absichten des Königs entgegen zu treten. Graf Artois wurde blaß vor Aerger.

Nach beendigter Ceremonie sah sich der König von Schmeichlern umgeben, die ihm nicht genug sagen konnten, wie sehr das Volk ihn liebe. Die Königin aber hatte sich in ihre innern Gemächer zurückgezogen, um ungestört sich ihrem Kummer hingeben zu können. Bald darauf kam der Graf Artois zu ihr und bei dessen Anblick fing sie auf's Neue an zu weinen. Die Herzogin von Polignac konnte sie nicht trösten, denn diese hatte für ihre eigene Rechnung zu seufzen.

Von diesem Augenblick an gab es keinen Hof mehr. Furcht und Zwang bemächtigte sich aller Herzen; man erkannte nur zu deutlich das Dasein eines tief angelegten Complotts. Man ahnete auch schon die ungeheuere Gefahr, welcher die Opfer des Volkshasses ausgesetzt waren. Alles Vertrauen war entwichen; selbst ihrer ersten Kammerfrau, der Frau von Campan, entzog die Königin ihr früheres Vertrauen. Sie stand im Verdacht, Verbindungen mit dem Herzog von Orleans zu haben. Sie hatte Umgang mit einer Frau, die für

die Maitresse des Herzogs galt und bei dessen politischen Orgien den Vorsitz zu führen pflegte, wobei die Freuden einer schwelgerischen Tafel und andrer Sinnengenüsse zum Deckmantel der Complotte gegen die Königin dienten.

Nach der Entfernung der Prinzessin begab sich die Königin in ihr Cabinet. Mehrere Personen, die nach Klein-Trianon zu Tafel geladen waren, erhielten Gegenbefehl. Marie Antoinette fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, nachdem ihr das Volk so offen seinen Widerwillen gezeigt hatte. Sie weinte, seufzte und hatte heftige Nervenzufälle. Nur schwer gelang es ihren Umgebungen, sie zu beruhigen. Sie beklagte sich über die Nation, die Stadt, den Hof, die Minister, die Prinzen und selbst über den König.

— Beste Freundin! rief sie, — Frau von Polignac umarmend, — Sie sahen eben, wie man mich behandelte; — was werden die Stände thun?

Frau von Polignac versuchte es, sie zu trösten; die andern Hofdamen stimmten mit ein; aber sie bewegte verneinend den schönen Kopf und seufzte: ach was hilft das Alles — mein Volk liebt mich nicht mehr!

— Ich gebe alle Schuld — rief der Graf Artois, der jüngste Bruder des Königs, der hinzugekommen war, — den Ränken dieses Genfers — diesem Necker, dessen Sucht sich populair zu machen uns noch alle ins Verderben bringen wird. —

Der Prinz war wüthend. Noch hielt er den Boden für fest unter seinen Füßen und ahnete nicht, daß seit diesem Morgen — so gut als die Krone gewechselt war. Er sprach noch von Rache, die er nehmen wollte, als Monsieur gemeldet wurde — der so glücklich gewesen war, seinen Antheil am Vivatrufen des Volks erhalten zu haben.

Der Graf Artois konnte sich deshalb nicht enthalten, zu seinem Bruder zu sagen:

— Sie können sich glücklich schätzen. Ihre Stände tragen Ihnen schon Früchte zu.

— Meine Stände? — erwiederte Monsieur — es sind die Stände der Nation.

— Sie aber haben die Versammlung derselben herbeigeführt.

— Weil sie nothwendig waren.

— Wozu?

— Lassen Sie mich das nicht sagen — entgegnete Monsieur und machte die Gebehrde des Geldzählens.

— Der Herzog von Orleans wird sich dieser Leute bemächtigen.

— Und uns verjagen — fügte Monsieur, die Achseln zuckend, hinzu.

— Vielleicht geschieht noch Schlimmeres.

— Sie sind nicht gescheut — entgegnete jener — ist es schicklich, die Königin so zu erschrecken und sie

gegen diese Leute aufzubringen, die gewiß im Grunde wohlmeinend sind.

— Nun — meine Schwägerin und ich — versetzte der Graf Artois — haben einen schönen Beweis von der Zuneigung des Pöbels erhalten.

— Für nichts kann man nichts verlangen. Sie, mein Bruder, haben sich nie um diese Leute bekümmert; nun rächen sie sich dafür.

— Auch an mir, ihrer Mutter! — sprach die Königin mit Stolz. — Ich glaube, nichts gethan zu haben, was ihren Haß rechtfertigen könnte.

— Leider ist dieser Haß ein positiver, theuerste Frau Schwester. Suchen sie ihn zu beseitigen, so werden Sie dadurch sich selbst, Ihren Kindern und dem Könige dienen.

— Ich kann nicht mit diesen Damen der Halle speisen. —

Dieser Einfall erweckte Heiterkeit. Man war leichtsinnig genug, über den Rath von Monsieur zu spötteln. Dieser aber, der sich für geschlagen hielt, revangirte sich dadurch, daß er das Schlimmste prophezeihte; man wußte es ihm Dank, in der Hoffnung, daß er sich der Parthei der Königin anschließen werde, um den Minister Necker zu vertreiben.

Monsieur erklärte sich dagegen. Ich kann ihn nicht leiden, sprach er; aber jetzt ist er nothwendig.

Necker ist ihre Wahl; man muß ihnen aber einen Andern annehmlich zu machen suchen.

Mit Ungeduld hörte man Monsieur an, der noch mehr sprach und u. a. meinte, die Mehrzahl der Stände sei gut gesinnt.

Am nächsten Tage war die erste Versammlung der Stände.

Dieser Tag war von großer Wichtigkeit.

Wenn man an Vorbedeutungen glauben wollte, so war es eins der übelsten Vorzeichen, daß es den ganzen Tag regnete.

In der That kann dieser Regen ungünstig auf die Stimmung des dritten Standes gewirkt haben; denn trotz des Regens füllte eine unermeßliche Menschenmenge den Raum zwischen dem Schlosse und dem Versammlungsorte der Stände, und mitten in diesem Gedränge, selbst unter den Traufen von hunderten ausgespannten Regenschirmen standen eine halbe Stunde lang die Deputirten des dritten Standes, dem schlechtesten Wetter ausgesetzt, in Folge des Fehlers eines Unterbeamten, der vergessen hatte, zeitig genug die Thüren des Versammlungssaales aufzuschließen. Dazu kam noch, daß die Anhänger Orleans diesen Umstand benutzten, um zu verbreiten, der Graf Artois habe gesagt: Mögen immerhin

diese Leute ein wenig im Kothe waten, um sich zu erinnern, wo sie herstammen und wohin sie zurückkehren müssen.

Ohne glauben zu können, daß der Prinz solche empörende Reden geführt habe, war er gleichwohl so bekannt als stolz und hochmüthig, daß man sie ihm wohl zutraute, und es läßt sich denken, daß beide Umstände nicht wenig dazu beitrugen, die Mitglieder des dritten Standes in eine üble Stimmung gegen den Hof und besonders gegen diesen Artois zu versetzen.

So wurde später, um ihn noch verhaßter zu machen, auch behauptet, der Graf von Artois habe in seinem aristokratischen Übermuth die Äußerung fallen lassen: mit sechs Pfund Stricken wollte ich die Discussion zwischen dem dritten Stande und den beiden andern bald endigen.

Noch hatte indeß die gegenseitige Erbitterung nicht diesen Grad erreicht, als der König die Ständeversammlung eröffnete.

Zum letzten Male entfaltete das Königthum seinen vollen Glanz.

Die Versammlung der Generalstände gab ein imponirendes Schauspiel. Der Saal, worin die Versammlung gehalten wurde, war 120 Fuß lang und 100 Fuß breit und hatte folgende Einrichtung erhalten.

Die Geistlichkeit saß rechts, der Adel links und der dritte Stand hatte seine Sitze quer vor dem auf Stufen erhöhten Thron gegenüber, der sich im Hintergrunde des Saals erhob, auf einer mit rothem Tuch belegten Estrade. Dieser prachtvolle Thron war mit rothem Sammet überzogen und mit Gold und Perlen gestickt; eine Menge Straußfedern zierten den Thronhimmel. Die reichsten Draperien von Gobelintapeten hingen zwischen den jonischen Säulen, die den Saal umgaben. Die Sitze der beiden ersten Stände waren von blauem Sammet mit goldnen Lilien; die, des dritten Standes von blauem Tuch, ohne Zierrath. Den Fußboden bedeckten Teppiche.

Das Costum der Bischöfe war höchst prachtvoll, es contrastirte bedeutend mit der einfachen Kleidung der Pfarrer. Der Adel erschien in einem reichen Kleide von Goldstoff mit einer langen Schooßweste von Silberstoff, darüber war ein spanischer Mantel von schwarzem Sammet geworfen, der jedoch mit Goldstoff gefüttert und aufgeschlagen war. Der Hut à la Henri IV. war mit weißen Straußfedern und reichen Agraffen besetzt.

Gegen alle diese Pracht einer hohen Aristokratie und Clerisei erschien der einfache bürgerliche schwarze Anzug des dritten Standes um so geringer. Es war, als wollten die bisher in Frankreich bevorzugt gewesenen Stände den jetzt zum ersten Male in einiger politi-

schen Bedeutung erscheinenden Vertretern des Bürgerstandes durch ihren Glanz von vorn herein imponiren und ihn einschüchtern, und doch war schon gerade dieser Stand, der seine vom Hochmuth Jahrhunderte lang mit Füßen getretenen Rechte reclamirte, durch die öffentliche Meinung zu einer Macht erhoben, die selbst die priveligirten Stände und die Prinzen von Geblüt mit fortriß.

Man sah, wie jetzt schon mancher jener glänzenden Herren um die Gunst eines einfachen Bürgers buhlte, und wer seine Blicke an den langen Reihen derselben hinabgleiten ließ, erkannte an ihrer Haltung jene stolze Zuversicht, die ihnen später in allen Verhandlungen der Generalstände ein so entschiedenes Uebergewicht gab.

Am 5. Mai 1789 begab sich der König in die Ständeversammlung in feierlicher Prozession, umgeben von seiner Familie, dem Hofe, der Garde und allen Hausbeamten, die sämmtlich neu und prachtvoll gekleidet waren.

Der König hielt seine Eröffnungsrede in einer furchtlosen edlen Haltung. Er gab dabei öffentliche Beweise seiner Anhänglichkeit und Ehrerbietung gegen die Königin und man nahm diese mit Beifallsbezeigungen auf.

Als man Marie Antoinette darüber beglückwünschte, sagte sie mit Thränen in den Augen: ich täusche mich nicht; diese Huldigungen gelten dem Könige, nicht mir.

Im Conseil des Königs war der Finanzminister Necker der bedeutendste; weniger durch seine officielle Stellung, denn er war dem Range nach der letzte unter den Ministern, als durch die Gunst des Volkes, worin er stand.

Wie seine Tochter, die als so höchst geistreich berühmte Frau von Stael, ihren Vater umarmte, wie er an diesem Tage höchst prachtvoll gekleidet sich zum Könige begeben wollte, sprach sie zu ihm:

— Sie gehen als Unterthan und werden fast wie ein Monarch zurückkehren; zuverlässig wird das Königreich unter Ihre Vormundschaft kommen.

Necker nickte behaglich mit dem Kopfe. Sein ungemessener Stolz überredete sich leicht, die Nation wolle nur ihn allein und hielt also das Unmögliche für wahrscheinlich.

Sofort nach der Rede des Königs setzte er seinen Hut auf und damit begann die Revolte des dritten Standes. Der Adel bedeckte sich in Gegenwart des Königs nach seinem alten Vorrechte. Sofort setzten auch die bürgerlichen Deputirten ihre Hüte wieder auf, um dadurch anzudeuten, daß sie dasselbe Ansehen in Anspruch nahmen, welches so lange der Adel behauptet hatte. Den König verletzten diese Ansprüche. Um die Bürger zu nöthigen, unbedeckt zu bleiben, legte er selbst den Hut wieder ab und dadurch wurde die ganze Versammlung gezwungen, ihre Häupter zu entblößen.

Nach dem Monarchen sprachen der Siegelbewahrer und der Finanzminister — letzterer fast endlos.

Die Königin konnte hinter ihrem Fächer versteckt ein Zeichen von Langeweile nicht unterdrücken; doch hatten es die Angehörigen des Ministers bemerkt und diese konnten es ihr nie verzeihen, daß sie bei schwülstigen Reden und demokratischen Phrasen sich nicht amüsirt hatte. So waren es oft die geringsten Kleinigkeiten und die unschuldigsten Dinge, die ihr Feinde machten.

Schon nach dieser ersten Sitzung bemerkte man leicht, daß ein Geist der Aufregung alle Stände ergriffen hatte — besonders waren es die Ansprüche des früher so unbeachteten dritten Standes, der sich gegen Adel und Geistlichkeit erhob, was den Hof beunruhigte.

Die Königin pflegte immer schon sehr spät zu Bett zu gehen; jetzt hatte sie gar keine Nachtruhe mehr, so massenhaft drängten Sorgen aller Art auf sie ein.

Gegen Ende Mai's saß sie eines Abends in der Mitte ihres Zimmers und sprach über mehrere wichtige Angelegenheiten, die im Laufe des Tages vorgefallen waren. Auf ihrem Putztische brannten vier Wachslichter. Plötzlich verlosch das Erste derselben von selbst. Die anwesende Kammerfrau zündete es sogleich wieder an. Gleich darauf ging das zweite Wachslicht aus;

dann das dritte. Die Königin war nicht frei von dem Glauben an Vorahnungen. In einer Anwandlung von Aengstlichkeit faßte sie die Hand der Kammerfrau und sprach mit gepreßter Stimme:

— Das Unglück könnte mich abergläubisch machen; wenn auch diese vierte Wachskerze, wie die übrigen erlöschen sollte, so würde mich nichts davon abbringen, dieses als eine böse Vorbedeutung zu betrachten. — —

Da erlosch auch diese vierte Wachskerze.

An ihre Freundin, die Herzogin von Polignac, schrieb sie in dieser Zeit:

— Meine Gesundheit hält sich noch; aber meine Seele ist von Kummer, Verdruß und Unruhe niedergedrückt; täglich erfahre ich neues Unglück; eins der größten für mich ist das: von allen Freunden getrennt zu sein. Ich begegne keinem Herzen mehr, das mich versteht. —

In einem andern Briefe an diese ihre Freundin schrieb sie:

— Alle Ihre Briefe an Herrn von ** machen mir Freude; ich sehe darin wenigstens Ihre Schriftzüge; lese darin, daß Sie mich lieben, und das thut meinem Herzen unbeschreiblich wohl. Beruhigen Sie sich nur; das Unglück hat meine Kraft und meinen Muth nicht geschwächt, und mir nur noch mehr Klugheit verliehen.

In der That gab es auch Stoff genug zum Kummer.

Die Deputirten des Bürgerstandes waren nach Paris gekommen mit den heftigsten Vorurtheilen gegen den Hof. Da die boshaften Stadtgespräche der Hauptstadt sich allmählich auch in die Provinzen verbreitet hatten, so glaubten sie, der König überlasse sich unmäßig den Freuden der Tafel; sie waren überzeugt, daß die Königin den Staatsschatz erschöpfe, um die sinnloseste Verschwendung befriedigen zu können.

Fast alle wünschten sie Trianon zu sehen. Gern wurde ihnen gewillfahrt. Die Einfachheit des kleinen Schlosses und aller Anlagen setzte sie in Erstaunen. Sie hatten einen ganz andern Luxus erwartet. Sie drangen darauf, daß man ihnen selbst die kleinsten Cabinette zeigen solle, indem sie dort die goldenen und silbernen Meubeln suchten, wovon das Gerücht so viel Wunder erzählte; endlich bezeichneten sie Eins, das nach ihrer Meinung überall mit Diamanten und mit Säulen geschmückt sein solle, um die sich Gewinde von Saphir und Rubinen zögen.

Die Königin konnte sich gar nicht zufrieden geben über so tolle Vorstellungen und Fragen, welche die Deputirten an den Kastellan gemacht hatten; endlich besann sie sich, daß vielleicht eine Decoration von künstlichen Diamanten, die unter Ludwig XV. Zeit für das Theater

in Fontainebleau gemacht waren, dazu Veranlassung gegeben haben könne.

Gleich in den ersten Sitzungen hatte es sich gezeigt, wie furchtbar Mirabeau der Regierung werden würde. Man versichert, dieser Volkstribun würde damals leicht zu gewinnen gewesen sein, wenn man mit ihm unterhandelt hätte. Er hatte glänzende Waffen der Beredtsamkeit; allein er spielte nur mit der Revolution, um sich ein großes Vermögen zu machen. Er hatte einen Gesandtschaftsposten nach Constantinopel verlangt — man hätte ihn dadurch unschädlich machen können; allein die Hofparthei war zu stolz, mit einem Demokraten zu unterhandeln. So wurde er schnöde abgewiesen und rächte sich später furchtbar.

Kurze Zeit nach der Eröffnung der Ständeversammlung hatte die arme Königin noch außer dem politischen Kummer den häuslichen, daß der erste Dauphin starb an der englischen Krankheit, woran er schon lange gekränkelt hatte. Er starb unter den Augen seiner Mutter, gegen die man das unglückliche Kind, das so frühreife Anlagen entwickelte, noch dazu einzunehmen gewußt hatte.

Man denke sich die schreckliche Lage der Königin, die ihren Schmerz beherrschen mußte, um die gegen den Thron gerichteten Partheien zu bekämpfen.

Dort nannte man sie eine schlechte Mutter und

hier machte man ihr aus ihren mütterlichen Gefühlen ein Verbrechen.

Marie Antoinette wachte elf Nächte am Bette ihres sterbenden Sohnes und arbeitete an den Tagen mit den Ministern. Der König, ihr Gemahl, ließ sich in seiner gewohnten Lebensweise und phlegmatischen Ruhe durch kein Ereigniß, kein drohendes Anzeichen stören. Am Tage fuhr er entweder auf die Jagd und schlief im Wagen, oder arbeitete mit seinem vertrauten Schlossermeister Gamin in seiner Werkstatt, die über seinem Wohnzimmer in den Dachwohnungen angebracht war; dort ließ er sich von diesem rohen und übermüthigen Handwerker wie einen Lehrjungen behandeln — und in Regierungsangelegenheiten behandelte ihn das Volk nicht viel besser.

Immer war der gute König zum Nachgeben bereit, um nur Ruhe und Friede zu haben und keine Macht der Ueberredung konnte ihn zum energischen Handeln bewegen. Dabei war er unendlich wohlwollend. Er wünschte aufrichtig das Glück seines Volkes und dieses erkannte auch seine persönlichen Gesinnungen, schob aber alle Schuld auf seine Rathgeber, besonders auf die unglückliche Königin.

Der dritte Stand hatte sich von den beiden ersten Ständen getrennt und dadurch unabhängig gestellt, sogar durch seine Mehrzahl ein entschiedenes Uebergewicht dar-

über gewonnen. Um seine Macht anzudeuten, hatte er sich den Namen einer Nationalversammlung beigelegt.

Diese offenbar revolutionaire Maaßregel überraschte die Hofpartei bedeutend. Entrüstet darüber eilte die Königin zum Könige, indem sie auf gleichen Unwillen desselben rechnete; allein Ludwig XVI. entgegnete in seiner phlegmatischen Ruhe:

— Was wollen Sie, Madame? sie haben sich wegen einer Benennung vereinigt und das war nicht ohne Schwierigkeit; den Namen finde ich gut gewählt.

— Es ist aber ein Act offener Empörung — sehen Sie das nicht ein?

— Diejenigen, welche bezahlen, haben auch das Recht, zu wissen, warum? und zu reguliren, wie sie bezahlen.

In diesem Augenblicke wurde der Finanzminister Necker gemeldet und trat sogleich ein.

— Da sehen Sie — rief ihm die Königin zu — das Werk der neuen Grundsätze und die Folgen der Verdoppelung der Zahl bürgerlicher Deputirten.

Der Finanzminister verbeugte sich und schwieg.

— Ich hoffe — fuhr Marie Antoinette fort — der König wird endlich die Augen öffnen und die Intrigue erkennen, die nur angesponnen wurde, um ihm die Krone zu rauben.

— Der König — antwortete Necker im Tone

des Respects — hat im ganzen dritten Stande nur treue Unterthanen.

Das werden wir bald sehen, entgegnete die Königin empfindlich — unterdessen haben Sie genug zu thun, um mich von Ihrer eigenen Redlichkeit zu überzeugen.

Mit diesen Worten entfernte sich Marie Antoinette. Diese Scene, die einen so tiefen Blick in die damaligen Verhältnisse werfen läßt, ereignete sich zu Marly, wo der König seinen verstorbenen Sohn beweinte. — Dort war es, wo er in die Klage ausbrach, als ihn die Schritte des dritten Standes in seinem Schmerz störten: diese Männer sind also keine Väter!

Der Conseil wurde zusammenberufen. Man entschied sich für Maaßregeln gegen den dritten Stand und Necker wurde überstimmt. Wüthend eilte er nach Hause und rief seiner geistreichen Tochter zu: So ist denn Alles verloren — die Polignac's triumphiren!

Sofort erhielt der Herzog von Orleans Nachricht davon. In der nächsten Nacht hatte er eine geheime Zusammenkunft mit Necker. Die Partheimänner kamen in Bewegung und da sie der Minister in seinem Unmuth von den Geheimnissen des Cabinets unterrichtet hatte, so gingen sie um so kühner zu Werke.

Die nächste Offenbarung dieses Geistes der Auflösung erfolgte durch den Schwur im Ballsaal.

Es hatte damit folgende Bewandniß.

Am 20sten Junius sollte der Sitzungssaal der Ständeversammlung geschlossen bleiben, um den Tapezierern Zeit zu lassen, ihn zu reinigen und für eine Königliche Sitzung vorzubereiten.

Man hatte dafür gesorgt, daß die Ursache dieser vorübergehenden Unterbrechung durch Ausrufer und Anschlagzettel bekannt geworden war; allein die Deputirten des Bürgerstandes sahen darin, vielleicht nicht ohne Grund, eine Intrigue des Hofes, wodurch man versuchte, ihre unangenehme Thätigkeit auf einige Zeit zu hemmen.

Diese entschlossenen Männer waren der Meinung, daß, wenn sie nur ein einziges Mal nachgäben, dieses Tapezieren und Reinigen ihres Sitzungssaales kein Ende nehmen würde.

Man sah daher, nicht ohne Erstaunen, wie die Deputirten des dritten Standes, mit ihrem Präsidenten an der Spitze, sich zur gewöhnlichen Stunde der Versammlung vor den Sitzungssaal begaben. Da sie die Thüren verschlossen fanden, klopften sie an und der Huissier sagte ihnen nun, was sie schon wissen mußten, daß und für welchen Zweck Arbeiter darin beschäftigt wären.

— Bürger-Deputirte — sprach darauf der Präsident Bailly — da man uns die Thüren nicht öffnen will, so sind wir es der Nation schuldig, uns einen

andern Sitzungssaal zu suchen. Auf denn — Bürger-Deputirte — nach dem Franziskanerkloster!

Auch hier abgewiesen, gingen sie nach der Kirche von Notre-Dame. Dort wiederfuhr ihnen dasselbe und nun begaben sie sich nach dem Ballhause, wo man ihnen einen Saal überließ.

Sofort wurde hier mit Hülfe von Tischen, Bänken und Böcken eine Tribune improvisirt und die Sitzung begann.

Bailly präsidirte. Alle Leidenschaften waren aufgeregt und der Präsident entflammte die Gemüther noch mehr durch eine heftige Rede.

— Der Hof, schrie er, ist in offener Rebellion gegen die Nation! Wir aber sind ihr schuldig, einen Beschluß zu fassen, der es den Feinden des Volks unmöglich macht, die Thätigkeit der Nationalversammlung nur auf einen Augenblick zu unterbrechen.

— Ich schlage vor, fuhr er fort, folgenden Beschluß zum Gesetz zu erheben:

> Die Nationalversammlung, berufen, dem Königreiche eine Konstitution zu geben, um die Wiedergeburt des Staats zu bewirken, und die ächten Grundsätze der Monarchie aufrecht zu erhalten, kann durch nichts gehindert werden, ihre Berathungen fortzusetzen; sie beschließt daher: überall, wo ihre Mitglieder sich vereinigt befinden,

ist die Nationalversammlung. Alle Deputirten haben auf der Stelle den Eid zu leisten, sich nie zu trennen und überall zu versammeln, wo es die Umstände verlangen dürften, bis die Constitution des Reichs und die neue Ordnung der Dinge im Gange sind.

Nun war es wie ein brausendes Meer, so murmelte Beifall durch die Menge und auf den Wink des Präsidenten erhoben sich Alle wie Ein Mann und leisteten den verhängnißvollen Eid im Ballsaal.

Das Volk, welches die Deputirten umgab, blieb ernst und schweigend; aber an den entschlossenen Blikken jedes Einzelnen, an dem tiefen Groll der Herzen, der sich auf allen Gesichtszügen malte, ließ es sich leicht erkennen, daß Jeder bereit war, für die Vertheidigung dieser Grundsätze die Waffen zu ergreifen und für die Freiheit der Nation das Leben einzusetzen.

Alle, die dieser Scene beigewohnt hatten, in welcher das Volk zum ersten Male eine entschlossene, furchtbare Macht des Widerstandes gebildet hatte, behielten davon einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck.

Untern Andern auch der Graf von Vaudreuil.

Dieser stolze Hofmann war es, der bei der Herzogin von Polignac und in Gegenwart der Königin so oft über die Furcht des Abbé Vallivière gescherzt hatte, indem dieser der erste Geistliche war, der das Hasenpanier

ergriffen hatte und ausgewandert war; jetzt aber hatte ihn der Schreck stumm gemacht.

Er befand sich im Abendzirkel bei der Königin im Schlosse zu Marly — wohin die Herzogin von Polignac alle diejenigen berufen hatte, die wenigstens soviel begriffen, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, zu schlafen.

Die Königin wendete sich zuerst gegen den Grafen Vaudreuil:

Und Sie, Herr von Vaudreuil, waren Zeuge von dem Spektakel im Ballhause und sagen gar nichts dazu?

Madame, nicht eine Revolte ist im Anzuge — entgegnete er ernst und traurig — sondern eine Revolution ist schon fertig. Seit heute früh halte ich sie für vollendet.

Und Sie wagen, mir das ins Gesicht zu sagen?

Ist es denn ein Verbrechen, Eurer Majestät die Wahrheit zu sagen?

Nein, ich danke Ihnen dafür; aber ich konnte eine erste Aufwallung nicht unterdrücken. Sie sehen, wie man, Ihrer Nachricht zu Folge, von der Höhe herab sinkt. Als Königin stand ich auf, und wenn ich mich niederlege — nun, was werde ich diesen Abend sein? — fragte Marie Antoinette, indem sie ängstliche Blicke auf die Umstehenden warf, die schweigend ihre Augen niederschlugen.

Bald entstand ein Gemurmel in den Umgebungen der rathlosen Königin. Man erlaubte sich tadelnde Bemerkungen gegen Herrn von Vaudreuil, die bald in heftige Vorwürfe übergingen, daß er so zur Unzeit die Königin erschreckt habe.

Der Herzog von Coigny suchte die Sache leicht zu nehmen.

Bester Graf, rief er lachend, bedenken Sie doch, ich bitte, daß es nur Elende und arme Schlucker sind, womit sie uns Furcht machen wollen.

Andere indeß widersprachen und Alle faßten den Beschluß, den die Königin schweigend billigte, daß Alles anzuwenden sei, den König auf alle Art zum energischen Widerstande aufzureizen.

Es handelt sich um nichts geringeres, als um den Sturz der Legitimität, hieß es einstimmig.

Herr von Epresmenil, der schon seit einiger Zeit das Vertrauen der Parthei der Königin besaß, sprach mit Wärme und redete der Monarchin zu, auf den König ihren Einfluß geltend zu machen, um mit Energie zu handeln.

Als er geendigt hatte, klopfte ihn der Graf Artois auf die Wange und äußerte lächelnd:

Wären Sie immer so vernünftig gewesen, großes Kind, so hätten Sie nicht deshalb zu fasten gebraucht und hätten stets Ihr Müschen bekommen.

Dieser, wenn auch unzeitige Scherz, brachte etwas Heiterkeit in den betrübten Kreis. Die Sache wurde mit mehr Ruhe besprochen und man besprach den ganzen Operationsplan, um auf den König einzuwirken, daß er sich entschließe, den Volksanmaßungen ein Ziel zu setzen. Die Prinzen Conde und Conti wurden davon benachrichtigt, um bereit zu sein, wenn man sie rufen würde. Man hielt es für nothwendig, daß bei einer so wichtigen Veranlassung die ganze Königliche Familie vereinigt sei.

Am folgenden Morgen begab sich die Königin mit ihrem Schwager, dem Grafen Artois, zum Könige. Sie machten ihm vereinigt die dringendsten Vorstellungen.

Ludwig XVI. indeß blieb unentschlossen, wie gewöhnlich.

Aber, sprach er endlich in phlegmatischer Ruhe, in Alle dem sehe ich noch keinen Grund zu Besorgnissen, weil die Stände ja nicht einmal einig sind.

Der dritte Stand hat sich ja zu einer Nationalversammlung erklärt — meinte die Monarchin.

Das ist am Ende nur ein Wort! entgegnete der König.

Außerdem hat man behauptet von Seite der Deputirten, die jetzige Erhebung der Abgaben sei völlig ungesetzlich.

Meiner Treu, rief Ludwig XVI., der Kaufmann,

der verliert, kann doch nicht lachen; nichts kommt mir natürlicher vor, als daß die, welche bezahlen sollen, auch bestimmen wollen, wie es geschehen soll.

In diesem Tone wurde das Gespräch noch einige Zeit fortgeführt, als eine geheime Deputation des Parlaments von Paris gemeldet wurde, in der sich der Groß-Siegelbewahrer und Herr von Epresmenil befanden.

Der König ließ sie sogleich vor. Die Deputation verlangte die Auflösung der Stände, weil sie der Monarchie Gefahr drohten. Sie versicherten, das Parlament werde jedes Gesetz wegen der Abgaben, das ihm vorgelegt werden würde, verificiren. Zugleich versprachen sie von Seiten der Magistratur Alles, was Se. Majestät angenehm sein könne.

Nun legte Herr von Epresmenil dem Könige alle Beweise vor, woraus klar hervorging, daß ein großes Complott im Werke sei. Ja er ging in seinem Eifer so weit, daß er dem Könige unter die Augen sagte, daß Seine Majestät für alle Unglücksfälle, die aus seiner Unentschlossenheit entstehen würden, verantwortlich sei.

Ludwig XVI. betrachtete den kühnen Redner mit einer Art von Mißvergnügen und Ueberraschung; aber er schwieg.

Nun nahm der Siegelbewahrer das Wort. Er erklärte es ebenfalls für gefährlich, länger die Anmaßungen des dritten Standes zu dulden; denn dieser beab-

sichtige einen allgemeinen Aufstand und Einschränkung der königlichen Prärogative.

In diesem Augenblick erschienen der Baron von Larochefoucauld und der Erzbischof von Paris. Beide fielen dem Könige zu Füßen und beschworen ihn im Namen des heiligen Ludwig, die Religion gegen die Philosophie in Schutz zu nehmen, zu der fast der ganze dritte Stand gehöre.

Sire! rief der Erzbischof mit flehend gehobenen Händen und verdrehten Augen, nichts ist gewisser, als daß man beabsichtigt, den Protestantismus in Frankreich einzuführen.

Zum Beweise legte er wahrscheinlich aufgefangene Briefe vor von Boissy d'Anglas, Rabaud de St. Etienne und anderen Deputirten, die allerdings so etwas andeuteten.

Der König schien durch diese Scene erschüttert zu sein. Er fragte mit bewegter Stimme, wo man das Alles her habe, und bestand darauf, die Rebellen rufen zu lassen, um ihnen diese Anklage vorzuhalten.

Marie Antoinette hatte bis jetzt noch immer schweigend dieser Scene beigewohnt. In diesem Augenblick hielt sie die Stimmung des Königs für geeignet, einen Hauptschlag zu wagen. Auf einen Wink, den sie gab, trat die Gouvernante der Königlichen Kinder, die Herzogin von Polignac, mit diesen ein.

Die Königin ergriff ihre Kinder lebhaft und gab sie ihrem Königlichen Vater in die Arme. Dabei beschwor sie ihn, nicht länger zu zaudern, um die Projecte der Feinde des königl. Hauses mit einem Schlage zu vernichten.

Gut, sprach der König, überwunden von so vielen vereinigten Bitten; ich werde auf der Stelle ein Conseil halten und dann wird es sich finden, was beschlossen werden muß.

Die Königlichen Prinzen waren schon in Bereitschaft; der Minister ebenfalls und so wurde dann in voller Versammlung der Königlichen Familie und des ganzen Ministeriums beschlossen: der König solle der Nation eine genügende Erklärung geben, die Meuterer und Ruhestörer aber auf das strengste bestrafen lassen; namentlich auch den Deputirten der verschiedenen Stände befehlen lassen, in ihren Sälen zu arbeiten.

Sie können darauf rechnen, meine Herren, schloß der König, daß ich nicht nachgeben werde; man kündige eine königliche Sitzung an; auf diese Art sollen die Ereignisse eingeleitet werden.

Während so der Hof sich zu rüsten suchte gegen seine erbitterten Feinde, suchte diese der Graf Artois noch immer mehr zu beleidigen.

Das Ballhaus war seiner Bestimmung nach eine königliche Halle, in welcher die königlichen Prinzen

sich mit Ballspiel zu amüsiren pflegten. Das war indeß lange nicht gesehen. Um so unerwarteter ließ der Graf Artois den Deputirten sagen, daß sie morgen im Ballsall keine Sitzung halten könnten, weil er Lust habe, sich mit Ballspiel zu unterhalten.

Es läßt sich denken, welche allgemeine Entrüstung dieser prinzliche Hochmuth bei den Deputirten hervorbrachte, die jetzt schon ihre politische Bedeutung begriffen hatten.

Einige waren der Meinung, nur der Gewalt weichen zu wollen. Die Majorität aber erklärte, die französische Nationalversammlung bedürfe nicht eines Ortes, den die Prinzen zum Ballspiel benutzten — man würde schon einen andern Sitzungssaal finden. Man zog daher zu dem Pfarrer von Saint-Louis, der ihnen gern sein Kirche überließ.

Um diese Zeit hatte der dritte Stand noch eine bedeutende Verstärkung empfangen. Sobald nämlich die Deputirten dieses Standes sich in der Kirche St. Louis befanden, erschienen mehrere Erzbischöfe und Bischöfe, mit 140 Pfarrern, alle vom ersten Stande, und begehrten den Einlaß, indem sie sich dem dritten Stande anschließen wollten. Sie wurden mit Jubel aufgenommen. Unter Andern war auch Talleyrand, dieser feine, camäleonartige Politiker, mit unter den Geistlichen, die zu der Volksfahne schworen.

Die angekündigte königliche Sitzung hatte sich bis zum 23. Juni verzögert.

Mißvergnügt erschienen die Deputirten des Bürgerstandes. Man sah es ihren trotzigen Mienen an, daß sie zum voraus entschlossen waren, die guten Absichten des Königs zu vereiteln; denn Alles erschien ihnen verdächtig, was nicht von ihnen selbst herkam.

Als sich der König in den Sitzungssaal der Stände begab, beobachtete das Volk ein tiefes, bedeutungsvollen Schweigen. Monsieur, der älteste Bruder des Königs, war darüber beunruhigt, ohne jedoch sich deutlich bewußt zu sein, was eigentlich zu fürchten war. Graf Artois erschien sehr ruhig und trat auf mit einem beleidigenden Hohnlächeln auf den aufgeworfenen Lippen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß mit dem heutigen entscheidenden Schritt des Königs der Spektakel auf einmal ein Ende haben werde.

Bekannt ist die Rede des Königs. Sie schloß damit, daß er jedem Stande befahl, sich in den für ihn bestimmten Sitzungssaal zu begeben, indem diese Kirche, worin man sich eben befinde, nur für die gemeinschaftlichen Sitzungen dienen solle.

Die beiden ersten Stände, Geistlichkeit und Adel, erhoben sich, diesem Befehle Folge zu leisten; aber der Bürgerstand blieb regungslos sitzen. Der König mit den Prinzen und dem Gefolge verließ den Sitzungssaal,

nachdem er noch den Markis von Dreux de Brézé beauftragt hatte, dafür zu sorgen, daß sein Befehl vollzogen werde.

Jetzt nahm Mirabeau das Wort, indem er mit glänzender Beredtsamkeit die Gründe auseinander setzte, weshalb die Nationalversammlung diesen Befehl des Königs als erschlichen und nicht gegeben betrachten müsse.

Der Graf Mirabeau legte damit den Grund zu seinem colossalen Einfluß auf die Revolution.

Es sind nicht immer die besten, aber die beredtesten Männer, die in bewegten Zeiten durch die Macht des Wortes, wenn es die Ideen der Zeit ausspricht, sich geltend machen.

Mirabeau galt früher für einen zweideutigen Charakter, einen Chevalier d'industrie, einen Spion im Solde des Ministeriums und Verächter der Regierung. Er war üppig bis zum Uebermaaß und stoisch bis zur Roheit. Bald Poltron, bald muthvoll; bald tollkühn, bald schwach, wie es eben die Umstände, oder innere Aufregung mit sich brachten, vereinigte er mit seltener Gewandtheit die Eigenschaften eines klugen Diplomaten und glänzenden Redners. Er war gleich fähig, wie ein Richelieu als Staatsmann zu blenden und zu überreden wie Demosthenes. Fein und gewandt erschien er wie ein adeliges Propfreis auf dem Stamm eines

römischen Tribuns. — Er war es, der den Gipfel aller Widersprüche dadurch erreichte, daß er half, den Thron der Bourbons zu stürzen und später wieder — ihn neu zu begründen.

Nachdem Mirabeau geendet hatte und auch nicht Einer unter den Deputirten Miene machte, dem Befehle des Königs zu folgen, näherte sich der Markis von Dreux de Brézé dem Präsidenten Bailly und forderte ihn auf, dem Befehle des Königs sich zu fügen.

Bailly, von Natur wortreich, schickte sich an, ausweichend zu antworten.

Da unterbrach ihn jener Mirabeau, indem er dem Markis mit dem ganzen Stolz eines Republikaners zurief:

Sie haben hier weder Sitz noch Stimme; Sie sind nicht der Mann dazu, uns an den Willen des Königs zu erinnern. — Sclave, schrie er ihn an, indem er drohend die Faust erhob, — sagen Sie ihrem Herrn: wir sitzen hier im Namen des französischen Volks und nur die Gewalt der Bajonette könne uns vertreiben.

In diesem Augenblick, entgegnete Dreux verlegen, sehe ich nicht mehr die Deputirten Frankreichs vor mir; sondern nur einige Personen aus verschiedenen Gegenden.

Diese Antwort wurde bald überschrieen von dem Ausbruch des Unwillens der Deputirten und unter Lärm und Toben zog sich der Beauftragte des Königs zurück.

Als man nun dem Könige Bericht erstattete von diesem Vorfall, um seine Zustimmung zu kräftigen Maaßregeln gegen die rebellischen Deputirten zu erlangen, entgegnete er gleichmüthig:

Nun, weil es diesen Herren dort besser gefällt, als anderwärts, so muß man sie daselbst lassen.

Damit hatte Ludwig XVI. die Revolution völlig sanctionirt.

Die Hofpartei war höchst unzufrieden mit dieser Nachgiebigkeit, die nach ihrer Meinung alles verdarb; die Königin, welche die beklagenswerthen Folgen davon voraussah, fühlte sich sehr unglücklich.

Durch diesen Widerstand hatte die Nationalversammlung eine ungeheure moralische Macht gewonnen. Am 24sten Juni empfing sie eine Deputation mit einer Beglückwünschungs-Adresse von den Wählern von Paris.

Der König wurde immer nachgiebiger, je mehr die Macht der Nationalversammlung wuchs. Er schien nur um jeden Preis Ruhe und Frieden zu wünschen,

unbekümmert darum, was die Folgen seiner Schwäche sein würden.

Das war denn auch endlich erreicht. Vom 24sten Juni bis 9ten Juli schien der Frieden hergestellt zu sein.

Siebentes Kapitel.

Anfang des Bürgerkrieges. Erstürmung der Bastille.

Während der Zeit der scheinbaren Ruhe blieben jedoch die Partheien nicht unthätig und das Erwachen aus dieser Ruhe war um so furchtbarer.

Der König ließ sich endlich von der Hofparthei überreden, daß Necker sein Feind sei, der im geheimen Einverständnisse mit dem Herzog von Orleans stehe. Dem Grafen Artois war es gelungen, dem Könige einen aufgefangenen Brief Neckers zu übergeben, der die Wahrheit dieser Angabe zu beweisen schien.

Diese Thatsache entschied den Sturz des Ministeriums, und ein neues kam an dessen Stelle. Die Ordonnanz darüber war vom 11. Juli datirt. Sie erschien am folgenden Tage in allen Zeitungen. Unglücklicherweise aber war dieser Tag ein Sonntag, wo die Pariser geschäftslos zu allen Vergnügungen und Ausschweifungen geneigt sind.

Die Folgen dieses Mißgriffs waren entsetzlich.

Necker war ein Mann des Volkes. Seine Entlassung mußte unter allen Umständen den Volksunwillen aufregen; als aber am 12ten Mittags zuerst unter den Tausenden von Spaziergängern auf den Boulewards und in den Vorstädten, wo alle Weinhäuser mit Menschen gefüllt waren, diese Nachricht sich verbreitete, erfüllte ein Schrei der Wuth die Luft. Einer erhitzte den Andern; ein Gerücht drängte das andere; so sollten — wie es hieß — von der Hofparthei alle patriotischen Mitglieder der National-Versammlung in Versailles heimlich ermordet werden.

Das Volk drängte sich nach dem Palais-Royal und den Tuillerien noch ohne bestimmte Absicht. Auf dem Platze Ludwigs XV. und bei der Brücke von Tournant suchte der Prinz Lambesc an der Spitze der Royal-Allemand (der deutschen Söldner) das Volk mit Gewalt zu zerstreuen. In seinem Uebermuth schlug er in den Tuillerien persönlich mit der flachen Klinge einen greisen Redner, der das Volk von einem Ecksteine herab haranguirte.

Dieser erhob ein Geschrei und das Volk schrie mit ihm über Mord und Gewalt.

Man riß das Pflaster auf und griff die Soldaten mit Steinwürfen und Knitteln an. Die französische Garde wurde augenblicklich herbeigerufen zur Abwehr

dieses Tumults und es floß das erste Blut; der Bürgerkrieg hatte begonnen.

Rasch organisirte sich der Volksaufstand. Die Wähler stürmten nach dem Stadthause. Sie bildeten sich zugleich zu einer constituirenden Versammlung und setzten die bisherige Munizipalität ab. Eben so schnell organisirte sich eine Nationalgarde und bewaffnete Bürger besetzten alle Posten, indem sie die königlichen Wachtposten entwaffneten.

Einmal aufgeregt, blieb das Volk dabei nicht stehen. Der Vorsteher der Kaufmannschaft, Herr von Flesselles, ein würdiger Mann, der bis dahin in großem Ansehen gestanden hatte, versuchte die Rebellen zu beruhigen — da schlug ihn ein riesiger Chiffonier (Kehrichtsucher) mit seinem eisernen Haken zu Boden und unter den Fußtritten der rasenden Menge hauchte er sein Leben aus.

Nun wendete sich die Wuth des Volks gegen die Bastille — diese Zwingburg in Mitten der Stadt, welche allerdings von den Anhängern des absoluten Königsthums schrecklich gemißbraucht war. Man weiß, welche empörende Tyrannei mit den Lettres de cachet getrieben war. Man kennt dieses frevelhafte Spiel eines entarteten Hofadels mit der Freiheit der Bürger, das jedem Edelmann, der nur irgendwie Connexionen am Hofe hatte, es möglich machte, durch solchen geheimen

Verhaftsbefehl, oft nur durch ein bloßes Blanket desselben, in welches er nur den Namen des zu Verhaftenden einzutragen brauchte, einen ruhigen Familienvater, oder vielleicht den glücklichen Bräutigam eines unschuldigen Mädchens, das der Grand-Seigneur zum Gegenstand seiner galanten Neigungen ausersehen hatte — geräuschlos aus dem Wege zu räumen.

Nichts war gerechter, als die Wuth des Volkes gegen die Bastille, deren Erstürmung und Zerstörung aller Tyrannei der Willkür mit einem Schlage ein Ende machte.

Nur das war zu beklagen, daß viele brave Officiere und Soldaten, u. a. auch der Gouverneur der Bastille, Launey, indem sie nur ihre Pflicht der Vertheidigung erfüllten, den Tod dabei fanden.

An die Spitze der nun förmlich organisirten Nationalgarde stellte man den Herzog von Aumont und als dieser mit Gefahr seines Lebens zurücktrat, den nachmals so berühmt gewordenen Markis Lafayette.

Zum Maire von Paris wurde der muthige Präsident der Nationalversammlung, Bailly, ernannt.

Dabei ertönte auf allen Straßen der Schreckensruf: Nieder mit der Königin und den Polignacs!

Und abwechselnd erscholl das Geschrei: Es lebe die Nation — es lebe der König! — es lebe die Freiheit!

Damit war die Revolution zur That geworden und hatte ihren bestimmten Character ausgesprochen. Noch sollte das Königthum nicht gestürzt werden; aber die Nation stellte sich höher, die Freiheit über Alles.

Noch täuschte die Menge sich selbst über die Folgen dieses Aufstandes. Man redete nur von Mißbräuchen, die abgestellt werden sollten; man hielt den König für wohlwollend, aber für gehindert durch den Grafen Artois und die Königin, den Wünschen des Volkes zu genügen.

Alle Wuth wendete sich gegen diese unglückliche hohe Frau und gegen den allerdings übermüthigen Prinzen, und diese Volksmeinung, die dem Könige hinterbracht wurde, bestimmte zunächst sein Benehmen.

Schon am folgenden Tage begab sich der König, ohne Gefolge und ohne Garden, nur begleitet von seinen Brüdern, in die Nationalversammlung.

Er sprach darin stehend und mit entblößtem Haupte:

Ich vertraue mich Ihnen an; ich will nur in Uebereinstimmung mit meiner Nation handeln; und da ich auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen rechne, habe ich den Truppen Befehl gegeben, sich von Paris und Versailles zurückzuziehen und fern zu halten.

Diese Ansprache fand allgemeinen Anklang. Man rief mehrere Male:

Es lebe der König! — und andere Stimmen setz-

ten hinzu: — ja, Ihnen und Ihren Ansichten zum Trotz, Graf Artois!

Der König kehrte zu Fuß aus dem Versammlungssaal zurück und die Deputirten beeiferten sich, ihn achtungsvoll zu begleiten.

Es waren entsetzliche Gerüchte ausgebreitet worden, u. a. daß man im Geheim Pulverminen unter dem Versammlungssaal der Stände angebracht habe, um sie in die Luft zu sprengen. In dieser Beziehung hatte der König in seiner Rede gesagt:

Ich weiß, daß man ungerechten Verdacht ausgestreut hat; ich weiß, daß man zu verbreiten gewagt hat, Ihre Personen wären nicht in Sicherheit. Ist es indeß wohl nöthig, Sie wegen eines so strafbaren Gerüchtes zu beruhigen, da dasselbe allein schon durch meinen persönlichen Charakter vollkommen widerlegt wird?

Eine zahllose Menge Volkes begleitete den König über den Schloßplatz nach seinem Schlosse zurück. Ueberall empfing er Beweise von Hochachtung, während der Graf Artois kaum öffentlichen Mißhandlungen entging.

Auf dem Schloßhofe sah man, Kopf an Kopf gedrängt, eine unermeßliche Volksmenge. Es waren viele Weiber dabei, die schrien, die Königin solle mit ihren Kindern auf dem Balkon erscheinen.

Dieser Ruf wurde bald von den Männern unter-

stützt und setzte im Innern des Schlosses Alles in Schreck und Bewegung.

Die Königin übergab eiligst den Schlüssel zu den Verbindungsthüren mit den Zimmern des Dauphin ihrer ersten Kammerfrau, und befahl ihr, der Herzogin von Polignac zu sagen, sie wünsche ihren Sohn zu haben.

Und Sie, liebe Campan, schloß sie diesen Befehl, werden selbst den Dauphin in mein Zimmer führen, wo ich ihn erwarte, um ihn dem Volke zu zeigen.

Buchstäblich bestellte die Kammerfrau diese Botschaft an die Herzogin von Polignac, die darüber höchst betroffen war; der Nachsatz, sagte sie, ist ein Zeichen, daß ich den Dauphin nicht begleiten soll, was mir doch als Gouvernante der königlichen Kinder zukommt.

Die erste Kammerfrau schwieg und schlug die Augen nieder.

Ach, Frau von Campan, seufte die Herzogin, indem sie ihr die Hand drückte, was für ein Schlag für mich!

Darauf umarmte sie weinend den kleinen Dauphin und entließ ihn, um dem Volke vorgestellt zu werden.

Aber, Frau Herzogin, sprach die Kammerfrau, beruhigen Sie sich doch! ich werde Ihnen ja den Dauphin zurückbringen!

Wie kann ich mich beruhigen, da ich den wahren Sinn dieses Befehls recht gut verstehe?

Dann ging sie tief betrübt mit dem Taschentuch vor den Augen in ihr innerstes Cabinet. Sie fühlte fein genug, um zu erkennen, daß es der erste Schritt war, sie vom Hofe zu entfernen.

Eine Unter-Gouvernante fragte die Kammerfrau, ob sie dem Dauphin folgen dürfe?

Es ist kein Wort in dem Befehl der Königin, das Sie daran hinderte.

So trat denn die Königin mit dem Dauphin an der Hand hinaus auf den Balkon.

Dieser Anblick wirkte zauberisch auf die Menge. Im ersten Augenblick war alles todtenstill. Dann riefen einige Stimmen: Ach, die Herzogin ist nicht bei ihr! —

Aber sie ist noch in Versailles, — sprach ein großer Mann, der sich schwarz gekleidet hatte wie ein Kohlenträger — aber offenbar den höhern Ständen angehörte; — aber, fuhr er fort, wie die Maulwürfe arbeiten sie unter der Erde, indeß man wird sie schon herausgraben und todtschlagen.

Diese Worte hörte Frau von Campan selbst, die sich möglichst unkenntlich gemacht hatte durch den über den Kopf gezogenen Capuchon ihrer Mantille.

Dennoch war sie erkannt.

Eine Frau, die einen Schleier mit schwarzen Spitzen über das Gesicht hängen hatte, ergriff sie mit ziemlicher Heftigkeit am Arme und sagte zu ihr: — Ja, ja — Frau von Campan — man kennt die erste Kammerfrau der Königin sehr wohl trotz ihrer Verhüllung. Aber sagen Sie nur Ihrer Gebieterin, daß sie sich nicht ferner in unsere Regierung mische und es lieber Ihrem Mann und unsern guten Ständen überlasse, das Glück des Volkes zu gründen.

In demselben Augenblick ergriff sie am andern Arm ein Mann, der wie ein Packträger der Halle gekleidet war und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte, und rief ihr zu:

Ja, ja, wiederholen Sie es ihr nur recht oft, daß es mit diesen Ständen nicht gehen wird, wie mit den vorigen, die für das Volk nichts Gutes ausgerichtet haben; sagen Sie es ihr, daß die Nation im Jahre 1789 schon zu aufgeklärt ist, um ihren Vortheil wieder aus der Acht zu lassen, wie damals; sagen Sie ihr, daß es heute keinen Deputirten des Bürgerstandes mehr giebt, der seine Rede halb knieend vortragen würde. Sagen Sie ihr das nur, sagen Sie es ihr!

Mehr todt als lebend wankte die Kammerfrau ins Schloß zurück. Sie fand ihre hohe Gebieterin blaß und in Thränen über den kalten Empfang, der ihr und dem Dauphin zu Theil geworden war. Frau von Cam-

pan glaubte ihr etwas beruhigendes zu sagen, indem sie die Bemerkung machte, das Volk werde offenbar verführt von einer feindlichen Parthei. Zum Beweise erzählte sie ihr die Aeußerungen, die sie vernommen hatte, und bemerkte, daß sie Grund habe, zu vermuthen, diese Menschen, die das Volk aufregten, wären am Hofe nur zu gut bekannt.

Kommen Sie, sprach die Königin, wiederholen Sie alle Worte dem Könige. Er muß seine Feinde kennen, damit er kräftiger gegen sie einschreiten kann.

Der König hörte die Schilderung der Kammerfrau mit großer Ruhe an.

Diese Intriguen, sprach er, sind mir nicht unbekannt; ja, noch mehr, ich erfahre es allemal genau, wenn man von einer gewissen Seite her am folgenden Tage Geld auswerfen will unter das Volk. Sehen Sie hier ein Sechsfrankenstück — das man mir gebracht hat, es sind darauf die Worte eingegraben: „Mitternacht, den 12. Julius, drei Pistolen." — Das ist unstreitig eines von den Lösungsworten für diesen ersten Volksaufstand. Man erkauft damit den Pöbel, auf mich zu schimpfen. Aber was sind das für Leute — diese Erkauften? ich gebe nicht viel darauf.

Noch an demselben Nachmittag aber sollte es sich bestätigen, daß allerdings die Parthei Orleans sich die frechsten Aufregungen des Pöbels erlaubte.

Um 4 Uhr Nachmittags ging Frau von Campan über die Terrasse zur Prinzessin Victoria. Da standen drei Männer unter den Fenstern des Thronsaals.

Seht, dort steht der Thron, sprach der Eine höhnend, indem er durch die bis zum Boden niedergehenden Fenster deutete; aber wie bald wird man seine Spur vergebens suchen!

Dazu fügte er noch laute Schmähungen auf den König und die Königin.

Frau von Campan trat in das Zimmer der Prinzessin, welche sich hinter einen Vorhang gestellt hatte, um von Außen nicht gesehen zu werden.

Noch immer spazierten die drei Männer vor der königlichen Wohnung auf der Terrasse hin und her und wiederholten immer frecher ihre Schmähungen, und so schwach war damals schon das königliche Ansehen, daß Niemand von den zahlreichen Wachen den Muth hatte, diese frechen Menschen zu verhaften, oder nur zu entfernen.

Frau von Campan sagte der Prinzessin, noch blaß vor Schreck, was sie soeben gehört hatte. Diese stand auf und betrachtete die drei Männer genauer.

Der Eine, sprach sie dann, ist ein gewisser Hurugé, der sich an den Herzog von Orleans verkauft hat. Er ist ein bekannter Erztaugenichts, der gegen die Regierung erbittert ist, weil er auf Befehl des Königs wegen schlechter Streiche eine Zeitlang gefangen gesessen hat.

Noch stand dem Herzen der Königin eine schwere Trennung bevor — es war die von ihrer liebsten Freundin, der Gouvernante ihrer Kinder, der Herzogin von Polignac.

An demselben Abend wurde die Gräfin d'Adhemar, Ehrendame der Königin, in das Cabinet derselben befohlen.

Sie fand ihre hohe Gebieterin auf dem Sopha sitzen, in Thränen zerfließend.

Heftig ergriffen von diesem Anblick warf sich die Gräfin zu ihren Füßen auf die Knie und küßte die Hand der Königin zu wiederholten Malen.

In diesem schmerzlichen Schweigen verharrten beide einige Minuten. Endlich begann die Königin:

Arme Gräfin, Ihre Betrübniß thut mir wohl; ich erkenne daraus, daß Sie mich noch lieben. Ach Gott, wie wohlthuend ist das, wenn man von so vielen Menschen gehaßt wird. — Was wird noch aus mir werden? — wie will das enden? — und wie vor allem soll ich Ihnen einen Auftrag mittheilen, dessen Ausführung Ihnen schmerzlich sein wird und doch wüßte ich ihn keinen bessern Händen anzuvertrauen.

Marie Antoinette schwieg und die Gräfin versicherte sie ihrer Ergebenheit.

Ach, die treffliche Herzogin — begann die Monarchin wieder — ist meine Freundin. Sie gab mir

nur gute Rathschläge; aber meine Verläumder, die nur mein Verderben wollen, haben auch ihr den Untergang geschworen. Sie haben auf ihren Kopf einen Preis gesetzt.

Frau von Adhemar schrie laut auf vor Entsetzen, der Schreck ließ sie einen Augenblick den der Königin gebührenden Respect vergessen. Diese aber sah darin nur einen, um so höhern, Beweis von Theilnahme, drückte ihr wohlwollend die Hand und fuhr dann schmerzlich bewegt fort:

Ja, sie wird unfehlbar ermordet werden. Ihrem Gatten, wie ihren Kindern, drohet gleiche Gefahr. Sagen Sie also, beste Gräfin, in meinem Namen der Herzogin, sie solle Frankreich so schleunig als möglich verlassen. Ich will ihr Empfehlungsbriefe nach Wien mitgeben, wo sie von meiner Familie mit offenen Armen aufgenommen werden wird. Haben wir dann den Sturm beschworen, und die Meuterei zur Pflicht zurückgebracht, so werde ich mich beeilen, sie wieder an meine Seite zu rufen. Sagen Sie ihr, sie solle weder meine Freundschaft, noch ihre Stelle, als Gouvernante der königlichen Kinder, verlieren, und der erste Pair, den der König wieder ernennen würde, solle ihr Gemahl sein.

Die Ehrendame hörte diesen Auftrag mit Bekümmerniß an. Wie sollte sie einer Frau, die bisher auf

dem Gipfel der königlichen Gunst gewesen war, sagen, daß sie herabstürzen und in's Exil wandern müsse.

So stand sie denn auf, äußerte, wie schmerzlich ihr der Auftrag sein würde und begab sich in die Gemächer der Herzogin von Polignac.

Gern hätte sie es gesehen, dieselben allein zu treffen; es war ihr daher peinlich, bei der Herzogin ihren Gatten, ihre Schwägerin, Herrn von Vaudreuil und den Abbé Balliviere zu treffen.

Aus dem ernsten, feierlichen Benehmen, womit die Gräfin erschien und den von Weinen gerötheten Augen erkannte man bald, daß etwas besonderes vorgefallen sein müsse. Erschreckend ergriff die Herzogin lebhaft ihre Hand.

Was bringen Sie mir, Adhemar? — fragte sie rasch — ich bin auf jedes Unglück gefaßt.

Aber wohl nicht auf das, dessen Ueberbringerin ich bin, beste Freundin; ertragen Sie es mit Resignation und Muth.

Die Worte erstarben auf ihren Lippen und Herr von Vaudreuil entgegnete:

Ihr Verschweigen ist tausendfacher Tod für meine Schwägerin. Warum handelt es sich denn?

Ja, reden Sie, sprach die Herzogin, da ich es doch einmal wissen muß.

Um die Proscription zu vermeiden, womit Sie und

die Ihrigen bedroht werden, will die Königin, daß Sie für einige Monate nach Wien reisen.

Die Königin verjagt mich — rief die Herzogin schmerzlich, und Sie können so grausam sein, mir das zu melden?

Ungerechte Freundin — entgegnete Frau von Adhemar — lassen Sie mich ausreden und Sie werden die Güte der Königin erkennen.

Sie wiederholte ihr nun Wort für Wort, was ihr die Königin aufgetragen hatte. Nun gab es Klagen, Thränen und Ausrufe der Verzweiflung von allen Seiten. Die Abgesandte der Königin wußte nicht mehr, auf wen sie zuerst hören sollte. Herr von Vaudreuil zeigte eben so wenig Festigkeit, als die Polignac's.

Man muß wissen, wie der Hof das ganze Lebenselement solcher Menschen ist, um zu begreifen, wie sehr sie diese Nothwendigkeit, den Hof, und sogar Paris zu verlassen — dieses Paris mit seinem Himmel voll Freuden und seiner Grazie — diese Welt des guten Geschmacks und des feinen Tons — und nun noch dazu ins Ausland wandern — ins Ansland, von dem man nur dunkle Vorstellungen hatte, daß es ein Land voll Barbaren, Bären und Wölfe sei.

Leider, sprach die Herzogin — muß ich gehorchen; unverzüglich werde ich abreisen, weil die Königin es

will; aber darf ich ihr nicht mündlich meinen Dank für ihre zahllosen Wohlthaten wiederholen?

Versteht sich, die Königin hat vorausgesetzt, daß Sie nicht abreisen würden, ohne sie getröstet zu haben. Gehen Sie also zu ihr und der Empfang wird Sie für diese scheinbare Ungnade entschädigen.

Und Sie werden mich doch begleiten, liebe Adhemar?

Gewiß, wenn Sie es wünschen.

So begaben sich beide Frauen zur Königin. Das Herz brach jedem Zuschauer bei dieser traurigen Zusammenkunft der beiden hohen Frauen, die einander so lieb hatten. Es gab eine wahre Sündfluth von Thränen Seufzern und Klagen. Beide umarmten einander so fest, daß es eine Unmöglichkeit schien, sie zu trennen.

In diesem Augenblick wurde der Graf Artois gemeldet.

Ha, noch ein Opfer der ungerechten Volkswuth! rief die Königin.

Dieser Prinz sah eben so verstört aus, als die Uebrigen. Er näherte sich der Königin, und sprach mit dem Ausdruck von Entsetzen:

So eben erhalte ich durch den Herzog von Liancourt — eine entsetzliche Botschaft, daß Männer der Revolution mir, der Herzogin von Polignac, den Herren von Vaudreuil, von Guiche und Anderen nach dem Leben trachten.

Ich weiß nicht, antwortete die Königin schnell, was Ihnen der König befohlen hat; ich aber bitte Sie flehentlich, sich vor diesen Elenden zu retten, die, wie Sie gesehen haben, zum Aergsten fähig sind. Reisen Sie mit der guten Herzogin und kommen Sie in bessern Zeiten wieder.

Lebhaft weigerte sich der Prinz.

Mein Platz ist, rief er, bei dem Könige zu leben und zu sterben. Das fordern gleich stark meine Ehre, meine Treue und meine Pflicht.

Die Königin benutzte jetzt die Bewegung, welche durch den Eintritt des Prinzen Condé entstand und schickte unbemerkt den Abbé von Ballivières zum Könige mit dem Auftrage, ihn zu ersuchen, sogleich zu ihr zu kommen. Dieser Prinz Condé war eine hohe, majestätische Figur, schon bejahrt, aber noch ungebeugt vom Alter.

Wissen Sie, Madame, begann nun der Prinz von Condé, daß die Comités im Palais-Royal ein Todesurtheil über den Grafen Artois, über Ihre sämmtlichen Freunde und auch über mich ausgesprochen haben?

Ueber Sie, mein Prinz?

Ja, diese Elenden trachten mir, meinen Söhnen und meinen Enkeln nach dem Leben, das ich ihnen aber nicht so leichten Kaufes überliefern werde.

Was wollen Sie thun? fragte ihn der Graf von Artois.

Von zwei Dingen eins, entgegnete der Prinz, entweder: diese Canaille im Innern bekämpfen oder auswandern und ihnen von Außen her den Krieg machen. Und der König soll diese Alternative entscheiden.

Wir müßten sehr dumm sein, fuhr er fort, ließen wir uns von diesen Ruchlosen geduldig erwürgen; sind sie lüstern nach unserm Blute, so will ich wenigstens das meinige ihnen theuer genug verkaufen.

Diese entschlossene Sprache wirkte ermuthigend auf die Versammlung.

— Ja, begann die Königin, retten Sie den Thron, indem Sie ihn nicht aus den Augen verlieren. An Freunden und Hülfe wird es dabei nicht fehlen.

Was mich betrifft, fügte Graf Artois hinzu, so bin ich der Meinung meines Vetters. Es ist besser, in Versailles zu sterben, als jenseits des Rheins.

Der König! rief in diesem Augenblick der Kammerdiener.

Bei diesem Rufe sahen sie sich Alle einander verwundert und bedenklich an. Man hatte ihn nicht erwartet. Was bedeutete dieses plötzliche Erscheinen in einer Zeit, wo jeder Augenblick fast neue Ereignisse brachte? Nur allein die Königin war davon unterrichtet und daher die Einzige, die nicht überrascht war.

Der König, sprach sie, muß wissen, was vorgeht. Unsere Feinde wollen, um an uns zu kommen, über

die Leichen unserer Freunde und treuen Diener steigen. Sie beabsichtigen die Ermordung des Grafen Artois, des Prinzen Condé und dessen Familie, der Polignac's und aller Andern, die Wir mit Unserer Freundschaft beehren.

Ich weiß es, entgegnete der König, und zittere, daß dieses schreckliche Verbrechen verübt werde. Ihre Sicherheit, mein Bruder und mein Vetter, erheischt, daß Sie auf einige Zeit Frankreich verlassen.

Nur ein ausdrücklicher Befehl des Königs, entgegnete Graf Artois, wird mich zur Abreise bewegen können. Giebt es hier Gefahr zu bestehen, so will ich sie theilen. Die Drohungen dieser Elenden verachte ich.

Mein Bruder, nahm Ludwig XVI. das Wort, Niemand wird Sie der Feigheit beschuldigen. Sie haben Beweise vom Gegentheil gegeben. Nothwendig ist jetzt, daß Sie mit Frau und Kindern abreisen und zwar nach Turin, um Ihre und meine Anverwandte zu besuchen. Die Prinzen von Condé und Conti werden Sie begleiten; ich werde Jeden dazu autorisiren, der sich unter uns nicht mehr für sicher hält. Sie, Frau von Polignac, reisen nach Wien, aber unverzüglich. Ihr Hierbleiben würde den Böswilligen nur neue Vorwände zu Unruhen geben, die man ihnen abschneiden muß.

Dieser königlichen Entscheidung folgte eine bewegte Scene. Der Graf Artois umarmte seinen Bruder und

seine Schwägerin mit Thränen und die Herzogin hatte einen heftigen Nervenzufall.

Die Königin stellte viel Gold und Kassenbillets zur Verfügung der Abreisenden. Sie leerte damit ihre eigne Privatkasse und die des Königs.

Eine unheilvolle Nachricht drängte indeß die andere. Es hieß, daß die Pariser nach Vollendung der Zerstörung der Bastille nach Versailles marschiren wollten, um die verhaßten Rathgeber des Königs zu bestrafen. Diese Drohungen wurden von zu Vielen bezeugt, um daran zweifeln zu können. So drängten denn der König und die Königin, in wohlwollender Besorgniß, zur Abreise. Diese erfolgte in der Nacht vom 16. zum 17. April.

Mit den schon bekannten Hauptpersonen reiseten noch eine Menge Adelige ab, die sich durch die Gunst, worin sie bei der armen Königin standen, vor den schrecklichen Volksgerichten verdächtigt glaubten.

Der Abschied der Herzogin von der Königin war herzzerreißend. Der Graf von Vaudreuil mußte die Ohnmächtige in den Wagen tragen. Auch die Königin wurde ohnmächtig. Frau von Adhemar blieb allein bei ihr zurück, um sie zu trösten.

Auch die Truppen waren ausmarschirt von Versailles und Paris. So hatte sich der Hof entwaffnet

und war furchtbar verödet. Es blieb nur noch eine Frage zu lösen, die kaum noch eine Frage war:

Ob der König nach Paris gehen, oder sich mit den Truppen entfernen sollte von dem furchtbaren Heerde der Revolution, auf welchem die Volkswuth schon die Bastille zerstört und alle Macht des Königthums umgestürzt hatte.

Eine Deputation der Fischweiber zu Paris, dieser berüchtigten Damen der Halle, folgte der andern, um den König zu bitten, nach Paris zu kommen, wo seine Gegenwart allein der Anarchie steuern könne.

Am 16. Julius fand in dem Zimmer des Königs über diese Frage eine Berathung statt.

Die Königin wünschte seine Abreise mit den Truppen. Jetzt konnte es noch mit völliger Sicherheit geschehen, später nicht ohne Gefahr.

Auf alle Fälle bereitete sie sich vor. Am 16. Abends befahl sie ihrer ersten Kammerfrau, aus ihrem Juwelen-Kästchen allen Diamantenschmuck herauszunehmen und in ein einziges kleines Kästchen zusammen zu packen, dieses aber in den Wagen zu stellen, worin sie selbst fahren wollte. Alsdann verbrannte sie eine große Menge Papiere in ihrem Kamin, denn Versailles war mit einem Streifzuge bewaffneter Volkshaufen von Paris aus bedroht.

Ehe sie sich nach den Gemächern des Königs zu der Berathung begab, vertraute sie der Frau von Campan ein zusammengelegtes, beschriebenes Papier mit dem Befehl, es nicht eher zu lesen, als bis sie den Auftrag dazu erhalten würde, sonst aber es ihr zurückzugeben.

Nach einer Stunde kam die Königin zurück und sagte: es ist nun nicht nöthig; geben Sie mir das Papier wieder; es enthielt nichts, als eine Instruction, was Sie zu besorgen haben würden, im Fall wir mit den Truppen abgereiset wären. Nun aber ist es entschieden: der König wird morgen nach Paris — nach dem Stadthause — fahren.

Diesen Entschluß, fuhr sie fort, hat er indeß nicht selbst gewählt. Man stritt lange hin und her; zuletzt endigte der König den Streit damit, daß er sprach: Endlich müssen wir doch zu einem Schlusse kommen; meine Herren, ich frage auf Ihr Gewissen, was ist Ihre wohlüberlegte Meinung? soll ich reisen oder nicht? Ich bin zu dem Einen, wie zu dem Andern bereit.

Die Stimmenmehrheit war dafür, daß der König bleiben sollte. Die Zukunft wird lehren, ob man die bessere Parthie gewählt hat. —

So schloß die Königin ihren Bericht und empfing nun aus den Händen der Kammerfrau das Papier zurück, welches sie ihr nun vorlas. Es standen darin

für den Fall der Abreise auch Instructionen, was sie als Lehrerin der kleinen Prinzessin zu thun haben würde.

Als ich das schrieb, erklärte die Königin mit Thränen in den Augen, indem sie das Papier zerriß, hoffte ich noch, daß es von Nutzen sein würde; aber das Schicksal hat anders darüber entschieden. Ich fürchte sehr, daß es zu unserer Aller Unglück ausschlagen wird.

Nach dem Abmarsch der Truppen wurde das neue Ministerium abgedankt und zum großen Kummer der Königin Necker als Minister zurückberufen. Aber dieser ihr widerwärtige Mann war einmal ein Mann des Volks und ein solcher that in diesem Augenblicke Noth, um das Königthum zu retten.

Selbst auf die noch zurückbleibende Artillerie war nicht zu rechnen. Mehrere Batterien waren auf dem Schloßplatz aufgefahren. Das Volk drängte sich heran:

Wozu diese Kanonen? riefen ihnen die Schaaren von Weibern zu, die mit aufgelöseten Haaren die Straßen von Versailles durchzogen; wollt Ihr Eure Mütter, Weiber und Kinder niederschießen? —

Ihr habt nichts zu fürchten, erwiederten die Soldaten der Artillerie; diese Kanonen werden eher gegen den Pallast des Tyrannen, als gegen Euch gerichtet werden.

Die Königin mußte alle ihre Charakterstärke aufbieten, als der König nach Paris abging.

Der Marschall von Villeroy, der Herzog von Villequier, der Graf d'Estaing und der Markis von Estaing, alles Männer, die bei Hofe nicht beliebt waren, aber in der Volksgunst standen, begleiteten den König; zwölf Gardisten zu Pferde und die Bürgergarde von Versailles bildeten die Eskorte des königlichen Wagens bis zu dem Wirthshause: Tages-Anbruch, in der Nähe von Sevres, wo ihn die Pariser National-Garde erwartete.

Der König zeigte viel Ruhe in seiner allerdings bedenklichen Situation, während die Königin nur mit Mühe ihre Thränen zurückhielt.

Sogleich nach der Abreise des Königs zog sie sich zurück in ihre innersten Kabinette und schloß sich dort ein, jedoch umgeben von ihrer ganzen Familie, die gleiche Bekümmernisse und Besorgnisse mit ihr theilte. Bald wurde ihr jedoch diese Abgeschlossenheit zu beängstigend; sie schickte nach mehreren Personen vom Hofe, die aber nicht zu finden waren; vor ihren Thüren lagen Vorhängeschlösser. Die Furcht hatte sie fortgetrieben. Kaum wagte man noch zu hoffen, daß der König zurückkehren werde. Einer vermehrte die Furcht des Andern und durch Kammerfrauen und Lakaien drangen die übertriebensten Gerüchte, wie sie unter der Volksmenge, die den Schloßhof Kopf an Kopf gedrängt besetzt hielt, ent-

standen und geglaubt wurden, bis zu den Ohren der nächsten Umgebungen der Königin und wurden selbst dieser mitgetheilt.

So hieß es bald: der König sei ermordet; bald, er sei gefangen gesetzt. Schrecken und Todtenstille herrschten im ganzen Pallast. Die Königin ließ eins ihrer Staatskleider zurecht legen und ihrem Marstall befehlen, alle ihre Züge Pferde in Bereitschaft zu halten, um nach dem Eintreffen des ersten Couriers, mit ungünstiger Nachricht, sogleich nach Paris eilen zu können.

Marie Antoinette kannte nur ihre Pflicht und ihre Liebe, keine Gefahren für sich selbst. — Sie dachte sich die Möglichkeit einer Gefangenschaft des Königs und beschloß, diese zu theilen. Für diesen Fall entwarf sie eine Anrede von wenigen Zeilen an die Generalversammlung, wohin sie sich mit ihrer Familie und ihrer Dienerschaft begeben wollte. Diese Rede fing mit den Worten an:

— Meine Herren, ich übergebe Ihnen hier die Gattin und die Familie Ihres Monarchen. Dulden Sie nicht, daß man auf Erden trenne, was der Himmel vereinigt hat. —

Indem sie diese Rede mit unaussprechlichen Gefühlen öfter wiederholte, wurde am Ende ihre Stimme durch Thränen erstickt. Endlich brach sie in die verzweiflungsvollen Worte aus:

— O mein Gott, sie werden ihn gewiß zurückhalten! —

Um 10 Uhr Morgens war der König von Versailles abgereiset und erst um 6 Uhr Abends, also nach acht qualvollen Stunden, traf der erste Courier des Königs ein. Es war der Page, Herr von Lasteurs, der verkleidet von Paris kam.

Er meldete: An der Barriere von Conference habe den König der neue Maire Bailly, an der Spitze der Wähler, nebst der alten Municipalität empfangen. Man habe ihm, dem alten Gebrauch gemäß, auf einem Kissen die Schlüssel der Stadt überreicht.

— Gott sei gedankt, rief die Königin, das ist ein gutes Zeichen.

Mehr noch, berichtete der Bote, der Maire überreichte ihm die handgroße neue Nationalkokarde, die Seine Majestät, den Umständen weichend, an den Hut steckte.

— Ist es möglich, riefen die Königin und ihre Umgebungen zugleich, o Gott, ist es dahin gekommen, daß ein König von Frankreich die Farben der Rebellen tragen muß.

In diesem Augenblick, als der König das Volk mit der Nationalkokarde am Hut begrüßte, erhob die Menge, seit langer Zeit wieder zum ersten Male, den tausendstimmigen Ruf: es lebe der König! —

— Er ist gerettet! rief Marie Antoinette mit gefalteten Händen, indem sie mit rührender Dankbarkeit gen Himmel blickte.

Der König athmete wieder, berichtete der Page weiter, und mit Thränen in den Augen rief er:

Mein Herz bedarf so sehr solcher Zurufe meines Volks, o wie wohlthuend ist das für mich!

Einer seiner Stallmeister, Herr von Cubiers, sagte zu ihm laut:

Sire, wie Sie das Volk liebt. Nie dürfen Sie daran zweifeln.

Cubiers, entgegnete der König im Ton der tiefsten Empfindung, die Franzosen liebten Heinrich IV. und welcher König hätte es jemals so verdient, wie er.

— O, rief die Königin, Heinrich IV. war stets sein Idol und sein Vorbild. Nichts hat ihn so sehr geschmeichelt, als bei seiner Thronbesteigung eines Morgens an der Bildsäule Heinrich's IV. ein Zettel befestigt war mit dem Worte: resurrexit (er ist wieder auferstanden!) — Das ist ein schönes Wort, sagte er damals; wenn es wahr wäre, so hätte selbst Tacitus nichts so lakonisch und zugleich so schönes schreiben können.

— Leider, fuhr die Königin fort, und ihre schönen Augen umflorte ein Ausdruck von Schmerz, ist das Volk eben so wankelmüthig als excenterisch in seinen Aeußerungen; als wenige Jahre später wegen einer Ge-

traidetheuerung ein Volksaufstand sich erhob, nahm man den Zettel dem Bilde des edelsten Königs ab und klebte es dem tyrannischen und gehaßten Ludwig XV. an. Das war eine bittere Kritik, die das edle Herz meines königlichen Gemahls so betrübte, daß er sich in sein kleines Zimmer zurückzog und er Mittags und Abends jede Nahrung verweigerte. Man fand ihn fiebernd vor Aufregung. O er liebte von jeher das Volk so sehr, daß nichts ihn so tief bekümmerte, nichts ihm so unglaublich war, als der Gedanke, daß das Volk ihn nicht wieder liebe.

Der Maire Bailly, fuhr nun der Page fort, sagte zu Sr. Majestät in seiner Rede in dieser Beziehung: Heinrich IV. hat Paris erobert — Ludwig XVI. haben die Pariser erobert!

Betroffen sah die Königin ihre Umgebungen an.

— Wenn diese Phrase, sagte sie, ein Kompliment sein sollte, so war es, mindestens gesagt, ein sehr ungeschicktes. —

Ein unverschämtes, ein abscheuliches, ein rebellisches Kompliment, entgegnete man von allen Seiten.

Insolent, sprach Frau von Adhemar, indem sie den Nachhall der Stimmung der Uebrigen bildete. — Man wunderte sich später, daß man diese Phrase als etwas sehr geistreiches in allen Zeitungen abgedruckt fand.

Der zweite Courier, Graf von Goyon, Page der Königin, war dem Könige bis zum Stadthause gefolgt. Er sprach von dem düstern Schweigen der bewaffneten Bürger und erfüllte Alles mit neuen Besorgnissen.

Der dritte Bote brachte nicht mehr Tröstliches. Er meldete:

Madame, ich sah den König unter einem stählernen Gewölbe von Bajonetten, Säbeln und Piken die Treppe nach dem Stadthause hinaufsteigen. Der König, vom Prinzen Beauvau und dem Grafen d'Estaing begleitet, die allein bei ihm im Wagen gesessen hatten, zeigte nicht die geringste Aufregung; die Menge drängte sich so dicht heran, daß der Prinz sie abwehren wollte. Da sprach der König laut und mit würdevoller Freundlichkeit: Lassen Sie diese guten Bürger nur heran, sie lieben mich ja!

— O, der ungeheuern Ironie! rief die Königin schmerzlich aus.

Seine Majestät, fuhr der Page fort, trug die neue Nationalkokarde, die ihm der Maire Bailly überreicht hatte.

Bei dieser Erinnerung verdüsterten sich die edlen Züge der Königin und sie entließ schweigend mit einer schmerzlichen Handbewegung den Boten.

Ein vierter Courier hatte sich auf den Weg gemacht, als der König in der Nationalversammlung auf dem Throne saß. — Vierzehn Wähler, mit dem Degen

in der Hand und mit den breiten Nationalscherpen um die Schulter, dienten ihm als Wache.

Er hatte mit Ruhe die Reden von dem Präsidenten der Wähler, dem königlichen Prokurator und Andern angehört, und selbst die unpassende Paraphrase von de Cally, wodurch auf den König das: Ecce Homo! angewendet werden sollte.

Endlich meldete ein sechster Courier der Königin den in ganz Paris herrschenden Volksjubel.

— Gewiß ist nun nichts mehr für den König zu fürchten, sprach die Königin erleichtert.

Se. Majestät, fuhr der Page zu berichten fort, bestätigten bei dem Heraustreten aus dem Stadthause den vom Volke gewählten Marquis von Lafayette. Da verdüsterte sich die Stirn der Königin aufs neue. Mit einer zuckenden Bewegung zerbrach sie den feinen Fächer von Gold und Schildpat, den sie eben in der Hand hielt. Es war ein Geschenk, das sie früher einmal von Monsieur empfangen hatte.

Dieser aber eilte wieder herbei, als gute Nachrichten von Paris ankamen. Seit der Einnahme der Bastille hatte er sich mit einiger Vorsicht zurückgehalten, was ihm nicht besonders zur Ehre gereichte.

In der Nationalversammlung schmeichelte er dem Volke und der Adel rechnete ihn zu seinen Feinden. Die Königin warf ihm dieses mit lebhafter Offenheit vor.

In stürmischen Zeiten, Madame, entgegnete er, benimmt sich jeder, wie er es für sich selbst am klügsten hält. Ich glaube, der König wird übel geleitet. Soll ich da mit ihm denselben Weg gehen und mit ihm ins Unglück rennen? Sehen Sie den wachsenden Einfluß des Herzogs von Orleans, den er nur zum Untergang der königlichen Familie anwenden kann. Erhielte ich dagegen Kredit, so käme dieser einzig meinem Neffen, dem Dauphin, zu Gute.

— Besser ist denn doch Einigkeit einer Familie im Unglück, sprach die Königin, als Zwietracht.

Damit wandte sie sich von ihm ab und so isolirte sich die arme Königin immer mehr, indem sie nun auch mit dem letzten Prinzen von Geblüt, der am Hofe noch gegenwärtig war, zerfallen blieb bis in den letzten Augenblicken.

Der König kam zurück.

Unmöglich ist es, die Freude und die Gemüthsbewegung zu schildern, womit sie ihn umarmte.

— Sie sind mir neu geboren, rief sie aus; es war mir nichts gewisser, als daß wir uns nie wiedersehen sollten.

Ich war ja nicht unter Bären, entgegnete Ludwig XVI. lächelnd; jene sind auch meine Kinder, vielleicht irre geführt; aber sie lieben mich und ich vergelte es ihnen hinlänglich.

Der König war überhaupt sehr zufrieden mit seiner Reise.

— Was indeß Lafayette betrifft, bemerkte die Königin, so fürchte ich, Sie haben selbst die Waffen gegen uns einem unserer Feinde in die Hände gegeben.

Ich konnte nicht anders handeln, versetzte der König; sie wollten ihn einmal haben und übrigens hat er mir nie Ursach zur Beschwerde gegeben.

— Er ist Republikaner.

Bah, bah, er ist Alles, wozu man ihn macht; er ist keiner Art von Selbstständigkeit fähig. In der That, ich bedauere schon die Abreise meines Bruders, des Grafen Artois, und hätte Lust, ihn zurückzurufen.

Darauf entgegnete Monsieur, der zugegen war:

Wie der König weiß, war ich nicht für die Flucht des Grafen Artois; da sie aber einmal geschehen, so ist es besser, daß er wegbleibt; durch schnelle Rückkehr würde er nur beweisen, daß wir von einem panischen Schrecken uns haben überfallen lassen.

Die Königin schwieg. Ihr Wunsch war es nicht, ihren Schwager zurückkehren zu sehen; deshalb blieb der Wunsch des Königs ohne Folgen. Die Flüchtlinge kamen daher an den Ort ihrer Bestimmung an.

In den ersten Tagen nach der Abreise ihrer Vertrauten war Marie Antoinette sehr niedergeschlagen. Sie irrte allein im Garten von Trianon umher und sprach

mit sich selbst, was sie sonst mit ihren Lieblingen besprochen hatte.

Pallastintriguen aller Art begannen. Man intriguirte sogar, eine Heirath zwischen dem Sohne des Herzogs von Orleans (dem jetzigen König der Franzosen) und der Tochter Ludwigs XVI. zu Stande zu bringen. Aber die Königin sah darin nur eine Schlinge. Mit Abscheu lehnte sie jeden Gedanken daran ab.

Doch es war jetzt nicht Zeit zu Kabalen und Betrübniß um geringer Ursachen willen. Große Ereignisse am politischen Horizont erschütterten die Gemüther in ihrer innersten Tiefe.

Kaum waren fünf Tage nach der Abreise des Königs vergangen, als in Paris sich der erste öffentliche Mord ereignete, der durch seine empörenden Umstände als ein Vorzeichen gelten konnte für den blutigen, grausamen Charakter einer Volksherrschaft, die jetzt an die Tagesordnung kam.

Ein gewisser Foulon, Adjunkt des Ministers, der am Hofe gut angeschrieben stand, hatte zwei Denkschriften verfaßt, worin dem Könige zwei ganz entgegengesetzte Rathschläge gegeben wurden. Die eine dieser Denkschriften empfahl ihm, die Revolution mit aller Energie zu unterdrücken, den Herzog von Orleans und die Rädelsführer der Volkspartei, die er bezeichnete, verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen; die andere

gab den Rath, sich der Revolution unbedingt in die Arme zu werfen, indem er sich an die Spitze der Volkspartei stellte und Alles genehmigte, was selbst die excentrischen Demokraten wünschten.

Diese Denkschriften waren der Prinzessin Adelaide von Herrn Foulon, in Gegenwart von fünf Personen, vorgelesen. Durch Indiscretion hatte der Herzog von Orleans Kenntniß davon erhalten und die Folgen waren schrecklich.

Foulon hielt sich unter diesen Umständen nicht mehr sicher. Er wollte auswandern, wurde aber verfolgt. In Viry suchte er sich zu verstecken; allein die Bauern erkannten, verhafteten ihn und lieferten den Unglücklichen nach Paris aus.

So wurde er von bewaffneten Bauern auf das Stadthaus geführt und dort von bewaffneten, wüthenden Bürgern in Empfang genommen. Plötzlich vernahm man im Gedränge, worin er sich befand, einen Todesschrei. Die Wahlmänner, die Mitglieder des Ausschusses und selbst Herr von Lafayette — damals der Abgott von Paris — suchten ihn zu retten; aber es war vergebens. Sterbend unter den Mißhandlungen des Pöbels wurde er durch die Straßen geschleppt, sogar bis zum Palais-Royal, und sein Herz trugen Weiber — wer sollte es nur für möglich halten — in einem Nelkenbouquet durch die Straßen.

Die königliche Macht war schon auf weniger als Nichts zurückgeführt. Es bestand nur noch ein elender Schein davon. Die erzwungene Wiedereinsetzung Neckers und seiner Anhänger; die Einnahme der Bastille; die Unabhängigkeitserklärung von Paris; die Erklärung des dritten Standes als souveraine Nationalversammlung und ein Complott des Herzogs von Orleans, das man entdeckt zu haben glaubte, wonach dieser zur Regentschaft strebte, bis der natürliche Tod des Königs und des Dauphin ihm das Zepter in die Hand geben würde.

Wer damals die Ereignisse nicht in der Nähe sah, konnte sich nicht denken, wie viel Kraft und Willensfestigkeit der König entwickelte, um — unthätig zu bleiben. Der vierte Theil dieser Energie, meinten Marie Antoinette und ihre Anhänger, würden Frankreich und die Monarchie gerettet haben. Allein auf alle Vorstellungen hatte Ludwig XVI. mit seinem trefflichen Herzen, aber beschränkten Geiste, keine andere Antwort, als die:

Ich will kein Blutvergießen; ich liebe mein Volk und es weiß das. Alles wird sich ordnen. Nur die, welche von Mißbräuchen leben, rufen, es sei Alles verloren. Dem ist aber nicht so.

Die bereits erwähnte Idee des Herzogs von Orleans, sich durch eine Heirath den Weg zum Throne zu bahnen, enthält einige Details, die einen tiefern

Blick in den Charakter dieses dem Königthum jetzt so gefährlichen Prinzen werfen lassen.

Eine Dame von der Bekanntschaft des Herzogs von Orleans hatte mit großer Gewandtheit bei der Gräfin von Adhemar diese Idee, als sei es nur die ihrige gewesen, zur Sprache gebracht und sie dringend gebeten, die Königin dafür zu interessiren. Vergebens remonstrirte die Ehrendame derselben, daß sie nicht die Ehre habe, im Vertrauen der Königin so hoch zu stehen, um ihr solche Mittheilungen unverlangt machen zu dürfen. Sie schloß mit den Worten:

Sie dürfen aber keine Zeit verlieren, man zählet die Minuten. Bringen Sie das Gesuch vor und ist es bewilligt, so wird Frankreich ein anderes Ansehen erhalten. Eine Weigerung würde nicht gefahrlos sein, indem der Herzog daraus erkennen würde, daß Marie Antoinette nur sein Verderben wollte; und dieser Umstand würde seinen Widerstand legitimiren.

Frau von *** erhob sich und nahm Abschied mit der Bitte, ihr eine schriftliche Antwort zukommen zu lassen.

Die Königin errieth es in der Regel, wenn eine ihrer Damen etwas auf dem Herzen hatte.

— Gewiß haben Sie eine Neuigkeit, Frau von Adhemar? — war ihre erste Frage.

Und eine sehr seltsame, entgegnete sie; ich habe Auftrag, einen jungen Prinzen zu verheirathen.

— Ich weiß keine Braut für ihn, versetzte die Königin und ihre Züge verfinsterten sich. Dadurch wurde die Ehrendame bewogen, zu schweigen.

— Sagen Sie mir nur Alles, beste Gräfin, fügte Marie Antoinette nach einer Pause hinzu; ich gebe Ihnen deshalb keine Schuld.

Nun wiederholte die Gräfin von Adhemar Wort für Wort das Gespräch der Frau von ***, bald aber bemerkte sie an den finstern Zügen der Königin, wie sehr sie sich in ihren Voraussetzungen, daß diese darauf eingehen könnte, ihre Tochter mit einem Sohn des Todfeindes ihrer Familie zu vermählen, geirrt haben müßte.

— Aber [illegible]ch die Königin endlich, haben Sie nicht hinter [illegible] scheinbar so unschuldigen Antrage die dahinter versteckte Schlinge bemerkt? — Die Hand der Schwester und die Ermordung des Dauphins würde diesem Zweige der königlichen Dynastie eine Art Erbrecht geben, welches man ihm verweigern muß. Meine Tochter wird in meine Familie eintreten und wahrscheinlich eines Tages Kaiserin werden. Der Gatte, von dem sie reden, huldigt den neuen Ideen, und ich vermuthe, daß er sich der Demokraten bedienen wird, um die Krone zu erlangen. Nimmt diese Gott den Meinigen, so möge er sie ihm so drückend machen, als diese jetzt für uns ist — Dank den Ränken seines Vaters.

— Uebrigens, fügte die Königin hinzu, hüten Sie sich, schriftlich zu antworten, man würde Ihren Brief drucken, commentiren und seinen Sinn verdrehen; denn es giebt Leute, die zu Allem fähig sind. Wüßten Sie, was für Kanaille bei dem ersten Prinzen von Geblüt aus- und eingeht, Sie würden sich statt seiner schämen. Belle-Chasse ist der sauberste Ort, den er besucht; schließen Sie daraus auf die Uebrigen. Und ich sollte meine Tochter in diese Kloake werfen? Gott würde mich dafür strafen.

Dadurch wurde Frau von Adhemar genöthigt, der Frau von *** mündlich mitzutheilen, was sie wissen mußte über die Abneigung der Königin gegen diesen Plan.

Vorher hatte sie der Frau von *** ein Billet geschickt, worin sie ihr meldete, daß sie um drei Uhr bei ihr sein würde.

Frau von Adhemar fuhr nach Paris und fand die Abgesandtin des Herzogs von Orleans allein.

Sie sagte ihr sogleich, der König habe die Hand seiner Tochter schon versprochen, was die einzige Ursach sei, daß die Königin sich weigere, Seine Majestät von dem Gesuche des Herzogs von Orleans in Kenntniß zu setzen.

Kaum hatte die Gräfin von Adhemar ihre Antwort vollendet, so wurde sie überrascht durch den plötzlichen Eintritt des Herzogs von Orleans.

Es fiel ihr auf, daß dieser Prinz sich nicht einmal hatte anmelden lassen, was die Ehrendame der Königin sehr unanständig fand.

Indeß, dachte sie, wir leben in einer sehr seltsamen Zeit.

Sie stand auf und wollte diesen Umstand benutzen, ihren Besuch abzukürzen; allein der Herzog von Orleans ergriff mit jener feinen Galanterie, die er bei Frauen von Stande so gut anzuwenden wußte, ihre Hand, die er respektvoll küßte, und indem er sich zwischen die Gräfin und die Ausgangsthür stellte, begann er:

Erlauben Sie, Frau Gräfin, daß ich mich Ihrer schnellen Entfernung widersetze, indem ich aus Ihrem eignen Munde zu vernehmen wünschte, wie man zu Versailles den Traum einer guten, vielleicht zu eifrigen Freundin aufgenommen hat.

Gnädiger Herr, entgegnete Frau von Adhemar, es würde mir sehr angenehm gewesen sein, Ihnen sagen zu können, daß meine Wünsche erhört wären; allein der König hat schon über die Hand seiner Tochter verfügt und die Königin glaubt, daß sich ein feierlich gegebenes Wort nicht zurücknehmen läßt.

Wem hat man es denn gegeben? Sie schweigen? eine diplomatische Entschuldigung bemäntelt hier die abschlägliche Antwort. Ich hatte den Frieden vorgeschlagen, man weiset ihn zurück, weil er von mir kommt.

Man haßt mich, weil ich die Größe des Hauses Frankreich gegen die Anmaßungen der Erzherzöge aufrecht erhalte. Außerdem werde ich für die Ursache der Pamphelets, Spottlieder und Epigramme auf die Königin gehalten. Man möge mir doch meine Theilnahme an diesen Unwürdigkeiten beweisen.

Frau von Adhemar schwieg. Sie bewunderte nur, mit welcher Leidenschaftlichkeit sich hier die entschiedenste Falschheit der Maske der Unschuld zu bedienen wußte. Der Prinz fuhr fort mit steigender Lebhaftigkeit:

Man reizt mich und zwingt mich zum Aeußersten, indem man mir Verderben vorbereitet und ich sollte es ruhig erwarten? Ich hielt die Polignac's für den Mittelpunkt der Intrigue gegen mich; sie sind entfernt und Alles bleibt noch so. Dennoch giebt's bei dem Könige für immer eine Person, die ihn erbittert und reizt, und sich nicht scheuet, mich zu beleidigen. Nun, sie soll erfahren, ob ich zu fürchten bin oder nicht?

Ich ersuche Ew. Hoheit, in Ihrer Empfindlichkeit nicht zu weit zu gehen; die Person, die Sie vielleicht verdächtigen, beklagt sich über Sie und doch rächt sie sich nicht an Ihnen.

Ich habe mich mit ihr erklärt.

Ihre Geständnisse müssen sie nicht überzeugt haben.

Um sie zu überzeugen, hätte ich mich für schuldig erklären müssen, was ich nicht bin. Uebrigens, wie

jetzt die Sachen gehen, weiß man nicht, was in zwei Monaten geschehen kann (es war damals im August 1789). Mein Anerbieten ist aufrichtiger Frieden, offene Freundschaft und die Heirath meines Sohnes mit der Tochter Ihrer Majestäten oder — Krieg auf Leben und Tod.

Nie, rief Frau von Adhemar voll Entsetzen aus, werde ich zu wiederholen wagen, was Ihnen in einer natürlichen Aufwallung von Verdruß darüber entfuhr, daß man Ihnen verweigerte, was einen großen Monarchen beglücken würde.

Und was sagen Sie dazu?

Daß Sie es gut meinen und daß man ungerecht gegen Sie ist, entgegnete Frau von Adhemar, nicht ohne tiefe Ironie.

An den Höfen geht es nicht anders zu. Wenn es da irgendwo brennt, so gießt man immer noch Oel in's Feuer.

Die Gräfin erhob sich vor innerm Unwillen zitternd und der Prinz führte sie, ungeachtet ihres Widerstrebens, am Arme bis zum Wagen. Als vollendeter Hofmann sprach er unterweges auf das anmuthigste, machte den Bekümmerten, kurz — er spielte Komödie, was die spätern Ereignisse nur zu gut bewiesen.

Als die Ehrendame der Königin von diesen Ereignissen Bericht erstattet hatte, entgegnete sie:

— Ich weiß es nur zu wohl, was ich von ihm zu erwarten habe; allein meine Tochter bewilligen, hieße meinen Sohn verderben.

Zwei oder drei Wochen später erzählte Marie Antoinette:

— Duhautoir hat mir etwas erzählt, worüber man lachen müßte, wenn es nicht eine Unwürdigkeit wäre. Sie kennen die Treue und Wahrheitsliebe dieses Edelmanns. — Nun wohl — er erzählte Folgendes: In der Nacht ist ihm auf der Straße Valois unter den Fenstern des Palais-Royal (wo der Herzog von Orleans wohnt) der Herzog von Aiguillon in weiblicher Kleidung am Arm jenes famösen St. Huruges begegnet, der bekanntlich einer der thätigsten Agenten des Herzogs von Orleans zur Aufregung des Volkes ist. Sinnt man etwa wieder auf neue Schreckniſſe? —

— Ich sagte zu Duhautoir, fuhr die Königin fort, er könne sich vielleicht geirrt haben; allein er hat mir bei seiner Seligkeit geschworen, daß er richtig gesehen habe. Nun, meinte ich, dann hätte ich mir an Ihrer Stelle den Spaß gemacht, ihm galante Dinge vorzureden. Er meinte aber: nur mit einem solchen Menschen ein Wort zu reden hätte mich schon entehrt.

Die Königin zweifelte nun nach solchen und andern Anzeichen nicht mehr, daß ein schreckliches Complott, an dessen Spitze der Herzog von Orleans stehe, dem Ausbruch

nahe sei. Sie sprach mit dem Könige darüber, der die Achseln zuckte und kein Wort äußerte. Auch Necker theilte sie ihre Besorgnisse mit.

Ach! Madame, entgegnete dieser, jene Menschen sind zu Allem fähig; sie haben mich schändlich betrogen.

— Ich aber, mein Herr, entgegnete die Königin, habe ihre Pläne vom ersten Tage an durchschaut; jetzt aber ist es an Ihnen, Ihre Pflicht zu thun.

Der Ermordung von Foulon folgten bald noch andere Greuelscenen in Paris.

So wurde Bertier de Sauvigny, Intendant von Paris, ein aufgeklärter Anhänger des Königs, zu Soissons verhaftet und in einem offenen Kabriolet nach dem Stadthause gebracht. Als seine Henker auf ihn losstürzten, vertheidigte er sich mit der ihm eigenen Tapferkeit. — Doch bald darauf trug man sein blutiges Herz in einer zinnernen Schüssel in den großen Saal, wo die Wähler Sitzung hatten und zeigte es Bailly und Lafayette.

Wenn solche Ehrenmänner dazu schweigen mußten, so ist dies ohne Zweifel ein Beweis für die tiefste Auflösung aller sittlichen Bande und die des Staats.

Paris und Versailles schauderten; man schwieg aus Furcht und das wollten eben die Revolutionaire.

Am 26. August wurden die Farben der Nationalkokarde festgesetzt. Erst grün — dann aber, weil die

Livree des Grafen Artois grün war, wählte man blau, schwarz und weiß; hierauf orange und schwarz; endlich blieb es bei blau, roth und weiß. Diese Kokarde, hieß es, gründe sich auf das uralte Stadtwappen, das in azurblauem, mit goldenen Lilien verziertem Felde ein silbernes Schiff hat; allein die Eingeweihten behaupteten, die Farben des Herzogs von Orleans aufzupflanzen, da dessen Dienerschaft rothe Röcke, weiße Westen und blaue Hosen trug — die rothen Röcke waren mit weiß und blauer Borte besetzt.

Jeder Tag brachte nun neue Unheilsverkündigungen an den unglücklichen Hof von Versailles.

Am 28. August wurde von der Nationalversammlung eine politische Inquisition unter dem Namen: Comité des recherches eingeführt.

Am 29. verkündigte der König sein neues, ihm aufgedrungenes Ministerium.

Am 31. August wurde der Maire von St. Denys vom Volke ermordet.

An demselben Tage raubte ein Volkshaufen ohne Widerstand die 27 Kanonen, die Ludwig XIV. dem großen Condé und Ludwig XVI. dem letzten der Prinzen dieses berühmten Namens gegeben hatte.

Das war Alles jedoch nur ein Vorspiel zu der berüchtigten Sitzung vom 5., worin alle Privilegien und Standesvorrechte vernichtet wurden. Die stürmische

Sitzung dauerte die ganze Nacht. Der Adel und die Geistlichkeit waren von derselben Begeisterung für Freiheit und Gleichheit ergriffen, wie die Volksdeputirten. Ein Vicomte von Noailles und der erste französische Edelmann, Mathieu de Montmorency, stellten sich an die Spitze der Bewegung.

Damals tauchten zuerst die Namen der Volksredner auf, die nachmals so bedeutend und als Männer der Revolution so furchtbar wurden.

Wir meinen Mirabeau, Clermont-Tonnere, Montesquieu und Sieyes, Robespierre, Barnave u. A.

Die Nationalgarde wurde unter dem Oberbefehl von Lafayette nun völlig organisirt. Die Uniformen des Volkes verdrängten die Livree des Hofes und der militärische Rang im Volksheer wurde auf die Bedienten des Königs übertragen. Man sah Lakaien mit dem schleppenden Säbel und den Epauletten eines Kapitäns, Musiker und Sänger in Lieutenantsuniform.

Wollte sich der König nicht von den Soldaten der Volkstyrannen bedienen lassen, so mußte er verbieten, daß die Personen im Hofdienst vor ihm in einem so unpassenden Kostüm erschienen.

Ein Graf von Estaing, der die Nationalgarde von Versailles kommandirte, wollte sich bei dem Könige und der Königin insinuiren und bewog die Municipalität von Versailles, darauf anzutragen, daß ein Regiment

Linientruppen dorthin berufen werde, um die königliche Familie in Schutz zu nehmen.

Marie Antoinette ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, eine Militärmacht zur Verfügung zu bekommen, um die Meuterer im Zaum zu halten, und das Regiment Flandern erhielt Befehl, nach Versailles zu marschiren.

Neue Unordnungen und neue Fehlgriffe gingen daraus hervor und die schrecklichen Septembertage nahten heran. —

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Dessau.

192.

Marie Antoinette.

Aus dem Leben einer Königin

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1846.

Achtes Kapitel.

Das Fest der Garden.

Im Boudoir der Gräfin von Adhemar wurde aus kleinen chinesischen Tassen Thee getrunken, eine Sitte, die sich damals noch wenig über die Kreise der Höfe hinaus verbreitet hatte.

Die Umgebungen zeugten von dem feinen Geschmack der Bewohnerin dieses kleinen duftenden Gemachs. Die Tapeten von gepreßtem und vergoldetem Leder, der Plafond mit einem von vergoldeten Stuckaturen umgebenen Gemälde, das Venus auf einem Muschelwagen und den flatternden Amor, der mit Pfeil und Bogen nach ihrem Herzen zielt, darstellte, — ferner die Meubles mit rothen Sammetpolstern belegt, die Vorhänge von carmoisinrothem Atlas mit schweren Goldfranzen und Quasten — das Alles erinnerte an die galante Pracht Ludwigs XIV. und bewies, daß man sich im Schlosse von Versailles befand, wo die Zimmer der Damen noch von den Zeiten her,

als sie Gegenstand der kleinen Liebhabereien des Königs waren, reicher noch decorirt wurden, als die einfachen Gemächer der Königin.

Hier hatten nach einander die Pompadour, die Dubarry und viele andre regierende Maitressen der französischen Könige gewohnt; jetzt, an diesem zum Verzweifeln der Roués tugendhaft gewordenen Hofe, waren diese prachtvollen Appartements den ehrbaren Palast- und Ehren-Damen der Königin eingeräumt, die sämmtlich ein bescheidnes Maß von Schönheit empfangen hatten, so daß keine Einzige derselben den milden Glanz der Schönheit ihrer Königin und ihrer schönen Freundin der Herzogin von Polignac verdunkeln konnte.

Am wenigsten war dazu wohl die Gräfin von Adhemar, die erste Palast-Dame der Königin geeignet. Klein von Figur und mager, spielte sie eine lächerliche Rolle, wenn sie in frühern glücklichen Zeiten an den idyllischen Schäferspielen der Königin in Kleintrianon theilnehmen, oder eine Rolle übernehmen mußte auf dem Familientheater der Königin, wo diese selbst mit agirte.

Dagegen war ihre Liebenswürdigkeit hinreißend, ihre Anmuth bewunderungswürdig und in der Treue und Hingebung für die schöne unglückliche Königin wurde sie von Keinem ihrer Umgebungen übertroffen.

Alle diese trefflichen Eigenschaften besaß aber auch ihre junge Nichte Cerise von * * *, die wir jetzt mit ei-

ner zarten Filetarbeit beschäftigt auf einem Tabouret vor einem mit blühenden Hyazinthen besetzten silbernen Arbeitstischchen sitzen sehen. Nur war diese noch im zartesten Jugendalter, aber von einer so entzückenden keimenden Schönheit, daß sie gewiß die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich gezogen hätte, wenn nicht ihre Tante die mütterliche Fürsorge so weit getrieben hätte, ihren geliebten Zögling, unter dem Vorwande, die Erziehung sei noch nicht vollendet, am Hofe nicht eingeführt. Cerise war erst vor wenigen Wochen aus dem Pensionat des Klosters St. Cyr zurückgenommen und sollte jetzt, vor ihrem Auftreten in der großen Welt, von ihrer Tante nur noch die letzte Politur erhalten, ehe sie der Königin vorgestellt werden konnte.

Der Abend fing an zu dämmern. Zwei Hoflackeien in den königlichen Livreen hatten die silbernen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen hereingetragen. Die Kammerfrau ordnete das aus Silber getriebene Theegeräth; da meldete der Kammerdiener den Grafen Axel von Fersen, der auch sogleich angenommen wurde.

In diesem Augenblick überflog eine leichte Röthe das wunderschöne zarte Antlitz Cerisens, sie blickte nieder auf ihre Arbeit und erschrak sichtlich, als sie sich von ihrer Tante beobachtet fühlte.

Diese stand auf und strich dem reizenden Kinde die

dunkelbraunen Locken von den heißen Wangen und als Cerise mit einem zärtlich dankbaren Blick ihre gütige mütterliche Hand küßte, gab sie ihr liebevoll den Kuß zurück auf die hohe, weiße Stirn und sagte in gutmüthiger Neckerei ein Wort, in dem viel tiefer Ernst verborgen lag:

— Aengstige Dich nicht, liebe Cerise, wegen der häufigen Besuche dieses liebenswürdigen Schweden; aber in der That, wir leben in Zeiten wo uns die Stütze eines klugen, edlen und muthvollen Mannes Noth thut. Keinem Franzosen können wir vertrauen in den heutigen Stürmen der Politik, denn auch die Besten, die heute noch Freunde der Königin sind, schwören morgen schon zu der Fahne Orleans und seiner Demokraten.

In diesem Augenblick trat der Graf von Fersen ein und verneigte sich tief auf die Hand der Palast-Dame; aber sein flammender Blick traf Cerise, die aufgestanden war und mit niedergeschlagenen Augen durch eine fliegende Röthe auf ihren Wangen verrieth, daß sie seine Blicke bemerkt hatte.

Graf Axel von Fersen, ein schwedischer Edelmann, war in der That eine Erscheinung, die überall einen gewinnenden Eindruck machen mußte, um wie viel mehr auf das noch unbewachte Herz eines jungen Mädchens von Cerisens hoher Bildung und tiefer Gemüthlichkeit Es war nur eine Stimme darüber — was viel bedeuten

will im eleganten Paris — daß er Alles übertreffe an natürlicher Grazie und unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Aber auch Kühnheit, Stolz, Beredtsamkeit und hohe Geistesgegenwart gestand man ihm zu. Unerschöpflich war er in den trefflichsten besonnensten Rathschlägen und wo es Noth that, durfte man seiner Hülfe gewiß sein.

Dabei hatte er einen Ruf, den die jungen Roués jener Zeit sich zur Unehre zugerechnet haben würden, es war der, daß er ein galantes Abenteuer gehabt habe und nie am Hazardspieltisch oder bei schwelgerischen Orgien und Trinkgelagen, wodurch der Herzog von Orleans sich so viel Anhang unter dem jungen Hofadel zu verschaffen wußte, zu finden war.

— Nun aber, lieber Graf, — sprach die Gräfin Adhemar, indem sie mit gewohnter Grazie die Honneurs am Theetische machte, — ehe wir uns in freundlicher Unterhaltung ergehen, möge erst die Politik des Tages abgemacht werden. Was sagen Sie zu der Idee: das Regiment Flandern kommen zu lassen. Die Königin ist entzückt darüber; sie dankt es dem Grafen d'Estain, daß er den Municipalrath zu Versailles bewogen hat, eine solche Schutzwache gegen die Insolenz der pariser Fischweiber kommen zu lassen.

— Die Idee ist eine unglückliche, — entgegnete der Graf, — denn auf die Treue dieser Helden ist nicht

länger zu rechnen, als bis jener Orleans seine Armee hübscher Grisetten gegen sie aufmarschiren läßt.

— Dem soll vorgebeugt werden, indem man den Offizieren und Unteroffizieren dieses Regiments ein Festmahl geben wird, um sie fraterniſiren zu lassen mit den Offizieren von der Garde du Corps. Diese Idee nennt die Königin eine glückliche, sie rechnet darauf, daß der Champagner die Herzen öffne und eine Begeisterung erwecken werde, die . . .

— Nicht länger dauern wird, als die Ursache derselben, der Champagnerrausch. Es ist ein Unglück für Könige, daß sie auf den Höhen der Menschheit stehend grade die Menschenkenntniß am wenigsten erwerben können, die ihnen am nöthigsten thut. Umgeben von Schmeichlern, im Glanz der Repräsentation, sehen sie nur eine Welt des Scheins, die sie entweder für besser oder für schlechter halten, als sie wirklich ist. Ihr guter König schläft ganz ruhig nach vollbrachter Schösserarbeit, fest überzeugt, daß die Liebe des Volks ihn schützend umgeben werde, mitten unter dem bluttriefenden Pariser Pöbel und die herrliche Königin, die aller Welt wohlwill, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Sie ist in ihren Befürchtungen aber so unsicher als in ihren Hoffnungen. Der Blindeste aber von Allen ist Monsieur, der Bruder des Königs, der glaubt diese Nationalversammlung, die sich für souverain erklärt hat, in

die Tasche seines veilchenblauen Sammetkleides stecken zu können, wenn ihm nur der König den kleinsten Theil seiner Macht abtreten wollte.

— Sie meinen also nicht, daß unter jetzigen Umständen das Fest der Garde von Nutzen sein werde für die königliche Sache?

— Im Gegentheil, es wäre zu wünschen, man könnte die Königin davon überzeugen, daß die Anarchie damit nur neue Waffen gegen das Königthum gewinnen wird. Vier Compagnien Garde du Corps, die Schweizer und das Regiment der französischen Garde bilden bekanntlich die Haustruppen des Königs; aber nur eine Compagnie Garde du Corps hat die Wache im Schloß; die übrigen sind in verschiedenen, zum Theil entfernten Städten, Amiens, Beauvais und Tours zerstreut und können nichts nützen; seit dem Juli aber befindet sich die ganze französische Garde in offener Rebellion gegen den König.

Der Gräfin von Adhemar entfuhr ein Ausruf des Schreckens.

— Das ist leider eben so gewiß, Madame, — fuhr der Graf Fersen nach einer Pause fort, — als daß auch die Nationalgarde von Versailles, die unter den Befehlen jenes modernen Don Quixote, des Grafen d'Estaing, steht, aus den enragirtesten Demokraten von Versailles zusammengesetzt, mehr schädlich, als nützlich ist. Das Geld

der Orleans macht damit, was es diesen Rebellen von Geblüt nur immer beliebt.

— Noch mehr, — fuhr der Graf fort, — was will noch dieser gutmüthige, aber schwache König mit seinem wohlgesinnten, aber entmuthigten Conseil, mit diesen Leuten ohne Macht und Energie, einer Nationalversammlung gegenüber, die sich ohne Widerspruch für souverain erklärt hat? Das doppelte Votum des dritten Standes, der Zutritt von zwei Drittel der Geistlichkeit und einem Drittel des Adels giebt ihm eine imposante Majorität. Hinter diesem mächtigen Willen befinden sich 60,000 Mann pariser Nationalgarde, drei Viertheile der Bevölkerung dieser Weltstadt, die französische Garde, andre zur Rebellion geneigte Linientruppen und eine Menge Banditen, Räuber und Gesindel aller Art, die plötzlich wegen ihres Unglücks interessante Bürger geworden sind, wie sie ein Prinz von Geblüt nennt, der sich an ihre Spitze stellt, indem er seine Reichthümer nicht schont, um ein zweiter Guise, oder ein neuer Mayenne zu werden. Ein Glück ist es noch, daß er zu feige und unentschlossen ist und daher von den Fehlern Ludwigs XVI keinen Vortheil zu ziehen weiß, sonst dürfte es ihm nicht schwer werden, dessen Stelle auf dem französischen Thron einzunehmen.

—Sie sehen wohl zu schwarz, mein theurer Graf, — nahm Frau von Adhemar das Wort. „Im schlimm-

sten Falle ist das Schloß von Versailles an sich schon eine Festung, deren Höfe mit eisernen Gittern umgeben sind, durch welche mit Sicherheit auf die Canaille geschossen werden kann, wenn sie sich da draußen nicht ruhig verhält. Und die Treue der Besatzung sichern wir uns durch Liebenswürdigkeit. Wenn man diese Helden amüsirt, so werden sie uns schon vertheidigen.

— Das Schloß Versailles, — entgegnete der Graf, — ist außer der königlichen Familie und einer zahllosen Dienerschaft noch von 500 dem königlichen Hause fremden Familien bewohnt. Das Recht zu einer Wohnung im königlichen Schlosse gab von jeher irgendwo die Gunst eines Hofmanns, oder ein mehr oder weniger unbedeutendes Amt. Zudem sind die prachtvollen Gebäude dieses Schlosses von 100 Seiten zugänglich; nur schwache Gitter, deren mehrere nicht einmal Schluß haben, verwahren die Ausgänge. Welche Sicherheit gewährt das? Ich wette, ein Dutzend Fischweiber von Paris erobert diese Königsburg. Seitdem das wüthende Volk in Paris die tausendmal festere Bastille erobert hat, ist ihm nichts mehr zu fest oder zu heilig.

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener der Gräfin ein, und beschied sie zur Königin.

— Bleiben sie hier, lieber Graf, — sprach die Gräfin Adhemar, — ich werde der Königin Ihre Warnungen mittheilen, und Ihnen dann den Erfolg mei-

ner Mission offenbaren. Möglich wäre es, daß Ihre Majestät Sie selbst zu sprechen wünschte.

— Sagen Sie ihr, — rief der Graf, indem er behülflich war, ihr die Enveloppe umzuhängen, — daß der beste Gebrauch, den man vom letzten Rest der Treue dieser Truppen noch machen könnte, der sein würde, sich von ihnen über die Grenze Frankreichs escortiren zu lassen und den französischen Thron durch Soldaten des Auslandes wieder zu erobern.

— Nie würden der König und die Königin darein willigen, — entgegnete die Ehrendame entrüstet, — daß ein Tropfen französisches Bürgerblut vergossen würde, um ihren neuen Thron zu erhalten, der nur Werth für sie hat, wenn er von den Herzen seiner Unthanen getragen wird.

— Zu dieser Schonung ist es nicht mehr Zeit, — die Bourbons werden bluten, wenn sie sich nicht entschließen können, Frankreich bluten zu lassen, oder zu — resigniren — . . . schloß er feierlich.

— Graf, — entgegnete die Adhemar lebhaft, — sehen Sie, wie Sie meine arme Cerise mit Schreck und Entsetzen erfüllt haben; jetzt ist es Ihre Sorge, sie wieder zu beruhigen.

Damit küßte sie das blaßgewordene junge Mädchen auf die schöne, wie Elfenbein so weiße Stirn und ent-

fernte sich mit der Eile, die ihr der Befehl der Königin zur Pflicht gemacht hatte.

. . . . . .

— Ich würde es mir nie vergeben, Comtesse Cerise, — redete der Graf das in seltsamer Befangenheit schweigende junge Mädchen an, — Ihre schöne, harmlose Jugend beunruhigt zu haben, lebten wir jetzt nicht in Zeiten, wo die Frauen jedes Alters das Eine bedürfen, fest zu sein an Entschluß und unerschrocken in der Gefahr.

— Ich muß gestehen, Herr Graf, — entgegnete Cerise mit immer noch niedergeschlagenen Blicken, — daß ich mich noch zu jung und zu schwach fühle, um den politischen Starkgeist zu spielen; ich würde, wie das Rebhühnchen mich niederducken, wenn der Habicht über mir schwebte, anstatt dem nächsten Versteck zuzueilen.

— In diesem Falle, kleines Rebhühnchen, würde ein Hirt in der Nähe sein, der Sie nie aus den Augen verliert und würde das liebe furchtsame Küchlein an seinen Busen nehmen, daß kein Raubvogel es entführen könnte. Würde das geliebte kleine Wesen, — fuhr er schmeichelnd fort, indem er wie tändelnd auf die Fußbank neben ihrem Sessel knieend seinen Arm um ihre Taille gelegt hatte und die nur wenig Widerstrebende zärtlich anblickte und sanft an sich zog, — würde meine süße Cerise wohl mit Vertrauen diesen Schutz ihres wahren und einzigen Freundes annehmen?

— Unbedingt! — sprach sie mit dem unverschleierten Ausdruck der ersten heiligen Jugendliebe und mit einer so offenherzigen Kindlichkeit, daß es in der That der Thräne im schönen Himmelblau ihrer Augen bedurfte, um Zeugniß zu geben von der Tiefe ihres Gefühls.

— O Cerise, — rief er begeistert aus, — welches Auge ist wachsamer, als das der Liebe, welche Hand ist stärker, als die der Liebe; darum genehmigen Sie meine Liebe, es ist die Weihe der Kraft meines heiligen Wächteramts. Liebst Du mich wieder, Du knospende Rose? o sag' es mir, wie es Dein seelenvoller Blick, wie es das Lächeln Deines reizenden Mundes, wie es das Erröthen Deiner Wangen verräth?

— Ist nicht das Klopfen meines Herzens, dem Ihrigen so nahe, Antwort genug?

— So darf ich bei Ihrer Tante um Ihre Hand werben? — fragte er mit Innigkeit, — so willigt Cerise ein, mit mir Hand in Hand durch dieses dornenvolle Leben zu gehen und es mit Rosen zu schmücken?

— Meine Tante, — entgegnete Cerise mit dem Lächeln einer Verklärten, — würde sich sehr erfreut dadurch fühlen und Cerise sehr beglückt!

— Wohlan denn, — meine geliebte Braut, — sprach er feierlich, — dieser Kuß der Weihe sei das Siegel unserer Verlobung vor Gott, die aber vor der Welt noch geheim bleiben muß, denn in dem Range

und in den Verhältnissen, worin wir leben, genügt es nicht, daß die Herzen und die Familien einig sind; auch zwei Könige werden ihre Einwilligung dazu geben müssen. Jetzt aber liegen ihnen größere Interessen näher, als das Glück zweier Liebenden und die Bewegung, die jetzt Frankreich durchstürmt, wird erst zur Ruhe gebracht werden müssen, ehe vor der Welt ein schwedischer Edelmann einer französischen Gräfin seine Hand reichen darf.

— Lassen wir diese finstern Dämonen aus unserm Rosenfeste fort, — rief Cerise mit dichterischer Begeisterung, — dagegen sind es die Genien der Jugend, welche der knospenden Blüthe keine stürmische Entfaltung gewähren, so laß auch meiner Jugend die Zeit, sich unter dem Sonnenblick der Liebe zu entfalten. Wir bedürfen keines andern Vorwandes, um noch Jahre hinaus unsere Verbindung zu verschieben. Vor Allen aber sei die Vertraute unsres Geheimnisses meine mütterliche Tante, ohne deren Einwilligung habe ich kein Recht, mein Herz und meine Hand zu verschenken.

— In diesem Augenblick hörten Beide im Vorgemach die Stimme der Tante, die ihrer Kammerfrau einen Auftrag gab. Als sie eintrat, führte ihr Graf Fersen seine Braut vor und bat mit der ihm eignen Anmuth um das Glück ihrer Zustimmung zu seiner Verlobung mit diesem Engel. Cerise kniete in diesem Augenblick

zu ihren Füßen nieder und drückte ihre mütterliche Hand an ihre Lippen, während ihre Thränen strömten.

— Das jungfräuliche Herz kann das erste Bewußtsein des Glücks der Liebe, die erste Ahnung einer wonnevollen Zukunft nicht anders in sich aufnehmen, als mit überwallenden Thränen. Es sind die Zeugen der wonnigsten, wie der schmerzlichsten Gefühle im jungfräulichen Leben.

Frau von Adhemar sprach mit der Feinheit einer Frau von Welt und mit der Wärme und Würde einer leiblichen Mutter ihre Zustimmung und ihre Segenswünsche aus und schloß damit:

— Ich lege vertrauungsvoll das Geschick der Tochter meiner verewigten Schwester in die Hände eines edlen ritterlichen Mannes; aber noch stehen Berge von Schwierigkeiten einer endlichen Verbindung entgegen und deshalb willige ich gern in Geheimhaltung dieses Verhältnisses um so mehr, da meine arme Königin jetzt zu bekümmert ist, um sie mit unsern kleinen Privatangelegenheiten belästigen zu können. Sie aber, lieber Herr Graf, indem Sie nun einen Theil meiner Familie bilden, werden sich damit auf Leben und Tod dem ritterlichen Dienst der liebenswürdigsten und unglücklichsten aller Königinnen gewidmet haben.

— Gewiß, Madame, ich verehre, ich bewundre diese edle Fürstin; immer schon bin ich ihr

mit Leib und Leben ergeben gewesen, jetzt aber hat sie doppelte Ansprüche auf meine Hingebung, denn es ist Cerise, die ich vergöttere, indem ich diese Königin anbete.

— Sie werden leider nur zu bald Gelegenheit erhalten, unsrer edlen Königin zu beweisen, was ein Freund in der Noth werth ist. Leider besteht sie auf ihrer unglücklichen Idee, den Truppen ein Fest zu geben und ist ganz voll von Anordnungen, daß es alles bisher Gesehene an Glanz und verschwenderischer Fülle der Genüsse übertreffe.

— Um dem Volke neuen Stoff zu den übertriebensten Gerüchten der Verschwendung am Hofe zu geben! — O wenn doch die Fürsten lernten, den gemachten Enthusiasmus von ächtem und wahrem zu unterscheiden, und jenen von sich zu weisen, diesen aber zu erwerben durch Liebe und Hingebung!

— Und was kann geschehen im trunkenen Muthe so vieler roher Soldaten!

So sah man denn am 1sten October 1789 den großen Opernsaal in Versailles zum königlichen Bankettsaal eingerichtet. Der Garde du Corps war dieses schöne Local überlassen, um die Offiziere des Regiments Flandern, und eine Deputation der Unteroffiziere, auch der Gemeinen der Nationalgarde dort zu bewirthen.

Die Bühne mit dem erhöheten Zuschauerraum bildete jetzt einen Saal von achtzig Fuß Breite, achtundsiebenzig Fuß Länge und fünfzig Fuß Höhe. Umgeben war dieser imposante Saal von drei über einander gestellten Säulenreihen, die vergoldete und smaragdgrüne Arkaden bildeten. Ueber 3000 Wachskerzen warfen ein blendendes Licht auf die reich vergoldeten Stuckaturen, die kostbaren Teppiche, die Vasen von leeren Porzellan und Porphyr, die Statuen von carrarischem Marmor, die goldnen und silbernen Prunkgefäße, der Platfond, dessen Gemälde mythologische Gottheiten darstellten, — alle diese Pracht, dieser in bürgerlichen Kreisen nie geahnete Reichthum machten diesen Festsaal zu einem Gegenstand der Bewunderung für alle Eintretende.

Eine große Tafel, die in Hufeisenform aufgestellt war, mit den zierlichsten und kostbarsten Tafelaufsätzen an silbernen, krystallenen und vergoldeten Gefäßen, Blumen in riesigen Porzellanvasen und große silberne Armleuchter von reicher Bildnerei und tausend andre Kostbarkeiten bildeten gleichsam das Schlachtfeld, auf welchem ganze Regimenter Champagnerflaschen mit versilberten Hälsen und die köstlichsten Speisen mit silbernen Glocken zugedeckt, gleichsam aufmarschirten.

Dazu militairische Decorationen, an Trophäen, Fahnen, Standarten und ritterlichen Inschriften, das Alles machte den Rausch noch vollkommner, in dem es zugleich überraschte und hinriß.

Man denke sich dazu die dreifachen Logenreihen voll prächtig gekleideter Damen und Herren des Hofes, die an diesem Tage sich noch einmal im höchsten Glanz des Hofes sonnten, die meisten von ihnen zum letzten Male in ihrem Leben; denn nach den Schreckenstagen des Octobers machte die Emigration bedeutende Fortschritte und diejenigen, welche das Königreich nicht verließen, hörten doch fast Alle auf, die Tuilerien zu besuchen.

Bei dem Blasen eines Festmarsches zogen die Garde du Corps mit ihren Gästen Arm in Arm in den Saal und Jeder der erstern hatte zur Seite einen Unteroffizier vom Regiment Flandern und einen Nationalgardisten. Die zahlreich besetzten königlichen Musikchöre spielten nach und nach die beliebtesten royalistischen Arien, als: O Richard, o mein König! — Wo kann man glücklicher sein, als im Schooß seiner Familie? — Kann man beleidigen, was man liebt? und andere auf die Umstände passende Stücke, welche unter dem Knallen der Champagnerkorkse und dem Anklingen der Gläser allgemeine Begeisterung erweckten.

Der Wein floß in Strömen. Die Soldaten des Regiments Flandern, die, so weit sie am Mahle nicht theilnehmen konnten, doch Speise und Trank im Ueberfluß gereicht erhielten, wurden bald von einer patriotischen Begeisterung entflammt. Von allen Seiten her, im Innern des Saals und außerhalb desselben, vernahm man

den Ruf: Es lebe der König! Der Marmorhof vor dem Schloß war illuminirt und ein Grenadier stieg in seinem Enthusiasmus zum Balkon hinauf, um an die Fenster Ludwigs XIV. zu kommen, damit er ihm desto stärker seine Liebe ausdrücken könne.

Plötzlich ertönten Trompetenstöße. Die Gäste erhoben sich von ihren Sitzen; indem sie die eine Hand an den Degen legten, mit der andern das Glas hoch hielten, wiederholten sie mit Wärme den bisher von den Gardisten heroisch gehaltenen Eid: für die Vertheidigung der königlichen Familie zu leben und zu sterben.

Diese Begeisterung war erweckt durch das unerwartete Eintreten der königlichen Familie.

Der König ging in Hoftracht mit dem diamantenen Stern des heiligen Ludwig auf der Brust. Die Königin war prachtvoll geschmückt und strahlte von kostbaren Diamanten, zu deren Vermehrung sie der böhmischen Diamanten nicht bedurft hätte, um gleich einer Sonne zu strahlen. An der Hand hatte sie ihre Tochter, auf den Armen den Dauphin, der über so viel Glanz erfreut eine naive Munterkeit sehen ließ, die Alles entzückte.

. . . . . .

— Wie heiter er ist, unser guter König?

— Wie glücklich und zufrieden Ihre schöne Königin?

So flüsterten in dem Hintergrunde einer Prosceniumsloge ein jugendliches Paar, das sich den Blicken

der Menge zu entziehen suchte, obwohl es zwischen dem auf der einen Seite herabgelassenen Vorhang hindurch Alles sehen konnte.

Es waren der Graf von Fersen und Cerise. Die Loge gehörte der Gräfin Adhemar, die dorthin ihre Nichte und ein anderes noch ganz junges Mädchen gebracht hatte, das mit der Prinzessin Tochter der Königin erzogen wurde. Dann begab sie sich in das Gefolge der Königin und der Graf Fersen verließ unbemerkt die Loge seiner Gesandtschaft, um mit seiner geliebten Braut einige Minuten im Halbdunkel der Loge zu verplaudern, während Aller Blicke auf das königliche Paar im Festraum gerichtet waren, sie, die in der Mitte der in Hufeisenform aufgestellten Tafeln sich mit Unteroffizieren und Soldaten der Nationalgarde herablassend unterhielten.

Der König und die Königin erschöpften alle bei solchen Gelegenheiten üblichen Artigkeiten. Sie nahmen von dem Einen Brod und Salz, kosteten die Speise des Andern, den Wein des Dritten, fragten den Vierten, ob er auch gut bedient werde, erkundigten sich bei einem alten Nationalgardisten nach Frau und Kindern und ließen sich die Wochengeschichte ihres letzten Kindbetts und vom Zahnfieber des kleinen François mit einer Umständlichkeit erzählen, die den alten Mann, der seines Gewerbes ein Schuhmacher war, in Ekstase brachte.

Nach einem lebhaften: Vive le Roi et vive la Reine nahm er seine dreifarbige Kokarde vom Hut und drehte sie um, so daß die weiße Seite außen war. Diese Galanterie wurde von Andern nachgeahmt. Andere hatten kein Weiß auf der Kehrseite der Kokarden, aber sie nahmen doch das Zeichen der Volksherrschaft vom Hute, das hier so wenig am rechten Orte war, wo das Königthum seine letzte Vergötterung empfing. Die Königin hatte für diesen Fall gesorgt. Sie ließ ganze Körbe voll weißer Bandschleifen herbeibringen, die sie mit ihren Damen selbst gemacht hatte und vertheilte sie mit freigebiger Hand.

Bald trug Alles die königliche Farbe; die feinsten Weine flossen wie in Strömen; Champagner perlte in allen Gläsern. Zum Rausch der Begeisterung war der des Weins gekommen und die Exclamationen der Liebe und Verehrung schienen mehr als wahnsinnige Tollheit, wie als eine loyale Huldigung. Der Ruf: Es lebe der König, wollte nicht enden. Auch Cerise im Hintergrunde ihrer Loge war davon ergriffen. Wie in allen Logen die Damen vorn an die Brüstung traten und, mit den weißen Taschentüchern wehend, in diesen Ruf mit einstimmten, so auch die beiden jungen Mädchen. Besonders war die Jüngere, Rosalie, ganz wild im Schreien, indem sie auch die Königin und die Prinzessin und den Dauphin in den Vivatruf einschloß. Auch Cerise war be-

geistert. Graf Fersen wollte ihr eben einige Mäßigkeit im Ausbruch ihrer royalistischen Gesinnungen empfehlen, als ein Mann im braunen, bis oben zugeknöpften Oberrock, dessen dunkles Haar lang und glatt niedergekämmt war, an die Brüstung der Loge trat und mit vielem Ernst die jungen Mädchen anredete:

— Mademoiselles, — rief er, — es betrübt mich zu sehen, wie so hübsche, dem Ansehen nach wohlgezogene junge Französinnen eine so pöbelhafte Sitte mit machen können!

— Was ist Pöbelhaftes dabei! — entgegnete Cerise empfindlich, — in den Ruf für das Wohl des Königs mit einzustimmen?

— Wie? — entgegnete Jener, — ist nicht der König nur ein Einziger, den Sie in Ihrer Schwärmerei höher stellen, als alle Uebrigen. Ist nicht die Nation mehr wie der König und würde nicht dieser Einzelne sterben müssen, wenn es das Wohl des Ganzen forderte? Was würden junge Amerikanerinnen, die Töchter meiner Landsleute dazu sagen, wenn sie jemals junge Französinnen sehen sollten, welche von Jugend auf so verdorben werden, der Tyrannei zu huldigen.

— Mein Herr, — nahm Fersen das Wort, — ich muß Sie nachdrücklich ersuchen, eine Unterhaltung abzubrechen, die so wenig für junge Mädchen geeignet ist,

deren ganzes Leben dazu bestimmt ist, sich dem Dienste des Königs und der Königin zu weihen.

— In diesem Falle, — sprach der Andre, — würden die jungen Damen wohlthun, sich darauf vorzubereiten, daß ein Dienst dieser Art nicht mehr lange dauern wird. Ich bin Republikaner und kenne die Keime einer Republik zu wohl, um sie zu verkennen. Ihr König wird sterben und die Republik wird proclamirt werden. Das wird die Geschichte der nächsten Zukunft Frankreichs sein.

— Wer sagt das? — rief Cerise lebhaft, — ich bin der Graf Fersen, Attaché der schwedischen Gesandtschaft ...

— Und ich bin Benjamin Franklin, der Gesandte der vereinigten Staaten Nordamerikas.

— Meine Herren, das Gewicht Ihres Namens legt mir Schweigen auf, — sprach Fersen, indem er sich tief verneigte.

— Und Sie, Graf Fersen, bitte ich, — sprach Franklin, — sich überzeugt zu halten, daß ich Könige nicht hasse, ob ich gleich ihre Existenz für unvereinbar hielt mit dem Wohl der Menschheit, ich rede als Republikaner, mein Herr, und wenn ich die jungen Mädchen warnte, so geschah es in der wohlwollenden Absicht, ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen, die nicht mehr fern sein werden.

— Ich danke, — sprach Fersen und drückte ihm die Hand. Sind wir auch Beide Gegenfüßler, indem wir die

Wege zur Volkswohlfahrt suchen, so haben wir Beide doch ein Herz voll Menschenliebe. Ich liebe das Königthum, weil ich es für die einzige Grundlage des Völkerglücks halte; Sie lieben die Republik, weil sie Ihnen als Weg des Heils erscheint. So sei denn Frieden unter uns.

— Frieden und Freundschaft, — erwiederte Franklin und gab ihm den Druck der Hand zurück.

. . . . . .

In diesem Augenblick entstand unten im Saal ein Getümmel. Der König und die Königin hatten zum zweiten Mal ihren Umgang um die Tafel vollendet und zogen sich zurück. Die Jäger des Regiments Flandern und die Schützen der Nationalgarde gaben ihnen das ehrfurchtsvolle Geleit; aber nach vier andern Seiten hin war der Auflauf. Man sprach von einem Mordanfall, der auf den König gemacht sein sollte; aber Niemand wußte Näheres davon.

Fersen hatte in der Eile dem Amerikaner die beiden jungen Mädchen empfohlen und dieser war bald entzückt von Cerisens Anmuth und Liebenswürdigkeit.

. . . . . .

In dem Augenblick, als der allgemeine Jubel auf den höchsten Punkt gesteigert war, bemerkte Frau von Adhemar, die sich im Gefolge der Königin befand, in

einem weniger hellen Theile des Saals einen Jäger des Regiments Flandern, der regungslos an einer Säule lehnte und bald schwermüthige Blicke in die heitern Gruppen warf, bald die Hände vor das Gesicht hielt, um seine Aufregung zu verbergen.

Dieses auffallende Benehmen beunruhigte die Damen in den Umgebungen der Königin. Frau von Adhemar, welche die Möglichkeit eines bösen Anschlages ahnete, machte einen Offizier des Regiments Royal-Turenne Herrn von Miomarde, der sich zufällig in der Nähe befand, darauf aufmerksam.

Dieser näherte sich dem Jäger, welcher sogleich eilig seinen Platz verließ und sich in die Vorhalle zurückzog.

Dort glaubte sich der Jäger allein und überließ sich nun den halblauten Ausbrüchen der Verzweiflung. Er seufzte, weinte, rang die Hände und nannte sich einen ehrlosen Verräther.

— Wen hast Du verrathen? — fragte der Offizier, der ihm unbemerkt gefolgt war, indem er aus dem Schatten einer Säule hervortrat.

Dann redete er ihm wohlwollend zu: — Hast Du etwas auf dem Herzen, so gestehe es mir, mein Sohn. An einem Tage, wie der heutige, ist Alles zu verzeihen.

— Ach Gott, — seufzte der Jäger, — eine schreckliche Last liegt auf mir; nur der Tod kann mich erleichtern, — den ich übrigens verdient habe.

Der Unglückliche sprach diese Worte mit einer solchen Zerknirschung, daß Miomarde gerührt wurde und ihn zu ermuthigen suchte, sein Herz durch ein offenes Bekenntniß zu erleichtern. Er versprach ihm Verzeihung auszuwirken für Alles, was an den Tag kommen würde, zumal wenn er sich dessen würdig machte durch Angabe von Mitschuldigen.

Der Soldat weinte und schluchzte. Seine Gemüthsbewegung war furchtbar. Seine an sich schönen Züge entstellten sich, während er Blicke der Unruhe und Besorgniß umherwarf. Dabei waren seine Geberden schreckbar. Alles verrieth den entsetzlichsten innern Seelenkampf. Endlich begann er mit gedämpfter und zitternder Stimme:

— O die Schändlichen! diese Braven und Getreuen unsers Königs und ich sollte dazu behülflich sein . . . ich Elender! wissen Sie, was man von mir verlangte?

— Was denn? — fragte Miomarde mitwachsendem Erstaunenen.

— Dieser Böswicht von Commandant — und dieser Orleans . . . . . !

In diesem Augenblicke näherten sich Unbekannte dem Jäger, die ihn von Weitem beobachtet hatten und kaum hatte dieser sie bemerkt, als die Verzweiflung in Raserei bei ihm ausbrach, er den Hirschfänger zog und sich die Spitze desselben in die Brust stieß, indem er den Griff gegen

einen Pfeiler stemmte. Diese Bewegung war so rasch geschehen, daß sie nicht verhindert werden konnte.

— Zu Hülfe, du Verger! — rief Miomarde, der diese Bewegung des Unglücklichen gesehen hatte, — zu Hülfe, meine Freunde!

Indeß waren schon andre Personen herbeigestürzt, hatten von allen Seiten den umsinkenden Jäger umgeben und schleppten ihn in die nahe Wache, wo sie den Blutenden und Sterbenden auf eine Matratze niederlegten.

Miomarde und sein Freund d'Auguesseau, dem er mit kurzen Worten den Hergang der Sache mitgetheilt hatte, blieben bei dem schwer Verwundeten, um ihm die nöthige Hülfe zu leisten. Indessen stürmten eine Menge betrunkener Soldaten herein, die ihn umringten, schmähten und stießen, indem sie ihn einen Trunkenbold, schlechten Kameraden, Wüstling und Verräther schalten. Einer erhitzte den Andern; vom Stoßen kam es zu Fußtritten und bald trieben sie die entmenschte Rohheit soweit, daß sie den Unglücklichen mit den Absätzen vollends todt traten.

So starb derselbe mit seinem Geheimnisse, dessen schwere Bedeutung indeß leicht zu errathen war.

Vergeblich meldeten sogleich Miomarde und sein Freund das unter ihren Augen vorgefallene Verbrechen dem Herzoge von Villeroi und dem Obristen des Regiments, Marquis von Montmorency. Keiner von Beiden

wollte unter jetzigen Umständen die Verantwortlichkeit einer Untersuchung auf sich nehmen.

Durch diesen entsetzlichen Zwischenfall war übrigens die Freude des Festes keinen Augenblick gestört. Der Jubel verlängerte sich bis tief in die Nacht hinein. Die Freude und Begeisterung beging tausend Thorheiten. Soldaten und Nationalgarden tanzten unter den Fenstern des Königs und Einige stiegen sogar an den Karyatiden, die den Balkon vor den Fenstern der königlichen Wohnung trugen, hinauf, um desto lauter rufen zu können: Es lebe der König.

Das Volk sah allen diesen Unsinn still, murrend und grollend an. . . . . .

Marie Antoinette war ganz entzückt über diese günstige Aufnahme, welche die königliche Familie bei den Vertheidigern des Throns und des Vaterlandes gefunden hatte. Sie glaubte damit allen Gefahren, allen Leiden entgangen zu sein. Ihre nächsten Umgebungen theilten diese Hoffnungen. So auch Frau von Campan, die erste Kammerfrau der Königin.

Da sie keinen Dienst hatte, so begab sie sich unmittelbar nach dem Feste in ihre Wohnung zurück. Dort traf sie Gesellschaft. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken der begeisterten Aufnahme des Königs und der Königin von Seiten der Soldaten, erzählte sie mit der ihr eignen Lebhaftigkeit von den Scenen dieses Abends.

Man hörte sie mit ernster Stimmung an. Sie erzählte dann auch von dem Selbstmorde des Soldaten. Da nahm ein Herr von Beaumetz, Deputirter von Arras, das Wort, nachdem er ihre Erzählung mit eiskalter Miene angehört hatte:

— Das, was so eben vorgegangen, ist entsetzlich. Ich kenne den Geist der Nationalversammlung; das größte Unglück wird der heutigen Abendscene auf dem Fuße folgen; ich bitte daher um Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen; denn in der That, — fügte er hinzu, — die Pflicht der Selbsterhaltung legt mir die Alternative auf, entweder vom Hofe, der so unvorsichtige Schritte thut, mich fern zu halten und auf die linke Seite überzutreten, oder morgenden Tags auszuwandern.

Herr von Beaumetz faßte den letztern Entschluß und erschien nicht mehr in den Kreisen des Hofes.

So machten es damals viele Edelleute und der Hof vereinsamte immer mehr.

. . . . . .

Am folgenden Tage, den 2ten October, gab die Garde ihren neuen Kameraden im Hotel des Gardes ein glänzendes Frühstück.

Noch war Alles begeistert für das Königthum. Es war die Rede davon, nach Paris zu marschiren, um das rebellische Volk zur Ruhe zu bringen.

Dort übrigens war seit diesem Augenblick an keine Ruhe mehr zu denken. Die Volksaufstände und Zusammenrottirungen hörten nicht auf. Und von dem Geist, der dort herrschte, erzählte die Gräfin Adhemar, die auf Befehl der Königin am Sonnabend Abends, also am Tage nach jener Frühstücksscene im Hotel des Gardes nach Paris gereiset waren, einen charakteristischen Zug, den sie der Königin nach ihrer Rückkehr mittheilen zu müssen glaubte.

— Es war, — erzählte sie, — am Sonntage, den 4ten October, als ich mich eben anschickte zur Messe zu gehen, da trat Frau Gartand, eine Schuhmacherin herein. Diese Person war sonst ein gutartiges Geschöpf, bei der sich aber jetzt schon der Einfluß der neuen Meinungen bemerken ließ.

— Ist es denn wahr Frau Gräfin, — begann sie, — daß letzten Donnerstag und Freitag die Garde du Corps die Nationalgarde mit Füßen getreten und bei ihrer Orgie gerufen haben: Nieder mit der Nation und ihren Repräsentanten! Wir wollen nur einen König, nur einen König allein!

— Zuerst protestirte ich gegen das Wort: Orgie und erzählte dann den wahren Hergang der Sache.

— So wird es die höchste Zeit sein, — sprach die Frau, — dieses bekannt zu machen; denn in ganz Paris ruft man die Bürger auf zum Schutz ihrer Rechte, zu

den Waffen, und haben wir wirklich Rechte, so dürfen wir sie uns nicht nehmen lassen.

— Wenn eine übrigens vernünftige und besonnene Frau so reden konnte, — fügte Frau von Adhemar hinzu, — was läßt sich dann von der übrigen fanatischen Bevölkerung erwarten?

Gedungene Volksredner benutzten diesen ganzen Sonntag, um die Gemüther noch mehr aufzuregen. D'Aiguillon, von Biron und Lameth, die thätigsten Agenten Orleans, durcheilten in Frauenkleidern die Vorstädte, Schenken und Wirthshäuser und riefen die Helden des 14ten Juli zu den Waffen.

Kaum hörte die Gräfin von Adhemar von diesem immer mehr wachsenden Tumult, so eilte sie nach Versailles zurück, um die Königin davon zu unterrichten. Schon Sonntags, bei einbrechender Nacht, fuhr sie dort in den verödeten Schloßhof wieder ein.

Auf den Plätzen, den Kais und in den eliseischen Feldern von Paris sah sie schon die immer mehr anwachsende Volksmenge, die gegen ihre unglückliche Königin aufrührisches Geschrei ausstießen. Auch bemerkte sie am Thore de Conférence einen Mann, der zu der Dienerschaft des Herzogs von Orleans gehörte und der in Civilkleidung das Volk aufwiegelte. Sie kannte ihn sehr gut; denn sein Bruder war ihr Haushofmeister

gewesen. Von diesem Augenblick an hatte sie keinen Zweifel darüber, wer der eigentliche Urheber der aufrührischen Bewegung sei.

Im Vorzimmer der Königin erzählte ihr die Frau von Campan, daß der Caplan der Königin, der indeß bei ihr zu Abend gespeiset habe, ihr erzählt hätte, er habe den unglücklichen Soldaten, nach den in der Wachtstube erlittenen Mißhandlungen, noch lebend und schwach athmend in einem Winkel des Paradeplatzes lang ausgestreckt liegen gesehen. Um ihn womöglich noch beichten zu hören, habe er sich ihm genähert und dieser Mann habe ihm offen und nicht unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses bekannt, daß er sich von den Feinden des Königs habe bestechen lassen, eine entsetzliche That zu vollbringen. Als er aber den König und die Königin mit dem Dauphin gesehen, habe er vor lauter Gewissensbissen den Kopf verloren.

Man blieb nach solchen Vorgängen am Hofe nicht mehr zweifelhaft, daß der Herzog von Orleans jenen Soldaten habe dazu dingen lassen, um den König zu ermorden. Und das Entsetzen darüber wurde immer größer.

Die Gräfin Adhemar fand die Königin äußerst niedergeschlagen. Empfangene Briefe, die geöffnet vor ihr lagen, hatten sie schon von den Vorgängen und der Stimmung in Paris unterrichtet. Die Gräfin konnte

solche Mittheilungen nie bestätigen und durch bestimmte Thatsachen ergänzen.

Das Entsetzlichste, was ihr gemeldet worden war, war eine Aeußerung Mirabeau's. In der Nationalversammlung hatte ein heftiger Ausfall dieses excentrischen Volksdeputirten plötzlich den Schleier zerrissen. Ein Royalist hatte nicht ohne Kühnheit verlangt, man solle den Urheber der Unruhen nennen.

—Ich, — sprach darauf Mirabeau, mit dem Donnerton seiner Stimme, — betrachte den so eben gemachten Antrag als höchst unpolitisch; beharrt man indeß darauf, so will ich meine Meinung bestimmter angeben und unterzeichnen. Zuvor aber verlange ich, daß die Nationalversammlung durch einen feierlichen Beschluß erkläre: Niemand außer dem Könige sei unverletzlich und daß alle übrigen Individuen des Staats, wer es auch sei, gleichmäßig vor dem Gesetze verantwortlich sind.

Dann aber fügte er leiser, doch auch laut genug, um von Allen gehört zu werden, hinzu:

— Die Königin und den Herzog von Guise werde ich denunciren.

Diese Insolenz beunruhigte die Königin. Sie rief die Minister Montmorie und St. Priest herbei, denen Frau von Adhemar diese Mittheilung wiederholen mußte.

Beide lächelten und ihre Zuversicht, die der Gräfin damals sehr lächerlich vorkam, gründete sich, wie

sie später erfuhr, auf ihre Unterhandlungen mit Lafayette. Montmorie verließ sie und indem er vergnügt die Hände rieb, äußerte er:

— Der Pöbel macht nur Strohfeuer!

St. Priest dagegen, der trotz seinem Lächeln unruhig war, schwieg und ging ebenfalls.

— Gewiß, der Graf d'Estaing wird bald kommen, — begann die Königin wieder zu der Gräfin von Adhemar. — Sie dürfen ihm nichts verschweigen, als Commandeur der Nationalgarde von Versailles muß er Alles wissen.

Als bald darauf dieser Edelmann eintrat, winkte ihm Frau von Adhemar und indem sie sich mit ihm in eine Fenstervertiefung zurückzog, erzählte sie ihm, was sie in Paris gehört und gesehen hatte. Der Graf d'Estaing wendete sich alsdann sogleich zur Königin.

— Ihre Majestät, — sprach er, — hat ohne Zweifel Madame d'Adhemar gehört. Sollten die Räuber von Paris es sich einfallen lassen, uns einen Besuch zu machen, wahrlich, so würde ich ihnen einen Empfang bereiten, der ihnen die Lust benehmen würde, jemals wieder zu kommen.

— Können Sie sich so auf Ihre Mannschaft verlassen?

— Wie auf mich selbst. Und wählte der König nur seinen Conseil gut, so würde sich dieser Wind bald in Sturm verwandeln.

Marie Antoinette verstand den Sinn dieser Worte. Ein Blick von ihr bewies ihre Zufriedenheit. Der Graf begab sich alsdann zum Könige, um auch bei diesem, wie gewöhnlich, zu prahlen und das große Wort zu führen.

Als er fort war, wandte sich die Königin an die Ehrendamen mit den halblaut gesprochenen Worten:

— Ein unerträglich Ehrgeiziger, ein sich wichtig machender Tartüffe . . .

Die Königin wollte mehr sagen, als der Graf Alexis von Fersen eintrat und mit großer Aufmerksamkeit von der Königin empfangen wurde.

Die Königin schätzte seine trefflichen Eigenschaften und besonders seine ritterlichen Manieren. — Es macht mir Vergnügen, — hatte sie einst gegen Frau von Adhemar von ihm geäußert, — an diesem Ausländer Eigenschaften zu bemerken, die ich Mühe haben würde, bei einem Franzosen zu entdecken.

Jetzt sprach sie zu derselben Vertrauten:

— Herr von Fersen hat Alles gehört und gesehen, wie Sie. Man treibt das Volk an, Brod zu verlangen, als ob ich welches in den Falten meiner Robe hätte. Uebrigens, — fuhr sie fort, — ist dieser Mangel erkünstelt. Die Bäcker werden am Arbeiten gehindert, und wenn der König nicht schleunigst einen klugen Entschluß faßt, so ist Alles verloren.

Als Abends sich Frau von Adhemar vom Dienst

der Königin zurückziehen wollte, rieth ihr diese, auf einige Tage nach Paris zu gehen.

— Paris, — gab sie zur Antwort, — ist für mich überall, wo sich Eure Majestät befindet.

— Compromittiren Sie nicht sich selbst und Ihren Gatten, — entgegnete die Königin, — und folgen Sie meinem Rath.

— Den ich als Befehl betrachten muß.

— Aus Freundschaft, — versicherte die Königin, — Sie wissen, daß mir das Wohl meiner Freunde näher am Herzen liegt, als mein eignes.

Neuntes Kapitel.

Der Unglücksprophet.

Als Frau von Adhemar nach Hause gekommen war, übergab man ihr ein Billet, das indeß unter ihrer Adresse eingegangen war.

Sie las nicht ohne Ueberraschung Folgendes:

„Alles ist verloren, Frau Gräfin; heute geht zum letzten Male die Sonne über unserer Monarchie unter; morgen wird es nur noch eine Anarchie ohne Gerichte geben. Sie wissen, was ich gethan habe, um der Sache eine andre Wendung zu geben; mein Rath aber wurde verachtet. Jetzt ist es zu spät. Ich werde über Sie wachen. Sein Sie klug und Sie werden den Sturm überleben. Für den König und seine Familie kann ich nichts mehr thun; auch nichts für Orleans, der morgen triumphiren und, nachdem er schnell das Capitol durcheilt, vom tarpejischen Felsen herabgestürzt werden wird. Kommt Ihnen viel darauf an, einen alten Freund

zu sehen, so gehen Sie morgen früh, um acht Uhr, in die Messe zu den Kapuzinern und zwar in die zweite Kapelle rechts.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Graf von Saint-Germain."

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr der Gräfin bei dem Lesen dieses Namens. Also lebte der Graf noch, den man seit 1784 für todt hielt!

Nachdem Frau von Adhemar diesen seltsamen Brief gelesen, begab sie sich Nachts um zwei Uhr zu Bett. Sie konnte aber wenig schlafen. Die furchtbarsten Träume beunruhigten sie den Rest der Nacht hindurch. Erschöpft stand sie mit Tagesanbruch auf und trank eine Tasse starken schwarzen Kaffee, wodurch ihre Lebensgeister wieder aufgeregt wurden. Um sieben Uhr begab sie sich in einer Portechaise, gefolgt von einem verschwiegenen Bedienten zu den Kapuzinern.

Die Kirche war leer. Kaum hatte Frau von Adhemar in der bezeichneten Kapelle ihre Gedanken gesammelt, als ein Mann eintrat, in dem sie mit Schreck den Grafen St. Germain, mit demselben unveränderlichen Gesicht, wie sie es im Jahre 1760 zum ersten Male gesehen hatte, erkannte.

Er näherte sich ihr und küßte ihr höflich die Hand, was sie in der Betroffenheit zuließ, obwohl es bei der Heiligkeit des Orts nicht passend war.

— Wo kommen Sie her, — fragte sie den räthselhafter Wundermann.

— Aus China und Japan.

— Oder vielmehr aus einer andern Welt!

— So ziemlich daher. Hier unten ist jetzt nichts sonderbarer, als was hier vorgeht. Was macht man aus der Monarchie Ludwigs XIV.? Sie haben sie nicht gesehen und können also auch keinen Vergleich anstellen; aber ich ..... doch wer kennt nicht die Geschichte der Regierung dieses großen Königs? Käme Richelieu wieder, wie würde er närrisch werden über diese Pöbelherrschaft? Sagte ich Ihnen nicht früher schon einmal, Herr von Maurepas würde als Minister Alles verderben lassen, weil er Alles compromittirte? Damals war ich Kassandra, ein Unglücksprophet. Wohin ist es gekommen? Wie ich Ihnen geschrieben, kann ich jetzt nichts mehr thun, weil mir die Hände durch eine stärkere Macht, als die meinige ist, gebunden sind. Es giebt Perioden, wo man dem Schicksale ausweichen kann, andre wieder, wo uns das Geschick unaufhaltsam fortreißt. Eine solche Periode beginnt jetzt.

— Werden Sie die Königin sehen?

— Nein, sie ist geweiht.

— Geweiht? — Wem?

— Dem Tode!

Voll Schreck schrie die Gräfin laut auf. Sie er-

hob sich von ihren Knieen und stieß den Propheten zurück.

— Und auch Sie! — rief sie mit Entsetzen.

— Ja, ich — — — ich, wie Cazotte.

— Sie wissen ....

— Was Sie nicht einmal vermuthen. Kehren Sie in's Schloß zurück und sagen Sie der Königin, sie solle auf ihrer Hut sein. Heute noch drohe ihr Verderben. Es sei ein Complott, ein Mordanschlag im Werke.

— Sie erfüllen mich mit Entsetzen; aber Sie könnten unsern Souverains einen großen Dienst erweisen, wenn Sie wollten.

— Und wenn ich nicht kann? die Zeit der Ruhe ist vorüber; die Beschlüsse der Vorsehung müssen jetzt vollzogen werden.

— Was ist Ihr Zweck?

— Der vollständige Untergang der Bourbons. Sie werden von allen Thronen, die sie inne haben, vertrieben werden und in weniger als einem Jahrhunderte in den Rang von Privatleuten zurücktreten.

— Und Frankreich?

— Wird alle gesellige Zustände durchwandern, von einem Ehrgeizigen an den Andern übergehen, wird getheilt, zerfleischt und zerstückelt werden. Aus Eitelkeit wird man die Auszeichnungen abschaffen und aus demselben Grunde sie wieder einführen. Jetzt rebellirt man wegen

eines Deficit von fünfzig Millionen und unter dem Dictatorium der Philanthropen, den Rhetoren und schönen Sprechern, wird die Staatsschuld mehrere Milliarden übersteigen.

— Sie sind ein Schreckensprophet! Wann werde ich Sie wiedersehen?

— Noch fünf Mal, wünschen Sie nicht auch das sechste Mal. Doch in der Stadt herrscht schon Aufregung. Ich will Sie nicht länger zurückhalten. Ich bin wie Athalie, ich wollte sehen und habe gesehen. Jetzt habe ich eine Reise nach Schweden zu machen, wo ein großes Verbrechen im Werke ist, das ich zu verhüten suchen werde. Gustav III. interessirt mich. Er ist besser, als sein Ruf.

— Adieu, mein Herr, in der That wünschte ich Sie nie gehört zu haben.

— So geht's, Betrüger finden gute Aufnahme und Pfui ruft man denen zu, die die Wahrheit reden.

. . . . . .

Dieser räthselhafte Mensch mit seinem geheimnißvollen Wesen und seiner wunderbaren Divinationsgabe hatte sich entfernt und Frau von Adhemar überlegte, ob sie den Inhalt seines Gesprächs der Königin mittheilen sollte. Zuletzt beschloß sie das Ende der Woche abzuwarten und zu schweigen, wenn sich nicht noch viel Unglück ereignen sollte. Die Gräfin war so überzeugt, daß

das Geschick der Königin unaufhaltsam sei, daß sie es vermeiden zu können wünschte, die arme Königin noch mehr zu beunruhigen.

Doch schon als die Gräfin die Kirche verließ, sah sie, daß der Graf seine Prophezeihung wenigstens nicht an eine Unwahrheit angeknüpft hatte. Die ganze Bevölkerung von Versailles war in Bewegung. Das war aber noch nichts gegen die Bewegung in Paris.

In diesem Augenblick kam der Gräfin Adhemar eiligst ein Bekannter entgegen. Es war ein Herr von Cazales.

Die Gräfin ließ ihre Portechaise niedersetzen und rief ihn an. Nach der ersten gegenseitigen Begrüßung fragte sie ihn: — Und was sagen Sie zu den heutigen Tagesbegebenheiten.

— Wir müssen sehen, — entgegnete der kleine bewegliche Mann, mit dem kahlen gepuderten Scheitel, indem er nicht ohne einige Grimassen die Achseln zuckte.

— Und warten? nicht wahr? die Bösewichter haben weniger Geduld, sie handeln!

— Glauben Sie, — rief er lebhaft, — daß wir dem Könige nicht zu Hülfe eilten, wenn er uns verlangte? Ein König aber, dessen Krone bedroht ist, muß sie mit der einen Hand auf sein Haupt fest drücken, mit der andern den Degen ziehen. — Ist aber das Schwert des Königs in der Scheide, so führt auch

der treuste Unterthan das seinige nur nachlässig. Das Beispiel ist die kräftigste Beredtsamkeit.

In diesem Augenblicke sahen Beide zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Herrn von C*** L*** in der Livrée eines Bedienten des Grafen von Bourbon vorübergehen. Seine Verkleidung schützte ihn nicht länger davor, erkannt zu werden. Auch er gehörte zu der Rotte des Herzogs von Orleans. Vielleicht dachte er unbemerkt geblieben zu sein; denn ruhig setzte er seinen Weg fort.

— Ich wette, — sprach Herr von Cazales, — daß auch dieser Hund eines bösen Jägers der Spur eines Wildes folgt. — Ich dagegen eile in die Nationalversammlung. Ich werde sehen, ob ich nicht vielleicht dort dem Könige dienen kann.

— Und ich gehe zur Königin — entgegnete die Adhemar, — wir wollen Beide unsre Pflicht thun und dann möge Gott helfen!

Zehntes Kapitel.

Ein Aufstand in Paris.

Es war Abends am 5ten October 1789 nach dem Abzuge der Armee aus Paris, als der König bei Meudon auf der Jagd sich befand, die Königin aber ganz allein den Schloßgarten zu Trianon betrat. Es war das letzte Mal in ihrem Leben, daß sie diesen Lieblingsaufenthalt in ihren harmlosesten Stunden besuchte. Eine schwere und trübe Ahnung bedrückte ihre Seele. In schwermüthige Betrachtungen sich versenkend, suchte sie in der einsamsten Gegend des Parks eines ihrer Lieblingsplätzchen auf. Es war eine Moosgrotte, vor welcher eine kleine Fontaine aus den Muschelhörnern von drei Tritonen in ein weißes Marmorbecken sprudelte.

Die Bäume fingen an sich zu entlauben; am Boden rieselten abgestorbene Blätter im scharfen Luftzuge des beginnenden Octobers. Alles stimmte zur Schwermuth, die absterbende Natur und der sinkende Königsthron.

Kaum hatte sich die Königin auf die weiche Moosbank niedergelassen, so überbrachte ihr ein Page, der als Courier von Paris gekommen war, einige Zeilen von dem Grafen von St. Priest, denen ein Brief beilag, welchen Lafayette an ihn geschrieben hatte.

Die Königin überflog ihn mit den Blicken und sank fast zusammen vor Schreck und Ueberraschung. Ihre Frauen eilten mit Riechfläschchen herbei; doch Marie Antoinette hatte Seelenstärke genug, die Anwandlung von Ohnmacht zu überwinden. Sie gab daher sogleich in den gemessensten Ausdrücken Befehl, nach Versailles zurückzukehren und Herrn von Cubiers als Courier nach Meudon zu senden, um den König in ihrem Namen dringend zu ersuchen, die Jagd aufzugeben und sogleich nach Versailles zurückzukehren.

Dieser Edelmann ritt sogleich fort, übereilte sich aber nicht besonders; vielmehr ritt er absichtlich sehr langsam.

Wenige Augenblicke darauf meldete man der Königin, daß ein zahlreicher Haufen von Weibern unterweges sei nach Versailles, dem die pariser Armee folge; man wollte die Spitze dieses Zuges schon zu Chaville, am Eingange der pariser Allee gesehen haben.

Um desto mehr eilte die Königin nach Versailles zurück zu kommen, was ihr auch ungefährdet gelang.

. . . . . .

Augenblicklich war die Gräfin Adhemar zu ihrer Gebieterin geeilt.

-- Da lesen Sie selbst, — rief sie ihr beim Eintreten entgegen, — was Lafayette an St. Priest geschrieben hat. Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb auf seine Anhänglichkeit rechne. Er ist ein Geschöpf der Pöbelherrschaft und als solches zugleich Herr und Sclave des Volks.

Der Brief lautete wörtlich so:

„Gnädiger Herr!

Der Herzog von Larochefoucauld wird Ihnen gesagt haben, daß man den Grenadieren der Nationalgarde in den Kopf gesetzt hat, diese Nacht nach Versailles zu marschiren. Ich sage Ihnen deshalb, ohne Sorge zu sein, weil ich auf das Vertrauen der Mannschaft auf mich rechnete. Ich muß ihr jetzt das Zeugniß geben, daß die Grenadiere glaubten, meinen Willen zu thun. Man hatte sie dazu verleitet. Ich habe indeß mit wenigen Worten ihren Irrthum beseitigt. Es ist damit nichts von ihren Absichten übrig geblieben, als die Idee von den unerschöpflichen Hülfsmitteln jener Intriguanten.

Sie dürfen indeß diesen Umstand nur als ein neues Merkmal von bösen Absichten, nicht als das Zeichen wirklicher Gefahr betrachten.

Geben Sie meinen Brief an Herrn von Montmorie, damit die Königin davon erfährt. Ich bin ꝛc.

Lafayette."

Nachdem Frau von Adhemar diesen Brief gelesen hatte, sprach die Königin:

— Also eine Frist für wenige Tage giebt man uns, damit wir auf's Neue Athem schöpfen können.

In diesem Augenblick wurde der Graf von Fersen bei der Königin angemeldet und trat gleich darauf ein, noch sichtbar echauffirt und ohne sich Zeit genommen zu haben, die beschmuzten und betheerten Stiefeln abzulegen.

Es war überhaupt seit den Tagen der Unruhe jede Etikette aus den nähern Umgebungen der Königin verbannt und der Graf von Fersen gehörte zu den wenigen Begünstigten, die in jedem Augenblick Zutritt hatten bei der hohen Frau.

— Sie bringen uns Unglücksbotschaft, — rief ihm die Königin entgegen, — ich sehe es Ihnen an, Sie haben diese Rebellen gesehen.

— Noch mehr, Madame, — entgegnete er, — ich habe Theil an der Revolte genommen.

— Ein allgemeiner gedämpfter Ausruf des Unglaubens und des Unwillens erfüllte den eingeschüchtertern Kreis.

— Allerdings, — fuhr er fort, — um ihre Pläne und den Geist des Aufstandes vollständig kennen zu ler-

nen, bin ich verkleidet mit nach dem Stadthause marschirt. Es ist vollständig in unsre Hände gefallen. Lafayette und Bailly haben den Kopf verloren. Die Nationalgarde versammelt sich und man hört nichts, als den schrecklichen Ruf: Nach Versailles.

— Und wann werden sie kommen? — fragte die Königin, die trotz ihrer hohen Energie blaß geworden war.

— In kurzer Frist, Madame! ich bin mit verhängten Zügeln von Paris hergekommen und habe das erste Bataillon der rebellischen Weiber schon ganz nahe vor Versailles auf dem Marsch getroffen.

— Also doch? — rief die Königin, indem sie Frau von Adhemar mit dem Ausdruck der Verzweiflung ansah, welcher bewies, daß sie bis jetzt immer noch gehofft, Alles sei übertrieben gewesen, daß sie jetzt aber jede Hoffnung aufgegeben hatte.

Die Gräfin wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen und jetzt erkannte sie, wie sehr der Unglücksprophet St. Germain Recht gehabt hatte.

Die Königin indeß faßte sich wieder und forderte Herrn von Fersen auf, ihr die Ereignisse von Paris, wie sie sich unter seinen Augen zugetragen hatten, mit den möglichsten Details zu erzählen.

Der Graf Alexis von Fersen erzählte darauf Folgendes.

. . . . . .

— Die Parteimänner hatten beschlossen, die gesammte Volksmasse durch eine künstliche Brodnoth aufzuregen. Die Bäcker erhielten Befehl, nicht mehr zu arbeiten; das Brod mangelte und eine Hungersnoth war da, deren Schuld man den Maßregeln des Hofes zuschrieb. Einer jener Handwerker, der weniger eingeschüchtert durch das Verbot seine Arbeit fortgesetzt hatte, wurde ohne Umstände an einem Laternenpfahl aufgehängt. Er würde ermordet sein, hätte ihn nicht ein Herr von Gouvion mit Gefahr seines Lebens losgeschnitten.

— Gegen 7 Uhr Morgens trat ein junges hübsches Mädchen, Louison genannt, mit zwanzig andern Grisetten in ein Wachthaus, vertrieb die Bürgermiliz daraus, bemächtigte sich der Trommel und durchstürmte die Vorstadt Saint-Morceau. So begann ein feiles Geschöpf den Aufstand von Paris und bewies allein schon durch diese Thatsache, wie tief dort die öffentliche Sittlichkeit und die Achtung für Ehre und Anstand gesunken ist. Als Amazone gekleidet, mit einem dreifarbigen Federbusch auf dem aufgeschlagenen Mannshute, Pistolen im Gürtel, einen Säbel in der Hand, sah man dieses verrufene Mädchen im Garten des Palais Royal, dann auf dem Platze desselben, in den Straßen Saint-Honoré, Richelieu und Croix-des-Petits-Champs, bei Trommelschlag den Aufruhr predigen. Ein riesiger Neger, der zur Dienerschaft des Herzogs von Orleans

gehörte und ein Baron von Thiénot, der in dessen Solde stand, dienten ihr als Adjutanten.

— Noch mehr: mein Hausmeister, ein kluger und treuer Mann, sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung aus einem Hause, in der Straße St. Honoré, das mit dem Palais Royal in Verbindung steht, dreißig bis vierzig Männer, als Fischer, Köche u. s. w., verkleidet kommen, die sich in Gruppen vertheilten und auf das Thätigste halfen, das Volk zum Aufruhr anzutreiben. Er erzählte mir diese Thatsache und ich forderte ihn auf, sie gerichtlich anzuzeigen. Der Mann erschrak heftig darüber. — Die Gerichte, — sprach er nicht ohne Grund, — sind gelähmt durch den Volkswillen und nie würden sie es wagen, einen hohen Prinzen anzugreifen, der jetzt der Abgott des Pöbels ist. — Indeß versprach er, mit seinem Bruder darüber zu reden, der jetzt im Hausstande des Herzogs von Orleans angestellt sei. Nachdem er aber mit diesem Bruder eine lange Conferenz gehabt hatte, kam er zitternd vor Furcht wieder zu mir. — Alles ist verloren, — sprach er, — Jeder ist sich selbst der Nächste; ich bitte um meinen Abschied, Herr Graf. In Paris ist Niemand seines Lebens mehr sicher, der nicht zu den Rebellen gehört. Ich gehe nach Amerika. — Ich entließ ihn; aber kurz darauf erfuhr ich, daß man ihn auf der Straße todt geschlagen

hatte, weil er vergessen hatte, die dreifarbige Kokarde, statt die meiner Livree anzulegen.

— Einen empörenden Kampf sah ich zwischen jenen tollen Weibern und den Compagnien der Nationalgarde. Die Männer, die anfangs ihre Pflicht thaten, wollten sie glimpflich mit leichten Kolbenstößen ihrer Gewehre auseinander treiben. Doch mit offenen Armen und aufgerissenem Busen warfen sie sich scherzend und lachend den tapfern Helden entgegen, die aus allen Werkstätten von Paris zusammengelaufen waren, um sich als Vaterlandsvertheidiger aufzustellen. Lachend und liebkosend umwanden die hübschen Mädchen und frechen Weiber die Gewehre und Piken der Nationalgardisten, indem sie diese bis zum Grèveplatz zurückdrängten.

— Nachdem die Weiber auf solche Weise eine Eingangsthür des Stadthauses erobert hatten, drangen sie hinein, füllten die Säle mit ihrem Geschrei und unterbrachen die Arbeiten des Municipalraths.

— Der Maire war außer sich. Er wußte nicht mehr, wie er sich Gehorsam verschaffen sollte. Die Revolte um ihn her nahm den Charakter des Respects, des Patriotismus und der Lustigkeit in einem Athem an. Aber die Menge schrie nach Brod. In Versailles, hieß es, giebt es noch Brod. — Bailly, — riefen Mehrere, — soll sogleich im Augenblick der Nationalgarde Befehl geben, nach Versailles zu marschiren.

— Wir wollen mit dem Könige sprechen, — schrieen die Meuterer durch einander, die Königin will uns verderben, sie soll vernichtet werden! Wir wollen die Nationalversammlung sichern gegen die Attentate, womit man sie bedroht.

— Es war eine schreckliche Bewegung des Aufruhrs, grollend wie das Meer im Augenblick eines sich erhebenden Sturms.

— Vor dem Stadthause stellten sich die Grenadiercompagnien auf, mit geladenem Gewehr im Arm, das Bayonnet aufgepflanzt, so hatten sie eine kriegerische Stellung angenommen, die in der That entschieden und drohend genug war.

— Lafayette, der vom Volke gewählte und vom Könige bestätigte Oberbefehlshaber dieser Nationaltruppen saß auf seinem weißem Pferde, das er stets zu reiten pflegte, regungslos und taub gegen das Geschrei des Volks und die Ermahnungen der Weiber.

— Dieser Marquis, der so schnell aus der Rolle des Höflings zu der eines Volkstribuns übergegangen war, erschien in diesem Augenblick höchst unschlüssig, was er thun oder lassen sollte. Er war bestimmte Verpflichtungen eingegangen, den König und die Königin zu schützen und mußte jetzt einsehen, daß Alles verloren war, wenn er diese anarchischen Haufen unter dem Schutz des Nationalheers nach dem Königssitz führte,

der der Mittelpunkt aller Erbitterungen des aufgeregten Pöbels ist. Und auf der andern Seite durfte er es nicht wagen, dem souverainen Volkswillen zu widerstreben. Sein Ansehen und sein Leben standen auf dem Spiele, ohne daß er viel damit hätte retten können. Das Einzige, was er in dieser bedrängten Lage für angemessen hielt, war eine passive Unthätigkeit. Doch auch daraus sollte er aufgeschreckt werden.

— Fünf oder sechs Grenadiere traten, wie auf ein Wort, aus der Linie, schulterten das Gewehr und zeigten damit an, daß sie mit dem Befehlshaber zu reden wünschten. Auf erhaltne Erlaubniß nahm ein hübscher junger Mann in Grenadieruniform das Wort.

— General, — begann er, — wir sind Deputirte der sechs Compagnien der Grenadiere und halten Sie für keinen Verräther; wir glauben aber, daß uns die Regierung verräth. Es ist Zeit, dem Unwesen ein Ende zu machen. Wir können unsre Bajonnette nicht gegen Weiber wenden, die nichts verlangen, als Brod. Das Comité der Lebensmittel macht Unterschleif oder ist unfähig, sein Amt zu verwalten. In beiden Fällen muß es geändert werden. Das Volk ist unglücklich; die Quelle seines Unglücks ist nur in Versailles zu suchen. Deshalb müssen wir den König aufsuchen und ihn nach Paris bringen; das Regiment Flandern muß ausgerottet werden, weil es die Nationalkokarde mit Füßen getreten

hat. Ist der König zu schwach, um die Krone zu tragen, so mag er sie niederlegen. Wir krönen seinen Sohn, ernennen einen Regentschaftsrath und Alles wird besser gehen.

Jetzt erkannte erst Lafayette das entschiedene Dasein eines Complotts. Er begriff die ganze Gefahr und antwortete mit energischer Stimme:

— Also Sie und ihre Kameraden wollen den König bekämpfen; Sie wollen ihn zwingen, uns zu verlassen?

Diese unerwartete Wendung brachte jedoch den jungen Volksredner keineswegs aus der Fassung.

— Das sollte uns sehr leid thun, — entgegnete dieser mit Ruhe, aber mit dem Ausdruck der Festigkeit, — denn wir lieben ihn und deshalb wird er uns nicht verlassen. Wenn er indeß sich selbst dem Vaterlande vorziehen sollte, so haben wir doch immer noch den Dauphin.

— Was mich betrifft, — erwiederte der Marquis, — so bin ich trostlos über das, was Sie mir sagten. Ich fühle nicht Kraft in mir, gegen den König in den Kampf zu treten.

— Wir würden den letzten Blutstropfen für ihn geben; allein das Volk ist unglücklich; die Quelle seines Unglücks ist in Versailles; man muß also den König durchaus aufsuchen, das Volk will es.

Nach diesen Worten, denen die andern vorgetrete-

nen Grenadiere mit dem Zuruf beistimmten: Ja, das Volk will es! traten sie wieder in das Glied zurück.

Lafayette und der Maire Bailly suchten zur Ruhe zu ermahnen; aber bald mußten sie einsehen, daß jedes Wort für diesen Zweck verschwendet war. Sie schauderten vor der ungeheuern Verantwortlichkeit, die sie auf sich nehmen mußten, wenn sie dem Volkswillen folgten und doch gab es kein Mittel, diesen abzuwenden.

Keiner dachte sich den König wie er war, sondern wie er hätte sein sollen. Sie fürchteten daher, er werde den Degen ziehen und der Bürgerkrieg würde die Folge davon sein.

Die beiden Männer glaubten, das Volk dadurch zu beruhigen, daß sie es auf die Gefahr eines solchen Bürgerkrieges aufmerksam machten; aber das hieß nur Oel in's Feuer gießen.

— Brod! — schrie die Menge, — nach Versailles! nach Versailles! Brod! Brod! wir wollen den König! das Volk allein ist Souverain und befiehlt; und seine Bevollmächtigten müssen gehorchen. — Wer redet da? — unterbrach man Bailly und Lafayette, wir allein haben zu reden und Ihr habt nur zu gehorchen!

— Das waren die Stimmen, die man in dem wie Donner über viele tausend Köpfe hinwegrollenden Geschrei vernahm. Nur die klaren Weiberstimmen durchdrangen

mit ihrem Geschrei: Nach Versailles, Brod, Brod! das grollende Toben der Männer.

— Schon seit drei Tagen hatten alle Schlösser und Schmiede von Paris Piken geschmiedet, die der Herzog von Orleans und andre Rebellenhaufen bezahlt hatten. So waren über hunderttausend Bürger meistens aus der Classe der Arbeiter bewaffnet. Ueber achthundert Gewehre waren aus dem Stadthause geraubt und dienten zur Vermehrung der Volksbewaffnung. Die Uebrigen trugen gerade, gezogene Sensen, Beile, Hellebarden und alte Musketen und Pistolen. Es war ein furchtbares Volksheer, dem so leicht keine disciplinirten Truppen gewachsen waren; denn ein wahrer Fanatismus des politischen Schwindels ließ sie alle Todesgefahr, alle Beschwerden verachten und machte sie taub gegen jede besonnene Vorstellung.

— Leider, — fuhr der Graf Fersen mit tiefer Betrübniß fort, — darf ich es nicht verhehlen, daß dieser zügellose Haufen, die furchtbarsten Drohungen gegen Ihre Majestäten den König und die Königin ausgerufen haben; doch gereicht es zu einiger Beruhigung, daß man solche Aeußerungen wohl nicht als die wahren und herrschenden Gesinnungen des Volks betrachten darf; denn die Meisten waren betrunken und wußten nicht was sie sprachen. In allen Schenken war Wein umsonst zu haben. Agenten des Herzogs von Orleans hatten alle

Vorräthe aufgekauft, mit der Bedingung, Jedem, der Durst hatte, nach Belieben umsonst zu trinken zu geben. Zudem fehlte es nicht an Geld. Aus den Fenstern des Palais-Royal, wo Orleans residirt, wurden Hände voll Thalerstücke herausgeworfen und andre Agenten vertheilten Geld unter das Volk mit der Bemerkung: Da geht nach Versailles und kauft Euch Brod von der großen Bäckerin, die dort auf dem Schlosse wohnt.

— Dabei ertönten fortwährend die Sturmglocken von allen Thürmen der Stadt. Es war, als ob eine furchtbare Feuersbrunst über ganz Paris sich verbreitet habe. Dieser entsetzliche Klang, bei dem man nur an Gefahr und Noth zu denken gewohnt war, vermehrte noch die allgemeine Gährung. Niemand wagte es, im Hause zu bleiben und auf den Straßen stopfte sich überall das furchtbarste Menschengedränge. Am dichtesten war dieses in den nächsten Umgebungen des Generals. Sein Pferd konnte keinen Schritt thun, ohne die Umstehenden zu treten. Von allen Seiten wurde ihm gebieterisch zugerufen, den Abmarsch nach Versailles zu befehlen. Einige dieser nervigen Kerle mit aufgekrempten Hemdärmeln und rothen Mützen, die ein scharfgeschliffenes Messer bald in der Hand, bald zwischen den Zähnen hatten, und sichtlich zum Fleischergewerbe gehörten, ergriffen sogar den Schimmel des Generals am Zügel und Andere trieben das Pferd vorwärts.

— Lafayette war völlig rathlos und bei aller Beliebtheit dem Willen des Pöbels preisgegeben. Dieser Augenblick war schmachvoll für den edlen Krieger, der sich in den Befreiungskriegen von Nordamerika mit so viel Ruhm bedeckt hatte. Andre Rebellen dictirten wieder ihren Willen den zunächst stehenden Rebellen. Der Maire Bailly zitterte. Lafayette war blaß wie ein Todter. Endlich gab der Maire nach kurzem Besprechen mit dem Generalcommandanten der Nationalgarde folgenden Befehl:

— In Erwägung der dringenden Umstände, in Erwägung der Wünsche des Volks, in Erwägung des Herrn Generalcommandanten; in fernerer Erwägung, daß jede Weigerung unmöglich ist, autorisirt die Commun den Commandanten und befiehlt ihm, nach Versailles zu marschiren.

— Beim Empfangen dieses Documents der Empörung und Schwäche erblaßte Lafayette auf's Neue. Er blickte starr gen Himmel, zog nach einigen Augenblicken den Degen und gab den Befehl zum Aufbruch nach Versailles.

— Freudengeschrei erfüllte die Luft. Die Pariser marschirten gegen ihren König, als hätte es einer Festlichkeit, ihn zu ehren, gegolten.

— Doch schon war ein Theil dieser Canaille voraus, — so schloß der Graf von Fersen seinen Bericht. — Dieser

war ein Haufen wüthender Weiber, von denen noch dazu die meisten betrunken waren. Sie hatten sich unter den Befehl eines gewissen Maillard gestellt. Das war der ehemalige Huissier Stanislaus Marie Maillard, sechsundzwanzig Jahre alt, der sich nicht ohne Stolz einen Capitain der Freiwilligen der Bastille nannte. Er erzählte mir selbst, als ich auf der Chaussée hierher an ihm vorbei ritt, indem ich mich für einen Boten des Maire ausgab, der in Versailles Quartiere für die Damen der Halle machen sollte, daß er zufällig unter eine Bande der ärgsten Schreierinnen gerathen sei, die ihm zugerufen hätten: Wir bedürfen eines Anführers und Gevatter Maillard soll unser Commandant sein! So hätten sie ihn gedrängt nach dem Stadthause zu gehen, um eine Vollmacht, nach Versailles marschiren zu dürfen, zu erlangen. Der General-Adjutant Lafayette's, Namens Dermigny, an den er sich deshalb zuerst gewendet habe, hätte ihm gesagt, daß er dazu nicht autorisirt sei; er möge indeß immerhin jenen Haufen Weiber auf die Straße nach Versailles führen, wo er sich schon zerstreuen werde. So habe denn er, Maillard, einen Tambour vom Stadthause mitgenommen und nun bei Trommelschlag dem Weiberhaufen angekündigt, daß er sich auf den Platz Ludwigs XV. begeben werde, wenn man geradezu nach Versailles marschiren würde. Er sah, wie sie noch mehrere Männer, die alle noch unschlüs-

sig waren, zum Mitziehen antrieben, und so führte er den entsetzlichen Vortrab hierher, der in jedem Augenblick in Versailles eintreffen muß.

— Es würde gut sein, — sprach die Königin, — wenn man auf die Stimmung dieser Leute zu wirken suchte. Ich rechne auf meine Freunde und treuen Diener, daß sie sich verkleidet unter die Menge begeben und Geschenke und Versprechungen nicht schonen. Die Sache ist nicht ohne Gefahr; indeß in der Noth erkennt man die Seinigen.

Elftes Kapitel.

Die Pariserinnen in Versailles.

Es war eine halbe Stunde später, so drang ein Karrenführer mit einem breiten Karrenseil, das wie ein Ordensband über eine graue langschößige Friesjacke geschlungen war, in die Wohnung der Gräfin Adhemar. Das Gesicht des Mannes war schwärzlich und ein starres, schwarzes, verworrenes Haar hing ihm wie in Striemen, unter einem, tief in die Augen gehenden breitgekrämpten Hut hervor.

Als die Gräfin bei seinem Anblick aufschrie vor Schreck, bat er rasch, aber mit der Stimme und der Anmuth eines Hofmanns, um Entschuldigung, indem er sprach:

— Ich werde diese Canaille recognosciren, Madame, die Königin wünscht es und Ihre Sicherheit erfordert es, daher meine Verkleidung.

— Graf Fersen! Sie? — rief die Gräfin, —

hätte ich Sie doch nicht wiedererkannt ohne Ihre Stimme.

— Die Zeit drängt, so erfahren Sie denn das Nothwendigste. Sie sind da!

— Die Poissarden von Paris?

— Ja, Madame ihre Zahl hat sich indeß bedeutend vermehrt, seitdem ich an ihnen vorüberritt. Acht bis zehn Tambours gehen an sechs bis siebentausend Weibern voran; davon sind einige betrunken und wüthend, andre erschrecken und weinen, weil man sie wider ihren Willen mitgeschleppt hat.

— Entsetzlich!

— In Sevres hat dieses Sansculotten-Bataillon die Bäcker und Speisewirthe geplündert. Nur Wenige bezahlten. Unterweges wurden Alle gemißhandelt, die eine schwarze Kokarde trugen. Es ist also die dreifarbige Kokarde der Talisman, um gegen diese Wütheriche geschützt zu sein. Sie sehen, ich habe eine solche angelegt und lasse hier zwei dergleichen zurück für Sie und Cerise.

— Nimmermehr! wir sind Französinnen und im Dienst der Königin.

— Aber der König hat sie ja selbst getragen, diese verhaßte Nationalkokarde und sie dadurch legitimirt.

— Es sei. Ich werde sie begleiten, Graf, die Kö-

nigin wünscht es, daß ich mich selbst unter diese Weiber mische.

Werden Sie ihr Patois reden können, Madame? ihre gemeinen Manieren, ihre Frechheit nachahmen können? Man wird Sie erkennen, als zum Hofstaat der Königin gehörend und mißhandeln.

— Was wäre ich werth, wenn ich Menschenfurcht kennte, wo es sich darum handelt, der Königin einen Dienst zu erweisen? Ich bin entschlossen zu gehen, mich unter die Weiber zu mischen und im Interesse der Königin zu handeln, es fragt sich nur, ob Sie mich allein den Weg der Gefahr gehen lassen, oder ob Sie erlauben wollen, daß ich mich Ihnen anschließe.

— In diesem Falle, Madame, bin ich zu ihrer Verfügung, mit Leib und Seele!

— Gut, dann werde ich sogleich meine Kammerfrau rufen, um die nöthige Verkleidung mit mir vornehmen zu lassen.

— Aber wo ist Cerise? wer wird für ihre Sicherheit sorgen?

— Meine Nichte sitzt in ihrem Cabinet von Blumen umgeben und übt eine Troubadour-Arie zur Laute, womit sie Sie nächstens überraschen wird. Ich habe die strengsten Befehle gegeben, sie durch keine Art von Mittheilung über den Aufstand der Weiber in Unruhe zu versetzen. Zudem glaubt sie mich noch bei der Königin, da ich

vor der Mittagsstunde selten zurückkehre. Wir werden also unsern abenteuerlichen Zug vollendet haben können, ehe sie nur eine Ahnung davon hat. Und der treue Schweizer, der Portierdienste bei mir versieht, wird angewiesen werden, Niemand indeß zu ihr zu lassen.

— Wäre es nicht besser, wenn Sie ihr gebieten, Frau Gräfin, bis zu Ihre Rückkehr ihre Appartements nicht zu verlassen?

— Das würde nur den umgekehrten Erfolg haben; Cerise ist ein gutes, liebes, gehorsames Kind, aber der Gedanke, daß ich mich in Gefahr begebe, würde sie zu einer kleinen Tigerin machen. Keine Macht der Erde würde sie alsdann bewegen können, zurückzubleiben und ihre zarte Schönheit würde Alles verrathen.

— Sie haben recht, Madame. Man soll auch nicht mit einem Hauch von Kummer den Duft dieser Blume vernichten. Allons! gehen wir.

Schnell war die Gräfin Adhemar mit Hülfe ihrer ersten Kammerfrau in ein zigeunerartiges Wesen travestirt und Beide verließen unerkannt das Schloß von Versailles durch eine der hundert kleinen Pforten, die aus dem Erdgeschoß in's Freie führen.

. . . . . .

Versailles bot damals einen seltsamen sinnverwirrenden Anblick dar. Auf allen Plätzen und Straßen lagerten Weiber in den schrecklichsten Aufzügen, mit zer-

rissenen Hauben und zerzausestem Haar. Hier und dort sah man völlig betrunkene Weiber auf dem Straßenpflaster liegen; andre lagen sich gegenseitig in den Haaren, oder schimpften, weinten oder schrieen. Nur die Trommeln, die immerfort rasselten, brachten noch einige ordnung in diese zuchtlosen Rotten.

Einige Stimmen riefen: Nach der Nationalversammlung! Andre brüllten es nach.

— Dorthin, — flüsterte die Gräfin Adhemar ihrem Begleiter zu, — auf der Tribüne muß sich das Geschick des Königs entscheiden.

— Es ist ein Glück, — entgegnete der Graf von Fersen, — daß der Strom dorthin seine Ableitung nimmt und nicht sogleich auf das Schloß sich stürzt. So dürfen wir hoffen, daß wenigstens der Weg der Gesetzlichkeit eingeschlagen werden wird.

. . . . . .

Die Nationalversammlung hielt eben Sitzung, als der Graf Mirabeau einen Brief bekam, den er las, dann mit allen Zeichen des Schreckens zusammenknitterte und hinter den Stuhl des Präsidenten warf.

— Paris ist im Anzuge, — rief er, — es folgen 40,000 Mann Lafayetten. Beeilen Sie, meine Herren, die Berathschlagung; schließen wir die Sitzung und geben Unwohlsein vor. Gehen wir zum Könige.

— Warum das? — entgegnete der Präsident; — die Berathschlagung geht so schon etwas schnell.

— Aber die anziehenden Haufen sind zahlreich und wir kennen ihre Absichten nicht.

— Bringen Sie uns um, so werden die Angelegenheiten des Staates um so besser gehen.

Während dieser Hin- und Herreden von der Tribüne nach dem Präsidentenstuhle und zurück bewegten stürmische Debatten die Nationalversammlung. Am Ende wurde beschlossen, der Präsident und das Büreau sollten vom Könige geradezu die unbedingte Annahme der Erklärung der constitutionellen Rechte und Artikel fordern.

Plötzlich hörte man Trommeln und Geschrei.

— Wer wagt es, — rief der Präsident, — die Majestät der Nationalversammlung zu verletzen?

— Es sind die Souverainninen des Spinnrockens, — war die spottende Antwort eines Menschen, der in der Nähe der Fenster stand und die herandrängenden Weiber sehen konnte.

Bald hatten sie alle Vorgemächer und die große Halle vor dem Versammlungssaal gefüllt. Der wachthabende Offizier meldete endlich, die Damen von Paris verlangten Einlaß.

Der Eindruck dieses seltsamen Ansinnens war unbeschreiblich. Mehrere Deputirte entflohen durch Seitenthüren; Andere begaben sich in die Vorhalle, um mit

den Weibern sich zu verständigen; die aber sitzen blieben, faßten den Entschluß, daß einer Deputation von zwanzig Frauen mit ihrem Sprecher der Eintritt gestattet sei. Es drangen aber sogleich Hunderte herein. Sie füllten nicht nur die Tribüne der Zuschauer, sondern nahmen auch sans façon die Sitze der abwesenden Deputirten ein.

Es begannen damit unsinnige Saturnalien. Mit Entsetzen waren der Graf Fersen und die Gräfin von Adhemar davon bis jetzt noch unerkannte Zuschauer.

An ihrer Spitze befand sich der Anführer und Sprecher dieser Weiber. Er trug ein altes schwarzes und beflecktes Kleid, war überall mit Chausseeschlamm bedeckt und aus seinen verworrenen Haaren triefte der Puder einer zerzausten Frisur. Seine Gesichtsfarbe war bleifarben, die tiefmarkirten Züge deuteten auf Schrecken und Entsetzen. Maillard hielt dabei einen gezogenen Degen in der Hand. Das war ein symbolischer Angriff auf die Unabhängigkeit der Nationalversammlung. Anstatt diese Unschicklichkeit zu bestrafen, schien man sie völlig zu übersehen, da noch eine ärgere Unschicklichkeit sich bemerkbar machte. An seiner Seite sah man ein schönes junges Mädchen mit frech entblößtem Busen und aufgelöstem Haar, das statt einer Fahne an einer langen Stange ein Tambourin und Castagnette trug, die, wenn sie geschüttelt wurden, ein seltsames Geräusch machten. Schon dieser entsetzliche Klang und das ganze

Anarchische dieser Erscheinung machte die Deputirten zur Rechten schaudern; die Andern verständigten sich bald mit den Weibern und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

— Meine Herren, — begann Maillard, — seit drei Tagen haben wir kein Brod. Wir sind gekommen, um welches zu verlangen. Auch wollen wir die Garde du Corps für die Beschimpfung der Nationalkokarde bestrafen. Die Aristokraten haben die Absicht, uns durch Hunger umzubringen; ein Müller hat diesen Morgen 200 Frcs. erhalten, unter der Bedingung, nicht zu mahlen, und ebenso viel ist ihm für jede folgende Woche versprochen.

— Nennen Sie die Schuldigen, — riefen mehrere Deputirte, — sie sollen ihrer Bestrafung nicht entgehen.

Maillard wurde verlegen und antwortete mit halber Stimme:

— In der That, meine Herren, ich kann Keinen namentlich angeben; aber drei Personen, die mir in einem Hofwagen begegneten, haben mir gesagt, ein Pfarrer werde dieses Verbrechen der Nationalversammlung denunciren. Jetzt wünschte ich, daß eine Deputation an die Garde du Corps geschickt werde, um Genugthuung für den unserer Kokarde angethanen Schimpf zu verlangen und sie aufzufordern, künftig diese dreifarbige Kokarde zu tragen wie wir. Die schwarze Kokarde zerreiße ich und trete

sie in Ihrer Gegenwart mit Füßen und so möge es Jedem ergehen, der sich zum Feinde des Volkes erklärt.

Diese Drohung war von angemessenen Geberden begleitet. Schrecken ergriff die Nationalversammlung; man unterhandelte mit Maillard, bewilligte ihm die Ehre der Sitzung und brachte ihm im Namen der Garde du Corps eine dreifarbige Nationalkokarde; die Weiber applaudirten bei diesem Act der Genugthuung.

Von diesem Augenblicke an wurde die Desorganisation der Nationalversammlung vollständig. Betrunkene Weiber zogen schwarzes Brod aus der Tasche und riefen: — Das wollen wir die Oesterreicherin essen lehren und dann ihr die Kehle abschneiden!

— Es leben Mirabeau und Robespierre! — an die Laterne mit dem Erzbischof von Paris!

Mitten in diesem Tumult beschloß die Nationalversammlung ein Decret in Bezug auf Lebensmittel. Mirabeau und Barnave riefen den Weibern zu:

— Muth, meine braven Pariserinnen, fürchtet nichts; wir sind in Eurem Interesse.

Darauf wurde beschlossen, daß der Präsident eine Deputation von zwölf dieser edlen Pariserinnen zum Könige führen solle.

In diesem Augenblick verließen der Graf von Fersen und die Gräfin von Adhemar den Versammlungssaal und eilten in's Schloß zurück, um die Nachricht wegen der

Vorgänge in der Nationalversammlung der Königin mitzutheilen.

Als aber Beide in der Wohnung der Gräfin angekommen waren, um sich umzukleiden, sagte ihnen der Portier, die junge Comtesse Cerise sei außer sich gewesen vor Schreck und Angst, als sie vernommen, daß ihre Tante und der Graf sich verkleidet in das Getümmel gewagt hätten; sie habe sogleich sich fortstürzen wollen, um sie aufzusuchen und die Gefahr mit ihnen zu theilen. Er aber habe, seiner Pflicht getreu, sie nicht herausgelassen. Doch eben habe die Kammerfrau gemeldet, Comtesse Cerise müsse durch eine Seitenthür entkommen sein; sie sei nirgends zu finden.

In höchster Besorgniß durchsuchten der Graf und die Gräfin das ganze Logis. Endlich meldete eine Garderobenfrau, daß sie Cerise, in ein schwarzseidenes Capuchon gehüllt, durch den Corridor einer Seitentreppe habe zueilen sehen.

Die Gräfin wurde durch ihren Beruf genöthigt, zur Königin zu eilen und Graf Fersen übernahm es, die junge Gräfin aufzusuchen.

. . . . . .

Cerise war in ihrem jugendlichen Leben nie gewohnt gewesen, sich in irgend einem Verhältnisse selbstständig zu bewegen. Der Gedanke an die Gefahr ihrer Tante und ihres Verlobten hatte sie plötzlich so über-

rascht, daß sie ihre eigene Hülflosigkeit nicht bedachte. Wie sie sich nun plötzlich inmitten des großen und weiten Schloßplatzes von Hunderten dieser schrecklichen zügellosen und entmenschten Weiber umgeben sah, war sie fast erstarrt vor Schreck.

— He, seht da! — hieß es um sie her, — eine kleine Aristokratin, die sich vornehmer dünkt als wir Damen aus Paris, die wir das souveraine Volk repräsentiren!

Schüchtern entfloh Cerise dem Haufen, wo solche Reden geführt wurden und stieß auf einen andern, wo es ihr nicht besser erging.

— Reißt ihr, — schrieen dort wüthende Weiber, — die seidene Fahne vom Leibe; beschmiert ihr die weiße Visage mit Bout de Versailles, damit sie eine der Unsrigen werde.

Schüchtern sah Cerise sich um. Ihr Herz klopfte, indem sie bald stehen blieb, bald hierhin oder dahin sich wendete, wie ein junges Reh, das sich plötzlich in die Mitte einer Rotte Jäger versetzt sieht. Wohin sollte sie fliehen? Nirgends Rettung, nirgends eine Spur der Vermißten; überall Spott und Hohn, und wohin ihr Blick sich wendete, der Anblick entmenschter Weiber, gräßlich wie Megären, wild wie Zigeunerinnen, oder betrunkene Bacchantinnen, lustige Bajaderen — gräuliche Ungeheuer in Weibergestalt.

Nirgends sah sie eine Spur von denen, die sie suchte. Zu spät erkannte sie, in welche Gefahr sie sich begeben hatte, ohne helfen und retten zu können. Schon wurde sie hin und her gezerrt, da wurde die Aufmerksamkeit der Menge auf einen Haufen Weiber gerichtet, die, vom Präsidenten der Nationalversammlung geführt, quer über den großen Schloßplatz von Versailles gingen.

Das war doch wenigstens eine fühlende Brust mitten unter diesen scheußlichen Larven. Cerise erinnerte sich, den Präsidenten Meunier im Palast ihrer Tante gesehen zu haben.

— Seht, es ist die Deputation, die sich zum Könige begiebt, — riefen die Weiber einander zu. Alles wich dieser Gesellschaft aus, die mit einem gewissen Stolz sich des hohen Berufs eines solchen Auftrages bewußt zu sein schien. Jetzt waren sie in die Nähe Cerisens gekommen. Plötzlich durchzuckte diese ein Gedanke, von dem sie sich Rettung versprach.

Sie trat zu dem Präsidenten heran.

— Herr Präsident, — rief sie leise und dringend, indem sie sich an seinen Arm schmiegte und mit der andern Hand das Capuchon etwas zurückhielt, so daß er ihr feines, von der furchtbarsten Angst gebleichtes Gesicht erkennen konnte, — retten Sie die unglückliche Nichte der Gräfin Adhemar, die ihre Tante aufsuchte und in solche Gefahr gerieth!

— Was will die Aristokratin? — riefen einige Weiber in ihrer Nähe; — ei seht doch das feine Lärvchen! an die Laterne mit dieser Helfershelferin der Königin! an die Laterne mit allen Vornehmen! zerreißt dieses Aeffchen! tretet sie unter die Füße, dieses Hoffräulein!

Auf's Neue erschreckt durch diese gräßlichen Drohungen, die von den furchtbarsten Grimassen begleitet waren, schmiegte sich das unglückliche junge Mädchen immer enger an den würdigen Repräsentanten der Nationalversammlung, der zum Glück ein Mann von großer Figur und imponirender Haltung war.

— Was wollt Ihr? — rief er, indem er seinen Arm über die Geängstigte ausstreckte. — Allerdings ist diese Bürgerin aus den Umgebungen der Königin; aber alle Frauen des Palastes wollen sich den Forderungen des Volks zuwenden. Erlaubt, daß diese junge Bürgerin sich der Deputation anschließe. Der König, bestürmt von allen Frauen des Volks und des Hofes, wird nicht widerstreben können.

— Man lasse sie, — sprachen Einige, — sie soll unsre Schwester sein; diese Aristokratin ist die Unsrige. Es lebe die Freiheit und die Gleichheit!

So rief und schwirrte es um sie her. Mehrere junge Pariserinnen von mehr als zweideutigem Rufe nahmen sich ihrer an. Das unschuldige junge Mädchen fand Sympathien unter den Weibern der Protestation. Selbst

ihr vornehmes Wesen, ihre feine Kleidung und hoher Stand schmeichelte diesen leichtfertigen Dirnen von Paris. Zwei derselben hingen sich an ihre Arme, nannten sie Du und schworen ihr ewige Freundschaft. Andere boten ihr die Weinflasche, und wollte sie nicht ihr Leben auf's Spiel setzen, so mußte die hochgebildete junge Gräfin Schwesterschaft trinken mit diesem Auswurf des weiblichen Pöbels von Paris.

Das war für ihr feines Gefühl noch ärger und beängstigender als alles Andere. Sie gab sich willenlos und fast ohne Bewußtsein diesen gräßlichen Freundschaftsbeweisen hin und fand ihr Bewußtsein erst wieder, als sie inmitten der Deputation dem Herrn von St. Priest gegenüberstand, an den man sich gewendet hatte, um eine Audienz bei dem Könige zu erhalten.

Sie hörte, wie dieser auf die Vorstellung der Weiber mit vieler Energie entgegnete:

—Da Ihr einen einzigen König hattet, fehlte Euch Brod; jetzt habt Ihr zwölfhundert Könige; laßt Euch also von ihnen Brod geben.

Dieser Ausspruch frappirte die Weiber ungemein, die auf solchen Vorwurf nicht gefaßt waren. Herr von St. Priest benutzte diesen Augenblick der Verwirrung, um ihnen das Unsinnige ihres Benehmens vorzuhalten und versuchte sie zu überzeugen, daß man sie zum Besten gehabt habe.

Allein dadurch verdarb er wieder Alles. Man erklärte ihm, daß er nichts zu thun habe, als sie beim Könige einzuführen, wenn er nicht wolle, daß sie sich selbst den Weg zu ihm suchten.

Cerise wollte sich zurückziehen, aber ihre neuen Freundinnen ließen sie nicht los und zum ersten Male in ihrem Leben mußte sie, wenn auch unerkannt, vor dem Könige erscheinen, und in welcher Gesellschaft?

. . . . . .

Ludwig XVI. nahm die seltsamste Gesandtschaft, die jemals vor einem gekrönten Haupte Audienz gehabt hatte, mit seiner gewohnten Leutseligkeit auf.

— Wenn ich ein Bäcker wäre, — entgegnete er, — würde ich gern für Euch backen. Was aber an Vorräthen von Getreide hier und in der Nachbarschaft zu finden ist, will ich zusammenbringen lassen. Ihr sollt wenigstens meinen guten Willen sehen, wenn ich auch nicht Allen helfen kann.

Es liegt ein eigener Zauber in der Huld eines Königs, der gerade auf die rohesten Gemüther am überwältigendsten wirkt. Besonders so erregbare und schon so aufgeregte Weiber, wie diese hier, mußten um so schneller durch die Güte dieses Königs hingerissen werden, dem sie zum ersten Male in ihrem Leben so nahe standen. Mit lebendigem Gefühl sanken sie ihm zu Füßen und die Jüngste und Hübscheste, Louison Chabry, wollte

ihm, wie berauscht von Liebe und Verehrung, die Hand küssen; doch der König hob sie auf und küßte sie auf die Stirn, indem er sie umarmte. Das junge Mädchen wurde ohnmächtig im Uebermaße des Gefühls, und indem sie in die Arme ihrer Genossinnen sank, rief sie: — Es lebe der König!

Alle stimmten ein in diesen Ruf und in dieser ganz veränderten Stimmung kehrten sie zurück zu den tausend Weibern, die auf dem Schloßplatz des Bescheides harrten. Noch einmal versuchte es Cerise, durch einen Seitengang im Schlosse zu entkommen; allein ihre neuen Freundinnen liefen ihr nach und führten sie zurück.

— So geht es nicht, — sprachen sie halb spottend, halb kosend, — die kleine Aristokratin hat Theil genommen an unsern Bitten bei dem Könige, sie soll auch Theil nehmen an dem Glück, das seine Huld über uns bringt.

Nun redeten alle die abgeordnet gewesenen Weiber zugleich nach allen Seiten hin, wie gütig der König gewesen sei, was er gesprochen, welche unmenschliche Gnade er ihnen erwiesen habe, wie er die kleine Louison geküßt habe und wie nun bald alle Noth ein Ende habe und Reichthum und Ueberfluß zurückkehren werde, denn so einen gnädigen und liebevollen König habe Frankreich noch nicht gehabt, so lange die Welt stehe.

— Sind sie toll? sind sie unsinnig? hat er sie behext? — schrieen die wüthenden Weiber zurück.

— Nein, bestochen sind sie, diese Bübinnen; Geld haben sie erhalten, damit sie uns zufrieden sprechen sollen mit glatten Worten! Sie haben nichts Schriftliches vom Könige gebracht!

— An den Laternenpfahl! — schrieen Andere.

— Es war eine Aristokratin dabei! — rief ein großes braungelbes Weib mit nervigen Armen, — die hat sie verführt! die hat ihnen Geld gegeben!

— An die Laterne mit der Aristokratin! hängt sie auf!

Zehn kräftige Arme packten nun die arme Cerise und zerrten sie hin und her; rollende Augen und glühende Gesichter starrten ihr entgegen, wohin sie sich wendete. Es war ein schrecklicher Augenblick. Vergebens sah sie sich um nach dem Präsidenten, der bis dahin ihr Beschützer gewesen war. Der Präsident Meunier hatte sich zurückgezogen, sobald seine Mission, die Weiber vor den König zu führen, vollbracht war. Auch die neuen Freundinnen konnten sie nicht schützen, sie waren selbst angegriffen von den wüthenden Weibern, die schon ihre Strumpfbänder losmachten, um sie als Stränge zu gebrauchen zur Vollziehung ihrer schrecklichen Volksjustiz.

Plötzlich fühlte Cerise eine dieser Schlingen um ihren zarten Hals geworfen; rohe Fäuste zerrten sie nach dem

nächsten Laternenpfahl hin. So geschah auch den Uebrigen. Ein gräßliches Nothgeschrei erfüllte die Luft, nur übertönt von dem brüllenden Geheul der Wuth von tausend meist betrunkenen Weibern.

Menschliche Macht schien hier keine Hülfe mehr bringen zu können. Cerise war bewußtlos geworden; mehr todt als lebend schien sie schon erwürgt zu sein, ehe noch der Laternenpfahl erreicht war, woran sie hängen sollte.

Da plötzlich fielen Kolbenstöße hageldicht in den Haufen jener wüthenden Megären.

Es war ein Mann in der Kleidung eines Karrenführers, der wüthend um sich schlug, um sich Bahn zu brechen im tollen Haufen dieser entmenschten Weiber mit ihren flatternden Haaren und zerrissenen Tüchern. Kaum aber hatte er die gemißhandelte junge Nichte der Palastdame der Königin erreicht, so löste er ihr die Schlinge vom Halse und hob sie rasch auf seinen linken Arm, indem er den rechten zur Abwehr der Weiber gebrauchte, die ihm das Gesicht zerkratzten. Dabei hatten sie ihm den breitgekrempten Hut vom Kopfe gerissen und erkannten nun am gepudert gewesenen Haar und den feinen Gesichtszügen, daß er den höheren Ständen angehöre.

— Schlagt ihn nieder! tretet ihn todt! — schrieen jetzt hundert heisere Weiberkehlen zugleich. — An die Laterne mit ihm! er ist ein Aristokrat!

Der Graf Ferſen hatte das ihm entfallene Gewehr wieder ergriffen und indem er damit ein furchtbares Rad ſchlug, womit mehrere Weiber zu Boden geworfen wurden, machte er ſich den Rückweg frei. Dort unter den Colonnaden lehnten mehrere Garde du Corps und ſahen dem entſetzlichen Schauſpiel mit empörender Gleichgültigkeit zu.

— Helft, rettet! — rief ihnen der Graf Ferſen zu. — Sie bringen dort Weiber um. Ihr Garde du Corps laßt Euren alten Ruhm nicht ſinken; werdet die Ritter jener Frauen; dieſe habe ich ſelbſt gerettet.

Dieſes Beiſpiel von Ritterlichkeit feuerte die Andern an. Sie ergriffen ihre Gewehre und ſtürzten ſich damit in die tobende Menge, wodurch ſie Mord verhinderten.

Doch dauerte der Kampf von beiden Seiten noch eine Weile, ohne daß außer einigen blutigen Köpfen weiteres Unglück geſchah. Unter der Garde du Corps, die meiſtens ſchöne kräftige Männer waren, gelang es mehrerern vernünftigen Vorſtellern, ſich Gehör zu verſchaffen. Sie erboten ſich, eine neue Deputation zum Könige zu führen und dieſe brachten denn auch triumphirend einen ſchriftlichen königlichen Befehl, Getreide und Mehl von Senlis und Lagny herbeizubringen.

So hatte der Tumult bis 5 Uhr Abends gedauert, als einige Ruhe eintrat.

Ceriſe war in den Armen des Grafen Axel von

Fersen aus ihrer Ohnmacht wieder zum Bewußtsein erwacht. Jetzt erkannte sie ihren Retter, der sie mit den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe küßte und ihrer besorgten Tante zurückgab.

So schnell wechselten damals Todesangst und Entzücken in derselben Brust.

Es waren entsetzlich bewegte Tage dieser fünfte und sechste October. Ein vollständiges Bild davon zu geben, bleibt unmöglich.

Begnügen wir uns mit einigen Skizzen.

. . . . . .

Kaum war Ludwig XVI. zurückgekehrt von der Jagd auf den Höhen von Meudon, so beschied er den Staatsrath zu sich. Um halb vier Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Herr von St. Priest stimmte für die strengsten militairischen Maßregeln zur Abwehr der von Paris aus in Versailles erwarteten Volksmassen. Nach diesem Vorschlage sollten die Brücken über die Seine zu Sevres, Saint Cloud und Neuilly durch das Regiment Flandern besetzt werden; der König sollte nach Rambouillet, wo die Jäger vom Regiment Lothringen standen, seine Gemahlin und seine Familie senden und er selbst sollte mit 200 bischöflichen Jägern und 800 Schweizergarden den Parisern entgegen gehen. Ferner war vorgeschlagen, die 1000 Mann Cavallerie jenseits der Brücke von Sevres in Schlachtordnung aufzustellen, dem Pöbelhaufen zu

befehlen, zurückzugehen und im Fall der Weigerung einige Cavallerie-Angriffe auf sie zu machen, um sie zu zerstreuen; endlich wenn dieses gelänge, so könnte der König an der Spitze der Truppen nach Versailles zurückkehren und sofort nach Rambouillet abgehen.

Dieser Vertheidigungsplan des Staatssecretairs St. Priest wurde vom Marschall Beauveau und den Erzbischöfen von Vienne und Bordeaux, sowie von andern Staatsräthen unterstützt; dagegen vom Minister Necker lebhaft bestritten.

Dieser Volksminister behauptete, es sei durchaus keine Gefahr dabei, daß man diese Menschenmenge nach Versailles kommen lasse, da sie doch wahrscheinlich in keiner andern Absicht erscheinen würden, als um dem Könige eine Bittschrift zu überreichen und daß im schlimmsten Falle, wenn der König es für nöthig erachten sollte, seinen Sitz in Paris aufzuschlagen, er dort von seinem Volke, welches ihn anbete, verehrt und hochgeachtet werden würde.

— Dieser Schritt, — entgegnete Herr von St. Priest mit Eifer, — würde sehr bald dahin führen, den Beweis zu liefern, daß die Pariser von allen den schönen Gesinnungen, die man ihnen unterlegte, die entgegengesetzten hegten.

Alles blickte jetzt auf den König, um dessen Entscheidung zu vernehmen; allein Ludwig XVI. mit seiner

gewöhnlichen Unentschlossenheit hob die Sitzung auf, ohne nur irgend eine Meinung zu äußern.

Gleich darauf begab er sich zu der Königin und legte dieser mit großer Klarheit die beiderseitigen Meinungen vor, indem er sagte, er wolle ihr die Entscheidung überlassen.

— Auf keinen Fall, — entgegnete Marie Antoinette, — würde ich mich entschließen mich von Ihnen und unsern Kindern zu trennen.

— Desto besser, — sprach der König, — diese Weigerung genügt schon, den ganzen Plan des Herrn von St. Priest über den Haufen zu werfen. Warten wir also die Ereignisse ab, wie sie kommen werden.

Dieses beliebte „abwarten" brachte hier die größten Verwirrungen hervor. Herr von St. Priest ließ indeß nach den Schweizercasernen zu Curbevoie den Befehl abgehen, daß Alles, was etwa vom Garderegiment noch dort sei, sich auf der Stelle nach Versailles begeben sollte, was auch geschah.

. . . . . .

In der Nationalversammlung war indeß ein bedenklicher Geist rege geworden. Als dort die Nachricht eintraf von dem Marsch der Pariser auf Versailles, wollte Mirabeau die damit entstehende Bewegung benutzen, um den Herzog von Orleans auf den Thron zu heben. Als aber Mounier, der damalige Präsident der Nationalver-

sammlung diese Idee mit Abscheu verwarf, rief Mirabeau mit seiner mächtigen Stentorstimme ihm zu: — Was liegt Ihnen daran, gutmüthiger Mann, wenn Sie statt Ludwig XVI. einen Ludwig XVII. zum Könige bekommen?

Diese Anspielung bezog sich nämlich darauf, daß der Taufname des Herzogs von Orleans ebenfalls Ludwig war.

Mounier dagegen drang durch mit dem Vorschlage: Die Nationalversammlung solle sich für unzertrennlich vom Könige erklären. Dieser loyale Beschluß wurde nach lebhaften Debatten angenommen und dem Könige sogleich durch eine Deputation mitgetheilt. Man benutzte diese Gelegenheit, um zugleich die noch rückständige Genehmigung von verschiedenen andern revolutionairen Decreten zu erlangen, unter denen das über „die Menschenrechte" eines der unsinnigsten war.

. . . . . .

Nun aber führte der großsprecherische Eifer des Grafen von Estaing wieder neue Verwickelungen herbei. Nachdem die ebenso unwürdige als lächerliche Deputation der pariser Weiber vorüber war, wollte der Oberbefehlshaber der Garden von Versailles die Ruhe wieder herstellen und den königlichen Palast sichern. Er ließ daher die Garden zu Pferde aufsitzen und auf dem Paradeplatz vor dem Schlosse aufmarschiren.

Dabei bedachte er aber nicht, die Eifersucht zwischen den verschiedenen Truppenabtheilungen zu berücksichtigen.

Er hatte nämlich die Garde du corps mit ihren glänzenden Harnischen und reich angeschirrten Pferden eine Stellung einnehmen lassen, gerade vor der französischen Garde, deren Stelle eine Abtheilung der völlig schmucklosen und einfach uniformirten Nationalgarde eingenommen hatte. Diese wurde befehligt von einem Leinwandhändler Namens Lecointre, einem Manne von sehr unroyalistischen Gesinnungen. Die Nationalgarde, die aus lauter Bürgern bestand, raisonnirte laut darüber, daß die Garde du corps, diese Kriegsknechte des Königs, wie man sie verächtlich nannte, es wagten, sich dem Bürger voranzustellen. Jener Commandeur dieser Bürgermiliz schickte daher Leute ab, um die Pferde der Garde du corps zu beunruhigen.

Unter Andern war es ein gewisser Brimont, ein tolldreister, halb betrunkner Mensch, der sich mit gezogenem Säbel zwischen die Reihen der Garde du Corps stürzte und mit wildem Raisonniren auf die Pferde schlug, oder sie mit dem Knauf seines Säbels in die Zähne stieß. Da sprengte ein Herr von Faronier, commandirender Offizier der betreffenden Abtheilung auf ihn zu und gebot ihm drohend sich zu entfernen. Eine trotzige Weigerung und neue Ungezogenheit war die Antwort auf diese allerdings ordnungsmäßige Aufforderung. Da übermannte den Garde du Corps-Offizier der Zorn, er schlug mit der flachen Klinge auf den Nationalgardisten.

Damit aber wurde plötzlich die Volkswuth dieser Truppen entfesselt. Ein Bürgersoldat feuerte sogleich seine Muskete ab und zerschmetterte dem königlichen Offizier den Arm. Dann fielen mehrere Schüsse, das Volk griff mit Piken und Steinwürfen und Flintenschüssen die Garde du Corps an.

Vergebens versuchte der Graf d'Estaing die Ordnung wieder herzustellen. Das Volk bemächtigte sich zweier Kanonen, die es so aufstellte, daß dieses prächtige Reitergeschwader damit flankirt werden konnte. Augenblicklich erkannte der Graf von Luxemburg, Befehlshaber dieser Truppen, die Gefahr seiner Stellung und commandirte den Rückzug in die Caserne der Garde du Corps. Da feuerte auch die Miliz von Versailles auf dieses in völlige Auflösung gerathene Corps. Eine ungeheure Volksmenge war eben im Begriff, sich auf diese verhaßten Truppen zu stürzen und sie völlig zu vernichten, als man Leute, die zu der Partei des Herzogs von Orleans gehörten, sich unter die Menge mischen sah, welche ihnen zuriefen:

— Wartet, noch ist es nicht Zeit!

Ein Platzregen strömte jetzt vom Himmel nieder und vollendete die Rettung der Bedrohten; als diese aber in ihre Caserne, in das Hotel der Garde du Corps, zurückkehrten, war dieses prächtige Gebäude vom Volke schon im Innern zerstört und geplündert.

Der Bischof von Langres, der die Sitzung der Nationalversammlung präsidirte, nachdem der Präsident Mounier sich entfernt hatte, hob die Sitzung auf, um nicht länger die rechte Seite den Beschimpfungen der Demokraten der Linken ausgesetzt zu sehen.

In dieser entsetzlichen Lage, als überall Gesetz und Ordnung sich aufgelöst hatten, schien nur noch der vom Himmel strömende Platzregen allein einige Herrschaft über die anarchische Volksmenge auszuüben.

. . . . . .

Es war schon dunkel geworden, da ertönten plötzlich dumpfe Trommelschläge. Das waren die bewaffneten Volksmassen von Paris, die in allen nur ersinnlichen Costümen, mit Waffen aller Art, triefend von Nässe und überzogen mit dem Schlamme einer vom Regen aufgeweichten Chaussee, aber wüthend und fluchend von der regulairen Nationalmiliz begleitet, ihren Einzug hielt.

Schon in Viroflay hatte sie Lafayette Halt machen und große Kreise bilden lassen; sodann sie aufgefordert, den Eid der Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König zu erneuen. Das war geschehen, und Lafayette schrieb einen beruhigenden Brief an den König, womit er sogleich einen Adjutanten abschickte; aber der Erfolg wird zeigen, wie wenig den entfesselten Leidenschaften einer zügellosen Menge zu trauen ist.

Zwölftes Kapitel.

Nacht und Morgen.

Wie gesagt, der Regen fiel in Strömen, als die bewaffnete Masse der Pariser in Versailles eintraf. Kaum hatten sich diese Volkstruppen aufgestellt, so zerstreuten sie sich auch wieder, um so schnell als möglich Quartier zu suchen. Das fiel ihnen auch nicht schwer; denn jeder Versailler Bürger machte es sich zur Ehre von diesen Helden der Revolution so viele aufzunehmen, als alle Räume in ihren Häusern nur irgend fassen konnten, gleich viel, wie zerlumpt oder beschmuzt die Meisten derselben auch erschienen.

Auch die Weiber von Paris hatten irgendwie ein Unterkommen gesucht. Hunderte derselben lagen unter den Arkaden der Flügel des Schlosses, weinten und wünschten die ganze Revolution und den König wie die Königin sammt der Nationalversammlung zu allen Teufeln. Einige klagten über Hunger und Durst; Andere

froren und fieberten, und Viele sehnten sich zurück nach ihrer Häuslichkeit, ihrem warmen Bett, ihrem Mann und Kindern, die nicht wußten, wo sie geblieben waren, oder nach ihren Kaffeetöpfen.

Lafayette hatte sich sogleich in's Schloß begeben, um den König und die Königin zu beruhigen.

Noch war der Staatsrath beim Könige versammelt. Herr von St. Priest hatte den Brief vorgelesen, den ihm Lafayette durch seinen Flügeladjutanten, Herrn von Villars, geschickt hatte, worin er ihm auftrug, dem Könige die Versicherung zu geben, daß die besoldete und unbesoldete pariser Nationalgarde nur deshalb nach Versailles komme, um dem Könige Vorstellungen zu machen; daß übrigens der König vom Volke geliebt sei und nicht das Geringste zu besorgen habe.

Lafayette wurde sogleich vorgelassen. Er bestätigte die gute Meinung, die er in seinem Briefe ausgesprochen hatte und fügte hinzu, daß die Nationalgarde schon Reue empfinde, daß sie sich zu dem Marsch auf Versailles habe verleiten lassen. Es kam dazu, daß der Regen die Pariser zerstreut hatte, und dadurch das Gerücht entstanden war, sie wollten nach Paris zurückkehren.

Ueberhaupt war Lafayette die Seele des Abends. Er flößte dem Grafen d'Estaing, der sich versteckt hatte, wieder Muth ein, begab sich sodann in die Nationalversammlung, die spät Abends noch einmal zusammen-

gerufen war und sprach dort von den guten und loyalen Gesinnungen der pariser Nationalgarde. Besonders aber bei dem Könige wurde er der warme Lobredner derselben, und bewog dadurch Ludwig XVI., dem Volke einen Beweis von Vertrauen zu geben, indem er die Bewachung des Schlosses von Versailles gemeinschaftlich der Nationalgarde mit den königlichen Garde du Corps übertrug.

Noch ein Umstand verdient Erwähnung.

Bei dem Eintritt in den Staatsrath sagte der König zu Herrn von St. Priest: — Lassen Sie die Wagen in den Stand setzen, für den Fall, daß ich mich entschließen sollte, nach Rambouillet zu gehen. — Der Staatssecretair ertheilte sogleich die nöthigen Befehle, und ließ im Schloß Rambouillet die nöthigen Einrichtungen treffen, schickte auch seine Familie voraus; dann folgte er dem Könige in den Staatsrath.

Hier bekämpfte der Minister Necker mit großer Lebhaftigkeit den Vorschlag des Herrn von St. Priest, daß der König mit seiner Familie und den regulairen Truppen des Königs sich nach Rambouillet zurückziehen möge. Mit noch größerer Wärme aber setzte Herr von St. Priest die Hülfsquellen aus einander, die man haben würde, wenn der König persönlich in Sicherheit sei, und dann schloß er mit den Worten:

— Sire, wenn Sie sich morgen nach Paris führen lassen, so ist Ihre Krone verloren.

Der König war sehr bewegt und stand auf, um im Nebenzimmer allein mit der Königin zu sprechen.

Indeß hatten die Revolutionaire für den Fall der Abreise des Königs nach Rambouillet schon ihre Maßregeln getroffen.

In einer der Kirchen versammelten sich die Hauptanführer der Orleans'schen Partei. Mirabeau hatte den Plan zu dem Unternehmen entworfen.

— Die Angelegenheiten stehen jetzt so, — sprach Mirabeau, — daß der König und die Königin entweder die Flucht nach Rambouillet ergreifen, oder im Kampfe, der jetzt aufgeregt werden muß, getödtet werden. Im erstern Falle gebührt dem Herzoge von Orleans die Regentschaft, — im letztern die Krone.

Unter den Anwesenden befanden sich zwei Weiber, denen man es ansah, daß es verkleidete Männer waren. Als diese Beiden aus dem Dunkel des Säulenganges herantraten in die Umgebungen des Hochaltars, wo die angezündeten Altarlichter ihre schauerlichen Streiflichter auf die bleichen Angesichter dieser Hochverräther warfen, machte man ihnen ehrerbietig Platz. Man hatte in jener unwürdigen Vermummung die Herzöge von Orleans und Aiguillon erkannt.

Ein neuer Angriff gegen Tagesanbruch auf das Schloß von Versailles wurde beschlossen und der Herzog von Orleans rief: — Damit die Leute, die dem Könige

und der Königin beim Lever ihre Aufwartung machen wollen, den rechten Weg nicht verfehlen, will ich ihnen als Führer dienen.

Im Schloß dagegen beschwor Lafayette in demselben Augenblick den König und die Königin, sich ruhig schlafen zu legen. Er hatte sich selbst täuschen lassen von den schönen Worten der Anführer der einzelnen Abtheilungen der Nationalgarde.

Marie Antoinette zweifelte indeß noch an seiner Aufrichtigkeit.

— Sie laden eine große Verantwortlichkeit auf sich, — sprach sie zu ihm.

— Ja Madame, und ohne Unruhe.

— Also fällt Alles, was kommen kann, auf Ihr Haupt zurück.

Lafayette verbeugte sich, zum Zeichen seiner Zustimmung.

. . . . . .

Der König war sehr ermüdet von den Anstrengungen des Tages und legte sich vertrauungsvoll zu Bette.

Auch Lafayette war so fest überzeugt von der Ergebenheit der Nationalgarde, daß er sich selbst zur Ruhe begab, ohne weitere Vorkehrungen für die Sicherheit des Schlosses zu treffen.

Nur die Königin blieb bis zwei Uhr auf. Herr von Campan hatte den Dienst bei ihr im Vorzimmer. Als

er im Begriff war sich zurückzuziehen, ließ ihn die Königin noch einmal eintreten und sprach mit ihrer unendlichen Güte zu ihm:

— Beruhigen Sie Ihre Frau und sich selbst. Herr von Lafayette hat uns so eben völlig überzeugt, daß nichts zu fürchten sei. Er hat meine ganze Familie eingeladen sich zur Nachtruhe zu begeben, indem er sich für die Treue und Ergebenheit seiner Armee verbürge.

— Zwar, — fuhr sie nach einem augenblicklichen Nachdenken fort, — habe ich grade nicht Ursache auf die Anhänglichkeit des Herrn von Lafayette bedeutend zu rechnen; allein auf der anderen Seite sollte ich durchaus nicht glauben, daß er seine Ehre als Oberbefehlshaber so leichtsinnig auf's Spiel setzen würde, wenn er seiner Sache nicht gewiß wäre; denn es waren zu viele und zu achtbare Zeugen zugegen, als er dem Könige versicherte, er stehe ein für die Ergebenheit der pariser Armee. Dagegen bin ich geneigt zu glauben, daß Alles, was er erzählte von der Gewaltthätigkeit, womit diese ihn gezwungen habe, auf Versailles zu marschiren, nur Finte gewesen ist, um seine eigenen Absichten zu maskiren.

Die gute Königin, wie sehr sollte sie sich irren!

. . . . . .

Die Nacht war fürchterlich. Fortwährend strömte der Regen und das war noch ein Glück für die königliche Familie, denn ohne Zweifel war dadurch noch viel

Gesindel abgehalten, nach Versailles zu ziehen und dort den Tumult noch zu vermehren.

Bis gegen vier Uhr blieb Alles so weit ruhig, daß man im Schlosse nur aus der Ferne das Gebrause einer in den Straßen von Versailles sich regenden unermeßlichen Volksmenge hörte.

Alsdann aber vernahm man drei Flintenschüsse, denen drei andre aus einer weitern Entfernung folgten. Das war das Zeichen zum Angriff.

. . . . . .

Sogleich nach Beendigung des Staatsraths hatte Herr von St. Priest dem Könige gesagt, er werde nun eilen dessen Befehle wegen Rambouillet zu vollziehen und deshalb sogleich dorthin reiten, um bei seiner Ankunft schon dort zu sein.

Der König sagte nichts nach seiner Gewohnheit, da er noch keinen Entschluß gefaßt hatte, und nachdem Herr von St. Priest dem Hofstallmeister, Chevalier von Cubiers den Auftrag gegeben hatte, in den Marställen die Wagen anspannen zu lassen, begab er sich in seine Wohnung, um seine persönlichen Anordnungen zu treffen.

Nachdem er mit seiner Gemahlin das Weitere verabredet hatte, setzte er sich zu Pferde, in einen großen Reitermantel gehüllt, um nicht erkannt zu werden. Kaum hatte er eine halbe Stunde Weges gemacht, als ihn der Wagen seiner Frau einholte. Sie meldete ihm, daß

ihr Herr von Montmorie gesagt habe, der König würde nun nicht abreisen. — Indeß, — fügte sie hinzu, — wollte ich doch ihren getroffenen Anordnungen nicht zuwider handeln.

— Man hatte übrigens, — erzählte sie, — als die Anzeichen drohender wurden, den Plan der Abreise wieder aufgefaßt. Der König wie die Königin wollten noch abreisen. Einige Wagen waren noch angespannt. Man schickte nach ihnen; aber ein elender Komödiant vom Stadttheater, welchen die Volksmenge unterstützte, widersetzte sich der Abfahrt, und diese mußte unterbleiben.

Herr von St. Priest bat seine Gemahlin, ihren Weg fortzusetzen und war froh, sie mit ihren Kindern entfernt zu wissen von den Schreckensscenen, die man nun in Versailles zu erwarten hatte. Er selbst wendete sein Pferd auf der Stelle um, und ritt mit seinem Diener im Galopp zurück. An einer der eisernen Gitterpforten in der Mauer, die den königlichen Garten von Versailles umgiebt, stieg er vom Pferde und kehrte durch die Gärten unbemerkt in das Schloß zurück.

. . . . . .

Dort befand sich noch Herr von Lafayette beim Könige, den er so beruhigt hatte, daß der König, bevor er sich in sein Schlafzimmer zurückzog, dem wachthabenden Gardehauptmann Befehl gab, seinen Untergebenen jede Thätlichkeit zu verbieten.

Herr von St. Prieſt kehrte voll Bangigkeit auf ſein Zimmer zurück und warf ſich unausgekleidet auf ſein Bett.

Wegen des beunruhigenden Getöſes, das, vom pariſer Pöbel veranlaßt, von den Straßen und öffentlichen Plätzen von Verſailles herübertönte, konnte er kein Auge ſchließen.

Als endlich der Morgen graute, ſtand Herr von St. Prieſt auf und begab ſich in ſein Cabinet, wo er an eines der Fenſter trat, die nach dem Miniſterhofe hinausgingen. Zu ſeinem unbeſchreiblichen Schreck ſah er hier, wie ſich die Gitterthore öffneten und eine zügelloſe Rotte mit Piken, Knitteln, zum Theil noch mit Säbeln und Flinten bewaffnete Menſchen, in den Hof hereinſtürzte und nach dem Prinzenhofe ſich hindrängte, wo die große Treppe ſich befindet, die zu den Wohnungen des Königs und der Königin hinauf führte.

Dieſe ganze Menge wogte unter ſeinem offenen Fenſter hindurch, ohne ihn zu bemerken, da er im Schatten des noch dunklen Zimmers ſtand.

Doch hörte er einzelne Zurufe, die ſchrecklich genug waren und ihm keinen Zweifel über den Gegenſtand der Volkswuth ließen.

Gräßliche Fiſchweiber, wie Furien anzuſehen mit ihren ſtarren, ſchwarzen aufgelöſten Haaren und weißen Schürzen ſchrieen, ſie wollten die Eingeweide der Oeſter-

reicherin dahinein thun und dann Kokarden daraus schneiden. Sie begleiteten diese cannibalischen Drohungen mit den unzüchtigsten Reden.

Herr von St. Priest eilte in die Wohnung der Gräfin Adhemar, die er nebst ihrer Nichte schon außer dem Bett und angekleidet traf. . . . . .

Die Gräfin war in Verzweiflung, daß sie in diesem Augenblicke der Gefahr nicht bei der Königin sein könne. Die Musketenschüsse hatten auch sie aufgeweckt; ihre Bedienten brachten ihr die Nachricht, daß ein Posten der französischen Nationalgarde das in diese Truppen gesetzte Vertrauen des Königs so schändlich gemißbraucht habe, den andringenden Rebellen den Eingang zu öffnen, und daß diese nun theils durch den Prinzenhof nach dem Garten, theils nach dem Eingange der Kapelle sich gewendet hätten.

Dazu kamen nun noch die Mittheilungen der schrecklichen Reden, die St. Priest gehört hatte. Man sah aus den Fenstern mitten unter der Volksmenge einen Mann, der, in einen weißen Mantel gehüllt, Allen sichtbar war, wie er mit einem Commandostabe dem wüthenden Pöbel die Richtung bezeichnete, wohin man sich zu wenden habe, um zu den Gemächern der Königin zu gelangen.

Die Gräfin und der Graf erkannten ihn Beide zu gleicher Zeit, trotz des niedergekrämpten Hutes, der sein

mit Finnen und Hitzblätterchen überſäetes Geſicht bedeckte. Mit einem leiſen Aufſchrei des Schrecks theilten ſie einander ihre Beſorgniſſe mit.

Es war der Herzog von Orleans.

Die Gräfin Adhemar zitterte an allen Gliedern. Sie wollte ſogleich ſich fortſtürzen, um der Königin zu Hülfe zu kommen; allein Cerise klammerte ſich weinend an ſie an und ſchwor, ſie nicht zu verlaſſen.

Der Gedanke, dieſes unſchuldige reizende Kind vielleicht unter den Händen dieſer Cannibalen verbluten zu ſehen und dann die vernünftigen Vorſtellungen St. Prieſt's, daß ihre ſchwache Kraft ja doch nichts helfen und retten könne, hemmte einige Augenblicke ihre Schritte.

Noch einmal wendete ſie ſich gegen das offene Fenſter. Ein einzelner Ruf ließ ſich hören; dann der Lärm einer Gewehrſalve und furchtbarer Jubelruf!

Dabei das Geſchrei im Innern der hin- und herrennenden Dienerſchaft: — Das Schloß iſt genommen! Wir ſind verloren!

— Ich muß zur Königin, — rief ſie, — und ſollten wir Beide unter Mörderhänden erliegen.

St. Prieſt hielt ſie faſt mit Gewalt zurück.

. . . . . .

In dieſem Augenblick erſchien Allen wie ein rettender Bote des Himmels der Graf Ferſen. Er hatte einen alten Oberrock übergezogen und einen großen Hut auf-

gesetzt. So sah er aus wie einer der verkleideten Hofleute des Herzogs von Orleans, der diesem zum Agenten diente, und so war er unangefochten durch den tobenden Volkshaufen gedrungen, um zu retten, was ihm auf Erden am theuersten war, seine Cerise.

— Es geht schrecklich her, — entgegnete er, — doch die Königin, hoffe ich, wird Zeit gehabt haben sich zu entfernen; noch sind ihre letzten Zimmer nicht aufgesprengt.

— Ich war dabei, — fuhr er fort, — als die zügellose Rotte über die beiden ersten Gardisten herfiel, die ihnen den Eingang an der großen Treppe verweigern wollten. Nach wenigen Minuten war der Eine schwer verwundet und entkam, der Andre, ein gewisser Deshutes, erhielt einen Pikenstich in die Brust und fiel mit dem Ausruf: es lebe der König!

Einen Augenblick starrte die darüber selbst erschrockene Menge darauf hin; schon schienen Gefühle der Menschlichkeit diese ehemals so ruhigen Bürger von Paris besänftigt zu haben; den Meisten war es genug mit diesem einen Opfer, da drängte sich ein furchtbarer Mensch vor, der von dieser Scene, wie man ihm sogleich zurief, den Namen Jourdain, der Kopfabschneider (coupetête) erhalten hatte, er war kenntlich an einem großen Barte bei einem wilden Gesicht; seine schmuzige Kleidung war durch weiße Linnenstücke, die er vorn und

auf dem Rücken aufgenäht trug, noch kenntlicher. Dieses Ungeheuer warf sich sogleich auf den noch warmen Leichnam des ermordeten Garde du Corps und hieb ihnen mit einigen Beilhieben den Kopf ab. Dann steckte er diese Trophäe mit einer entmenschten Wuth auf seine Pike und trug sie mit dem Rufe: Es lebe die Nation! die große Schloßtreppe herauf.

Eine wüthende Menge schloß sich ihm an. — Zurück! — riefen acht bis zehn Garde du Corps, die eben den Eingang besetzt hatten, — Ihr sollt den Schlaf des Königs nicht stören!

Aber unaufhaltsam mit gefällten Piken drangen sie vor. Die Garde du Corps wagten nicht zu feuern, weil sie Befehl erhalten hatten, unter keinen Umständen Gewalt zu gebrauchen, und so mußten sie Schritt vor Schritt zurückweichen.

So zogen sich denn die Gardisten in den großen Saal der Garde, deren Thüren sie hinter sich verschlossen und verriegelten. Doch der tobende Volkshaufen schlug so lange mit Gewehrkolben und Aexten gegen die untern Fächer, bis diese zersprangen. Da fand sich denn, daß der Eingang mit großen Koffern und Kisten verrammelt war.

Bald aber waren alle Hindernisse beseitigt, die Mörderbande drang in den Saal, da sollte ein zweites Opfer fallen, Herr von Varicourt . . . .

— Herr von Varicourt . . . — riefen die Anwesenden, voll Schrecken.

— Ja, dieser achtbare und loyale Garde du Corps-offizier wagte sein Leben, indem er die eindringende Bande durch Zuruf zu besänftigen und wenigstens aufzuhalten suchte; aber zwanzig Dolch- und Messerstiche erhielt er zur Antwort und verblutete im Dienst der Königin!

— Entsetzlich!

— Ein schöner Tod!

— Auf dem Bette der Ehre ist er gestorben und dennoch unrühmlich unter Mörderhänden.

— Und die Königin? . . . . .

Erst später, als es der Gräfin Adhemar und Herrn von St. Priest gelang zu der Königin zu kommen, erfuhr sie von deren Umgebungen die Gefahr, worin sie sich befunden hatte und ihre Rettung.

. . . . . .

Es war ein Glück gewesen, daß zum ersten Male in ihrem Leben die diensthabenden Kammerfrauen, Augué und Thibeaud, der befehlenden Königin ungehorsam gewesen waren. Diesem Umstande verdankte sie ihre Lebensrettung.

Marie Antoinette hatte nämlich beiden Kammerfrauen, welche den Dienst hatten, mit ihrer gewöhnli-

chen Güte befohlen zu Bett zu gehen, weil sie für diese Nacht wenigstens nichts mehr zu befürchten habe.

Bei dem Heraustreten aus dem Zimmer der Königin riefen aber diese beiden Kammerfrauen ihre eignen Dienerinnen und dann setzten sie sich alle Vier der Thür des Schlafgemachs gegenüber.

Gegen halb fünf Uhr Morgens hörten sie das schon erwähnte furchtbare Geschrei mit Flintenschüssen. Die Eine derselben eilte sogleich nach der Thür des Schlafgemachs der Königin; doch da das Eintreten in der Nacht ganz gegen die Etikette war, so zögerte sie einige Augenblicke. Indeß flog die Andre nach der entgegengesetzten Thür zu, woher der Lärm zu kommen schien und öffnete die Thür des Vorzimmers, das nach dem großen Gardesaal hinausging, dort erblickte sie den Gardisten, der sein Gewehr quer vor die eingeschlagene Thür hielt, deren Eingang von einer großen Menschenmenge bestürmt wurde. Es wurde mit Gewehrkolben nach ihm geschlagen. Ueber das Gesicht lief ihm das Blut herab; aber der brave Soldat wich nicht von seinem Platze, sondern indem er sich umwendete, rief er der Kammerfrau zu:

— Madame, retten Sie die Königin, man will sie ermorden!

Im nächsten Augenblick schloß Madame Augué, so hieß diese Kammerfrau, die Thür hinter diesem braven

Opfer seiner Pflichttreue und machte ihm damit jede Flucht unmöglich, indem sie die Königin rettete. Dann schob sie noch den Hauptriegel vor und traf beim Hinaustreten aus dem folgenden Zimmer dieselbe Vorsichtsmaßregel; sodann eilte sie mit der andern Kammerfrau, Frau von Thibeaud, in das Schlafgemach der Königin.

— Ihre Majestät, — rief sie, — erheben Sie sich um Gotteswillen! Nur noch zwei Thüren trennen Sie von ihren Mördern.

Die Königin fuhr aus dem tiefsten Schlaf und rief nach ihren Kleidern.

— Wir beschwören Ew. Majestät, — rief ihr Frau von Thibeaud zu, — sich nicht erst ankleiden zu lassen, sondern sich sogleich in die Zimmer Sr. Majestät des Königs zu retten.

Erschrocken stürzte die Königin aus dem Bette, die eine Kammerfrau warf ihr das Unterröckchen über, das sie sich nicht einmal erst Zeit nahm fest zu binden, die Andre den Pudermantel und so ohne Strümpfe in Pantoffeln, einer Ohnmacht nahe vor Schreck ließ sie sich von den beiden Frauen fortführen nach dem Oeil de boeuf zu. Aber, o Schreck und Entsetzen! die Thür des Toilettencabinets, durch welches der einzige Fluchtweg führte, die sonst immer nur von innen verschlossen gehalten wurde, war jetzt von außen zugeschlossen. Nach vergeblichen Anstrengungen sie zu öffnen, geängstigt durch

das immer näher dringende Geschrei und Getöse pochten die drei Frauen aus Leibeskräften an und schrieen dazu, daß man öffnen sollte. Mit jedem Augenblick steigerten sich Gefahr und Angst und lange dauerte es, ehe endlich der Schlüssel von außen sich drehte und der Ausgang geöffnet war.

Zum Glück war hier, wo selten die Bedienung zu thun hat, der Lackei eines königlichen Kammerdieners vorübergegangen und hatte das Pochen und Hülferufen gehört und aufgeschlossen.

Die Königin tritt nun in das Schlafzimmer Ludwigs XVI. und findet ihn nicht.

Neuer Schreck, neues Entsetzen!

Sie suchte ihren Gemahl, den König in seinem Cabinet und seinem Wohnzimmer; Niemand hatte ihn gesehen!

Erst später ergab sich, daß auch der König einen gleichen Schreck gehabt hatte. Aufgeweckt durch die Flintenschüsse, war er trotz seiner Wohlbeleibtheit, ohne die Hülfe der Bedienung abzuwarten, so rasch als möglich aufgestanden, hatte seinen Schlafrock von Brokat übergezogen und den Degen, der stets vor seinem Bette lag, unter den Arm genommen; so war er, ohne die im Vorzimmer schlafenden Kammerdiener zu benachrichtigen, besorgt um das Leben der Königin, über die kleine Treppe und die Corridors, die unter dem Ochsen-

auge liegen, hinabgeeilt, ohne durch dieses Zimmer zu gehen, welches indeß die Königin passirte, ohne diese zu treffen.

Entschlossen, denn es fehlte Ludwig XVI. nicht an persönlichem Muth, trat er in den Saal der Garden, woher das Geschrei der Rebellen und der Kämpfenden ertönte. Hier warf er einen Blick auf die entsetzliche Mordscene. Eine Menge Garde du Corps hatten sich dort gesammelt. Mit Ruhe befiehlt er ihnen, sich nur noch einige Augenblicke zu halten, dann aber nach dem Ochsenauge sich zurückzuziehen, damit sie ihr Leben nicht weiter in Gefahr setzten, und dann kehrte er in seine Gemächer zurück.

In demselben Augenblick brachte Frau von Tourzel, die Untergouvernante derselben, den Dauphin und die kleine Prinzessin, und man kann sich denken, mit welchen Gefühlen nach solchen Schreckensscenen das königliche Paar sich gegenseitig und ihre geretteten Kinder umarmten.

Nun erst hatten Beide so viel Ruhe, sich vollständiger ankleiden zu lassen.

Uebertriebene Gerüchte haben später gesagt, die pariser Rebellen wären in das Schlafzimmer der Königin gedrungen und hätten die Decken und Matratzen ihres Bettes mit Degenstichen durchbohrt.

Das Wahre davon ist, daß nur die sich auf Befehl des Königs zurückziehenden Gardisten das Schlafgemach der Königin besetzten, nachdem sie erfahren hatten, daß die Königin in Sicherheit sei. Dort aber hatten sie sich

einander zugeschworen, Jeden vom Volke niederzustoßen, der es wagen würde, in frevelnder Absicht dieses Heiligthum zu betreten.

Uebrigens hatten die Mörderhaufen bereits die Thüren der Vorzimmer aufgesprengt und jetzt gaben die Lakeien und Hausofficianten ihnen Nachricht, daß die Königin nicht mehr in ihren Zimmern sei. Augenblicklich stürzte nun die verbrecherische Horde nach dem Ochsenauge, in der Hoffnung, sich ihrer dort zu bemächtigen, während sie dort durchgingen, um zu den Zimmern des Königs zu gelangen.

Zum Glück war sie dort schon in Sicherheit und noch war die Achtung vor der Heiligkeit der königlichen Person nicht so sehr aus dem Herzen aller Franzosen gewichen, um es zu wagen auch dorthin vorzudringen.

Auch im Schlosse hatte man, während dieses furchtbaren Attentats, den Herzog von Orleans gesehen, wie er seinen Reitermantel abgeworfen hatte und in einem langen braunen Oberrock, so mit dem tief in die Augen gedrückten Hut mitten unter der pariser Mörderbande stehend, auf den Gardistensaal hingewiesen hatte, durch welchen der Eingang zu den Zimmern der Königin führte, was ohne diesen verbrecherischen Prinzen der Pöbel nicht hätte erfahren können.

Bald erhielt auch die Sache eine andere Wendung.

. . . . . .

Die Garde du Corps hatte sich endlich in das Ochsenauge zurückgezogen. Die dorthin führenden Thüren waren sämmtlich verschlossen; das Vorzimmer war mit Grenadieren der pariser Nationalgarde angefüllt, die mit Kolbenstößen die Thüren zum Ochsenauge einzuschlagen suchten, um sämmtliche Garde du Corps nieder zu metzeln.

In diesem Augenblicke erschien in der Mitte der bewegten Menge ein Rangoffizier in großer Uniform, ein Mann von imponirender Haltung und großem Körperbau. Es war der Marquis von Beudreauil, Generallieutenant der Marine und Inhaber des rothen Bandes.

Mit Muth und Entschlossenheit redete er die Bürgermiliz an und schwor ihr zu, daß es Verleumdung sei, wenn man behauptet habe, die Garde du Corps hätten sie beschimpft. Er könne mit dem Ehrenwort eines alten Militairs bezeugen, daß die Garde du Corps stets die besten cameradschaftlichen Gesinnungen für die Nationalgarde gehegt habe.

Diese Rede schien nicht ohne Eindruck zu bleiben; doch war die kochende Wuth der Pariser so schnell nicht beruhigt. Aus ihren drohenden Reden und neuen Angriffen gegen die Thür ließ sich eine Gefahr erkennen, der man auf die Dauer nicht Widerstand leisten konnte.

Da öffnete sich die Thür des Oeil de boeuf, nur mit gesenktem Degen trat ein Garde du Corpsoffizier hervor. Es war der von Allen geachtete Herr von Chevannes,

der nun das Wort nahm, indem er mit ruhiger entschlossener Würde sprach:

— Cameraden der Nationalgarde von Paris, Euer ungerechter Verdacht hat schon mehreren tapfern, pflichtgetreuen Männern das Leben gekostet; verlangt Ihr aber nach Blut, so laßt es an einem Opfer noch genügen, ich selbst erbiete mich dieses Opfer zu sein. Hier ist meine Brust, stoßt mich nieder, aber verschont die Männer, die nichts thaten als ihre Pflicht, indem sie den König bewachten gegen ungesetzliche Angriffe.

Diese edle Selbstverleugnung konnte nicht verfehlen auf die Gemüther der Franzosen, die ihm gegenüberstanden, den tiefsten Eindruck zu machen. Einen Augenblick stutzten sie; doch noch war nicht der Sieg der edlern Sache entschieden; da fuhr Chevannes fort:

— Cameraden, man hat uns mit Unrecht beschuldigt, daß wir die Kokarde der Nation verachten; sehet selbst, wie ich und wie hier diese braven Garde du Corps keine andre Kokarde tragen, als die zu der Uniform gehört, die ihnen ihr Dienst zu tragen gebietet. In jedem Augenblick aber sind sie bereit, diese Kokarde mit der Nationalkokarde zu vertauschen und ich selbst schlage Euch vor, diesen Umtausch zu bewerkstelligen.

Dabei hielt er seine eigne schwarze Dienstkokarde dem ihm zunächst stehenden Nationalgardisten entgegen, und dieser nahm sie an und gab ihm seine dreifarbige

Kokarde dafür. Dieses Beispiel fand Nachahmung und mit großer Lebhaftigkeit geschah der Umtausch der Kokarden. Im nächsten Augenblick tauschten sie die Bandeliere und Mützen gegen einander um, so daß die Tressenhüte der Garde du Corps auf den Köpfen der Nationalgarde und die Grenadiermützen der Letztern auf den Köpfen der Garde du Corps sich seltsam genug ausnahmen. Umarmungen und Trinken von Brüderschaft aus den Feldflaschen vollendete die Versöhnung.

Welcher Wankelmuth der Volksleidenschaften! Aus dem furchtbaren Kampf auf Leben und Tod war eine Verbrüderung auf Blut und Leben entstanden. Man rief: es lebe der König, es lebe die Nation und die Leibgarde!

. . . . . .

Während man das Schloß stürmte, dessen Vertheidiger erwürgte, und bis zur Königin zu dringen suchte, um sie zu ermorden, lagen die beiden Oberanführer der Nationalgarde und des Garde du Corps, Lafayette und d'Estaing, noch im tiefen Schlafe.

Der Erstere, von seinem Adjutanten geweckt, eilte, nur erst halbangekleidet, dahin, wo er seine Truppen zu finden hoffte, die aber schon zum Angriff des Königs aufgebrochen waren, den zu vertheidigen sie so oft geschworen hatten.

Bei dieser Veranlassung sah er fünfzehn Garde du

Corps, welche die Menge mit sich schleppte, um sie an die Laternenpfähle aufzuhängen.

— Duldet Ihr, — rief er einigen Grenadieren der Nationalgarde zu, — daß diese braven Leute so feige aufgeopfert werden? Schwört mir, sie zu vertheidigen!

Die Grenadiere der Nationalgarde schämten sich ihrer Grausamkeit gegen Wehrlose und übernahmen die Verbindlichkeit, die Garde du Corps gegen fernere Pöbelangriffe zu vertheidigen. Sie hielten diesen Schwur besser, als den, den König zu vertheidigen.

Dreizehntes Kapitel.

Nach Paris.

Inzwischen hatten sich alle Mitglieder der königlichen Familie, so viel deren noch in Versailles anwesend waren, im großen Cabinet des Königs versammelt. Man sah außer dem Monarchen die Königin mit ihren Kindern, die Prinzessin Elisabeth und die Prinzessinnen und Tanten des Königs. Monsieur erschien zuletzt. Trotz des beunruhigenden Tumultes dieser Nacht hatte er sich doch erst sorgfältig frisiren und pudern lassen. Im feierlichen Hofkleide, mit dem Degen an der Seite, führte er Madame ein.

Unter den Höflingen, die bald darauf erschienen, war der tapfere Marquis von Beaudreuil der Erste. Er brachte die Nachricht, daß die Nationalgarde mit der Garde du Corps versöhnt sei, ohne jedoch mit der Bescheidenheit wahrer Seelengröße der Verdienste zu erwähnen, die er sich bei dieser Gelegenheit erworben hatte.

Dann erschienen die Minister. Nach einer stummen Verbeugung stellten sie sich düster, stumm und schweigend im Hintergrunde auf und erwarteten, ob der König sie anreden werde, was jedoch nicht geschah.

Unter den Anwesenden sah man auch den Minister Necker. Auf ihn fielen Aller Blicke, so sehr er sich auch zurückstellte, um weniger bemerkt zu bleiben; denn man gab ihm die mörderischen Nachtscenen schuld, weil er dagegen gewesen war, daß energische Vertheidigungsmaßregeln ergriffen wurden und daß sich wenigstens die königliche Familie nach Rambouillet zurückzog. Wenn er glaubte zu bemerken, daß die Blicke der Königin auf ihn fielen, hielt er die Hände vor das Gesicht. Der sonst so entschieden auftretende Mann schien jetzt durch die Macht der Verhältnisse völlig überwältigt zu sein.

In dieser allgemeinen Betroffenheit und Stille, die mit dem auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen der Stadt immer noch tobenden Volkstumult so wahrhaft schauerlich contrastirte, war die edle Königin immer noch die besonnenste. Mit hoher Resignation ermuthigte sie die Aengstlichen und flößte selbst dem Könige heroische Entschlüsse ein. Bald sollte sie Beweise von ihrem eigenen Muth geben.

Sie stand in der Vertiefung eines Fensters, als unten auf dem Platze einige Schüsse krachten und eine Kugel dicht neben ihrem Kopfe in den Fensterrahmen

einschlug. Marie Antoinette trat einen Schritt vor und setzte ohne Unterbrechung das begonnene Gespräch fort. Diesen Umstand aber benutzte ein Herr de la Luzerne, indem er sich zwischen die Königin und das Fenster stellte, so daß eine zweite Kugel ihn, statt Jene, getroffen haben würde.

Kaum aber hatte Marie Antoinette diesen Beweis von Hingebung bemerkt, so sprach sie zu ihm mit einem himmlischen Lächeln:

— Ich errathe Sie, mein Herr! indeß, das da ist nicht Ihr Platz. Selbst nicht um mein Leben zu retten, wünschte ich einen so treuen Diener zu verlieren.

Herr de la Luzerne gehorchte, jedoch nicht eher, als bis die Königin sich etwas entfernt hatte.

Einen rührenden Anblick gewährten die königlichen Kinder. Der Dauphin, der mit den schönen blonden Haaren seiner Schwester spielte, war solcher Störung der herkömmlichen Lebensordnung noch wenig gewohnt.

— Mama, — sprach er, — mich hungert.

— Ertrage dieses wie ein Mann, — entgegnete die Königin gütig und ernst zu ihm, — und warte, bis der Tumult sich gelegt haben wird.

— Wie lange wird das dauern? — fragte er mit kindlicher Naivetät, welche die Größe der Gefahr noch nicht ahnet und doch sich von ihr auf das Aeußerste belästigt fühlt, — Mama, der Lärm ennuyirt mich!

Man suchte ihn zu beruhigen. Das Geschrei von Außen dauerte indeß noch immer fort. Das Volk aus den Gemächern des Schlosses vertrieben, verlangte mit lautem Zuruf: den Werkmeister und die Werkmeisterin zu sehen, so waren die beleidigenden Bezeichnungen die man dem König und der Königin gegeben hatte.

Die Empörung, anstatt sich zu legen, begann mit neuer Wuth und wurde bald noch drohender.

In diesem Augenblick kam der Herzog von Liancourt und sagte: die Nation verlange den König und die Königin.

— Die Nation? — entgegnete die Königin mit einem Gefühle von tiefer Indignation, — Sie irren sich, Herr Herzog, hier ist nur die Hefe der Franzosen.

Liancourt bestand indeß auf seiner Meinung. Das Conseil stimmte ihm bei. Sofort erhob sich die Königin und sprach, indem sie bei dem Minister Necker vorbeiging, nicht ohne Bitterkeit der Empfindung:

— So wollen wir denn sehen, was diese Nation des Herr Liancourt und Necker will?

. . . . . .

Marie Antoinette trat nun, den Dauphin auf den Armen tragend, auf den Balkon, wohin sie Frau von Tourzel mit der kleinen Prinzessin begleitete.

Auch der König erschien dort an ihrer Seite.

Beim Erscheinen ihrer Majestäten riefen tausend Stimmen:

— Keine Kinder! hinein mit den Kindern!

Sogleich übergab die Königin mit unbeschreiblicher Würde ihren Sohn, den Dauphin, dem Herzog von Liancourt.

Frau von Adhemar rief wie eine Unsinnige:

— Thun Sie das nicht, Majestät, Sie werden gemordet, wenn Ihnen diese schützende Aegide fehlt.

— Ach Gräfin, welcher Dienst geschähe mir damit!

Den Blick, der diese Worte begleitete, vermag keine Feder zu schildern. Die ganze Zukunft der Königin war darin enthalten. Die Menge begriff, wie alle Umstehenden, die himmlische Resignation dieser erhabenen Frau, in einer so entsetzlichen Lage. Ein Gemurmel der Bewunderung durchlief die Reihen und Ausbrüche von Enthusiasmus ergriffen selbst die Blutdürstigsten im Volke.

Doch dieser schöne Augenblick war nur von kurzer Dauer. Ermüdet vom Grüßen und von dem Beifallsrufen kehrte die Königin endlich zurück vom Balkon; da rief eine schreckliche Stimme, den Augenblick einer feierlichen Stille übertönend:

— Der König muß nach Paris!

Dieser Ruf schien Alle überrascht zu haben. Nach einem kurzen Schweigen wurde derselbe erst von einer Stimme, dann von drei bis vier Stimmen wiederholt.

Diese Stimmen aber vermehrten sich mit jedem Augenblick; endlich schrie Alles mit einer wahren Wuth durch einander, das Volk, wie die Nationalgardisten von Paris und Versailles:

— Der König muß nach Paris! Nach Paris mit der königlichen Familie!

Diese neue Forderung überraschte den König wie die Königin und den ganzen Hof. Sie kam um so unerwarteter, je weniger man früher daran gedacht hatte, für diesen Fall die Meinung des Staatsraths und der Nationalversammlung zu vernehmen.

Nicht einmal bei der Commun war ein solcher Vorschlag früher nur in Anregung gekommen. Es war also offenbar, daß ein solches Verlangen nur von den geheimen Leitern des entsetzlichen Aufstandes der so beweglichen Menge zugeflüstert sein konnte.

In der That ließ es sich nicht bezweifeln, daß es diesen Volksverführern unbequem geschienen hatte, in Paris Ränke zu schmieden und sie in Versailles auszuführen. Zudem war Versailles der Ort, wo der König mit weniger Mannschaft Herr sein konnte, wenn er nur wollte. Man mußte ihn also in die Tuilerien versetzen, wo seine Entweichung schwieriger sein würde, wenn nicht unmöglich.

Der König war über diese neue und gebieterische Forderung erstaunt. Um Zeit zu gewinnen, versprach er

dem Volke, seinen Entschluß kund zu geben, sobald er die Gesinnungen der Vertreter der Nation, der Nationalversammlung, vernommen habe. Er ließ darauf dieselbe ersuchen, sogleich zu ihm auf's Schloß zu kommen und dort sich mit ihm über diese wichtige Frage zu berathen.

. . . . . .

Schon war die Masse der Deputirten geneigt, dieser königlichen Einladung zu folgen, da trat Mirabeau auf die Rednerbühne und mit seiner Donnerstimme rief er in die allgemeine Aufregung hinein:

— Wir compromittiren damit die Würde der Nation, die wir vertreten. Wenn der König deren Meinung hören will, so schickt es sich für ihn, sich an den Sitz derselben zu begeben, denn das Volk ist souverain und kann nicht servil erscheinen vor einem Könige, der verpflichtet ist, den Befehlen einer souverainen Nation zu gehorchen.

Alles was sich unter diesen Umständen erreichen ließ, war, daß man dem Könige einen Deputirten von dreißig Mitgliedern sandte.

. . . . . .

Die Partei Orleans war nicht wenig überrascht, daß der König es wagte, dem souverainen Willen der lärmenden Volkshaufen unter seinen Fenstern nur die geringste Zögerung entgegen zu setzen. Sie suchten da-

her mit Intrigue zu erreichen, was dem Schrecken nicht gelang.

Ein sehr bekannter Mann begab sich in's Schloß zu Herrn von la Rochefoucauld. Er nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm mit geheimnißvoller Miene und mit dem Ausdruck der Reue:

— Ich Elender habe den König verrathen! O möchte jetzt meine Reue den begangenen Fehltritt wieder gut machen! Hören Sie mich und benutzen Sie, was ich Ihnen sage. Kommt Ludwig XVI. nicht sogleich nach Paris, so proclamirt die Nationalgarde bei ihrer Rückkehr den Herzog von Orleans zum Könige; das Volk nebst der Municipalität werden diesem beistimmen und die Revolution wird damit vollendet sein.

— Mein Gott, ist das gewiß, — rief der Herzog voll Schrecken aus, — hat man Sie nicht durch falsche Nachrichten hintergangen?

Darauf zog einer der Anwesenden, es war ein Bischof, aus seiner Tasche einen Brief des furchtbaren Robespierre, der damals jedoch noch nicht seine ganze blutdürstige Größe erreicht hatte, an Mirabeau. Dieser Brief, den der Bischof dem Herzog gab, lautete so:

„Alles geht gut; grüßen Sie den neuen König, der diesen Abend in den Tuilerien schlafen wird; notabene, wenn der alte Versailles nicht verlassen will.

Entschließt er sich aber nach Paris zu kommen, so müssen wir warten. Vale! —

Dieses Schreiben machte jene Nachricht wahrscheinlich. Dennoch war der Herzog von Liancourt, den man davon in Kenntniß gesetzt hatte, ungewiß was er thun sollte. Der Intriguant aber gab ihm so viel Aufschlüsse, daß der Herzog, von Furcht ergriffen, den König davon in Kenntniß setzte.

St. Priest, der wie Liancourt getäuscht war, wiederholte dasselbe und die Königin, die jenem Orleans Alles zutraute, ging in die Schlinge. Er war der Erste, der den König bestimmte, nach Paris zu gehen.

Als sich später die Sache aufklärte, beschwor der Herzog von Liancourt seine Unschuld. Wer seine erprobte Treue kannte, zweifelte nicht daran. Nur die Königin, die einmal von Mißtrauen erfüllt, sich überall von Verräthern umgeben sah, sprach stets gegen Frau von Adhemar von der Verrätherei des Herzogs von Liancourt.

Als die Minister sahen, daß der König ihre Reise nach Paris billigte, heiterte sich ihre Stirn auf. Sie hielten sich für gerettet und eilten, überall diesen neuen verhängnißvollen Entschluß bekannt zu machen. Damit aber war vollends Alles verdorben, denn es zeigte sich bald, daß die Tuilerien für die königliche Familie ein nur etwas weniger düsteres Gefängniß waren, als der Temple.

. . . . . .

Nachdem der Herzog von Orleans seit 24 Stunden so viele verschiedene Rollen gespielt hatte, wagte er es sogar, sich im Schlosse öffentlich zu zeigen, und zwar nicht mehr als Führer der Banditen, sondern als Prinz von Geblüt.

Mit dem stolzen Blick eines Siegers ging er unter den betroffenen Höflingen umher. Das Murren des Unwillens, das bei seinem Erscheinen überall laut wurde, kümmerte ihn nicht. Er lehnte sich mit einem höhnischen Lächeln auf seinen feinen Lippen an die Thür des königlichen Cabinets und als Marie Antoinette sich ihm näherte, um vorüber zu gehen, hatte er sogar die beispiellose Unverschämtheit, ihr den Arm zu bieten, um zum Könige einzutreten.

Die Monarchin aber blieb stehen. Sie warf ihm einen jener Blicke zu, die niederschmettern, wenn sie die Tugend an das Laster richtet, wendete sich mit dem Ausdruck der Verachtung von ihm ab und trat so in das Cabinet, dessen Thür sie mit einiger Heftigkeit ihm vor der Nase zuwarf.

. . . . . .

Man sagte darauf der Königin von allen Seiten, daß sie, um die Garde du Corps zu retten und sich eine friedliche Reise zu sichern, sich entschließen müsse, mit dem König der Erklärung Lafayette's an das Volk auf dem Balkon beizuwohnen.

Diese Ankündigung erfolgte und machte eine große Wirkung. Den schönen Phrasen des Commandanten fügte Ludwig XVI. noch einige versöhnende Worte hinzu, die aber den ganzen Hof indignirten.

— Meine Kinder, — rief er, — Ihr wollt, daß ich nach Paris komme? ich willige ein; aber unter der Bedingung, mich nicht von meiner Familie zu trennen.

— Ja, ja, das versteht sich von selbst, — schrie die Menge.

Andere schrieen: — Es lebe der König! es lebe die Nation!

— Meine Kinder, — fuhr der zu gütige Monarch fort, — ich ersuche Euch um Sicherheit für meine Garde du Corps!

Wie peinlich war es für die nächsten Umgebungen des Königs, die seit ihrer zartesten Kindheit daran gewöhnt waren, dem Könige eine fast göttliche Verehrung zu beweisen, jetzt sehen zu müssen, wie er sich erniedrigte, sein rebellisches Volk um das Leben seiner Getreuen anzuflehen!

Ein Jubelruf war die Antwort.

— Der König soll leben! es leben die Garde du Corps! — schrie die Menge.

Die Garden schwenkten die Hüte in die Luft, indem namentlich die Garde du Corps ihre neu angenommenen

Nationalkokarden nach außen hielten, so daß das Volk sie sehen konnte.

Nun wurde das Freudengeschrei von einem wahren Taumel der Begeisterung begleitet. Alles umarmte einander. Weiber tanzten wie Bacchantinnen; alle Gewehre wurden zu Freudenschüssen abgefeuert.

Dann leistete die Garde du Corps den Bürgereid, den auch die Armee erneuerte. Es war schrecklich, wie oft diese Eide der Treue erneuert und wie oft sie gebrochen wurden. Für diesen Augenblick wenigstens war die Versöhnung vollständig und offen geschehen. Das Volk raſete in der Wuth der Freude, wie es früher in der Wuth des Blutdurstes geraſet hatte. Die berauschte Menge vergötterte jetzt den König und die Königin, die sie früher an die Laterne hängen wollte.

Als man aber nun die Königin darauf aufmerksam machte, daß jetzt alle Gefahr vorüber und der Thron gesichert sei, sprach sie mit tiefer Traurigkeit:

— Ach Gott! das ist ja doch nur eine Frist, um so schrecklicher, da unser Untergang so nahe ist.

Und sie hatte Recht die hohe königliche Frau; und die verhängnißvolle Abreise nach Paris wurde vorbereitet.

. . . . . .

Als die Nationalversammlung durch ihre zurückkehrende Deputation erfuhr, daß der König, durch das stür-

mische Verlangen des Volks überrascht, eingewilligt habe, nach Paris zu gehen und daselbst zu residiren, erließ sie auf Mirabeau's Antrag ein Decret, wodurch sie sich für unzertrennlich von der Person des Königs erklärte.

Die Folge davon war der Beschluß dieser Volks-repräsentanten, ihre Sitzungen nach Paris zu verlegen.

Eine zweite Deputation überbrachte dem Könige beide Beschlüsse.

— Ich bin sehr gerührt, — erwiederte Ludwig XVI., — von diesem neuen Beweise der Anhänglichkeit von Seiten der National-Repräsentanten. Mein Wunsch ist daher, mich nie von ihnen zu trennen. Ich reise jetzt mit meiner Familie nach Paris. Ich werde die nöthigen Befehle geben, daß die Nationalversammlung dort ihre Arbeiten fortsetzen kann.

Die Repräsentanten nahmen diese Erklärung mit großer Wärme auf. Sie decretirten sogleich: Um dem Könige, weil er so bereitwillig den Wünschen der Nation entgegen kommt, einen Beweis von Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu geben, haben wir beschlossen, daß eine Deputation von hundert Deputirten ihn nach Paris begleiten solle.

Nicht gering aber war der Schrecken über diese Ereignisse bei der Bürgerschaft und Municipalität von Versailles; man erkannte jetzt jedoch zu spät, daß es eine ungeheure Thorheit gewesen war, in das allgemeine

Geschrei: der König solle nach Paris, mit einzustimmen. Die Entfernung des Hofes und der Nationalversammlung mußte die allgemeine Verarmung der Bewohner von Versailles nothwendig zur Folge haben.

In dieser Verlegenheit erhob sich die ganze Municipalität und begab sich in corpore zur Königin, der sie ihre unterthänigsten Bitten vortrug, das Schloß wenigstens nicht für immer zu verlassen.

— Meine Herren, — erwiederte Marie Antoinette mit Würde und im Tone eines gerechten Vorwurfs, — der König reiset nur ab, weil Sie ihn vertreiben. Die Pariser werden ihn schon besser zu bewahren wissen und an Ihnen wird es sein, ihn einst wieder zu erringen.

. . . . . .

Marie Antoinette schien so gefaßt zu sein, so voll Entschlossenheit und Resignation, und doch gab es Augenblicke, wo sie in der Mitte der Vertrautesten ihrer Umgebungen ihre Gefühle nicht so zu beherrschen wußte.

Schon am Morgen des sechsten Octobers hatte die Königin ihre erste Kammerfrau, die Frau von Campan, die sich auf ihrem Landgute befand, nach Versailles kommen lassen. Sie beauftragte sie, ihre kostbarsten Sachen in Verwahrung zu nehmen, indem sie selbst nur ein Juwelenkästchen in ihrem Wagen mitnehmen wolle nach Paris.

Noch wenige Augenblicke vor ihrer Abreise ließ die

Königin noch die Frau von Campan und ihren Gemahl in ihr Cabinet treten.

Sie war so bewegt und ergriffen, daß sie kaum eines Wortes mächtig war. Thränen füllten ihre schönen Augen und alles Blut ihres Herzens schien in ihre Wangen getreten zu sein; dann wurde sie wieder blaß zum Erschrecken.

Dem Herrn von Campan, ihrem geheimen Secretair, reichte sie schweigend die Hand zum Kuß, dann sagte sie zu ihm und seiner Gattin:

— Ziehen Sie nur recht bald nach Paris; ich will Ihnen in den Tuilerien eine Wohnung anweisen lassen. Kommen Sie, verlassen Sie mich nicht mehr. Treue Diener werden unter solchen Umständen nützliche Freunde. Wir sind verloren, — schloß sie dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Vorahnung, — und werden vielleicht zum Tode geführt. Gefangene Könige sind wenigstens nahe daran.

. . . . . .

Mit dem Schlage ein Uhr stieg der König in den Wagen. Es war eine der großen Reisekutschen, die bequem für sechs Personen Raum gewähren. Dieser Wagen war mit acht Pferden bespannt. Außer dem Könige und der Königin hatten darin der kleine Dauphin, die Prinzessin, Tochter des Königs, Monsieur, der Bruder des Königs nebst Gemahlin, die Prinzessin Elisa-

beth und die Marquise von Trouzel, Untergouvernante der königlichen Kinder, Platz gefunden.

In mehreren folgenden Wagen saßen die Prinzessin von Chimay, die dienstthuenden Palastdamen, dann das Gefolge des Königs und die Dienerschaft. Hundert Wagen mit Deputirten und die Hauptmasse des pariser Heeres schlossen den Zug.

Auch die Gräfin von Adhemar und ihre Nichte hatten sich in einem besondern Wagen dem Zuge angeschlossen. Der Graf von Fersen, gefolgt von einem Diener, ritt, unter dem Mantel stark bewaffnet, an der Seite dieses Wagens. Stets besorgt um das theure Leben des geliebten Mädchens, warf er ihr von Zeit zu Zeit liebevolle beruhigende Blicke zu, da der ungeheure Tumult in den Umgebungen des Zuges ein Gespräch zwischen ihnen nicht zuließ. Dann aber versenkte er sich wieder in trübe Gedanken. Er war zu oft Augenzeuge gewesen von der zügellosen Anarchie des Volkes und den zügellosen Gesinnungen desselben, um nicht zu ahnen, daß diese verhängnißvolle Reise nach Paris den Sturz der Monarchie nur beschleunigen werde.

In der That läßt sich nichts Barockeres denken, als diesen entsetzlichen Zug.

Folgen wir der Erzählung eines Augenzeugen.*)

---

*) Bertrand von Melleville, in seinen Memoiren.

Ein Haufen Raubgesindel, der zwei Stunden früher aufgebrochen war, bildete den Vortrab. Demselben voran wurden, schrecklich genug, auf hohen Piken die beiden Köpfe der ermordeten Gardisten getragen. Die Cannibalen machten in Sevres Halt und trieben ihre Wildheit so weit, daß sie einen armen Friseur zwingen wollten, diese blutigen Köpfe zu frisiren. Der Mann aber wurde ohnmächtig, ehe er sein scheußliches Werk vollendet hatte.

Unmittelbar auf diesen entsetzlichen Vortrab folgte die Hauptmasse des pariser Heeres. Vor der Kutsche des Königs her zogen die Fischweiber, die den Tag zuvor von Paris angelangt waren, und jenes Heer verworfener Weiber, der niedrigste Auswurf ihres Geschlechts, war noch dazu trunken von Wuth und Wein. Mehrere dieser Weiber ritten auf Kanonen und feierten durch schreckliche Lieder alle die Schandthaten, die sie selber begangen hatten oder deren Zeugen sie gewesen waren.

Andere, die dem Wagen des Königs näher waren, sangen allegorische Lieder, deren beleidigende Anspielungen auf den König und die Königin sie durch plumpe, oft anstößige Geberden deutlich machten.

Wagen mit Mehl und Getreide, die man zu Versailles fortgenommen hatte, bildeten einen Transportzug, der von Grenadieren der Nationalgarde escortirt wurde. Umgeben aber war dieser Transport von Weibern und Packetträgern der Halle, welche Piken oder lange Pappelzweige

trugen. Man glaubte daher einen wandelnden Wald zu erblicken, aus welchem Lanzenspitzen und Gewehrläufe emporstarrten.

Jene verruchten Weiber, in der Ausgelassenheit ihrer brutalen Freude, hielten die Vorbeipassirenden an und indem sie auf die Kutsche des Königs deuteten, heulten sie ihnen zu:

— Seid gutes Muthes, Freunde! an Brod wird es uns jetzt nicht mehr fehlen, da wir den Bäcker und die Bäckerin nebst dem Bäckerjungen nach Paris bringen.

Unmittelbar hinter dem Wagen ihrer Majestäten zogen einige seiner treuen Garden, theils zu Fuß, theils zu Pferde einher. Alle befanden sich im kläglichsten Aufzuge. Die Meisten waren ohne Hut, Alle ohne Waffen und dabei von Hunger und Anstrengung erschöpft. Die Dragoner, das Regiment Flandern, die Schweizergarde, alle mehr oder weniger desorganisirt, gingen theils vor, theils neben oder hinter der langen Wagenreihe einher. Ihr schleppender Gang und das Zurückbleiben von Maroden und Nachzüglern bewies zur Genüge, wie viel sie gelitten hatten während jener Sturm- und Drangperiode in Versailles.

Die Nationalgarde von Paris war noch frischer und kräftiger, und stolz auf den großen Sieg über das Königthum hatte sie eine stolze Haltung angenommen.

Mitten unter diesem Tumult, diesem Geschrei, die-

sen rebellischen Liedern, die durch das Abfeuern von Musketen so oft unterbrochen wurden, sah man die Königin am offenen Glasfenster des Wagens sitzen, wie sie mit gefaßter Seelenruhe die edelste Haltung und eine unbeschreibliche Würde behauptete.

Unter solchen Umständen erschien es wie ein schrecklicher Hohn, der nicht wenig dazu beitragen mußte, den schmerzlichen Eindruck dieser Scenen auf das Gemüth der Königin noch zu erhöhen, daß die ganze Familie Orleans, in deren Begleitung sich die schreibselige Madame Genlis als Gouvernante der herzoglichen Kinder befand, sich auf der Terrasse von Boulainville aufgestellt hatte, um die königliche Familie, gleichsam in der Gefangenschaft des Volks, vorüberziehen zu sehen.

Während der König ihren Gruß erwiederte, that die Königin, als hätte sie diesen Verräther und die Seinigen nicht bemerkt.

Der Zug ging so langsam, daß es nahe an sechs Uhr Abends war, als die hohe Familie am Stadthause anlangte.

Am Eingange desselben empfing der eitle Mernau Saint Mery den Monarchen mit einer Rede, die ziemlich eine halbe Stunde dauerte. Darauf nahm der Maire Bailly den König achtungsvoll in Empfang und führte ihn durch den großen Saal auf den Thronsessel. An seiner Seite nahm die Königin mit dem Dauphin

Platz und zur Seite, auf die Stufen des Thrones, stellte sich die königliche Familie mit dem Gefolge auf.

Der wortreiche Bailly zeigte sich bei dieser Gelegenheit nicht bündiger als sein Vorgänger; als er diese Augenblicke des Verbrechens den Anfang schöner Tage zu nennen wagte, schien ein Blick der Königin dagegen zu protestiren, beredter und lebhafter als alle diese hohlen Phrasen jenes redseligen Maire's das Glück zu preisen wußte.

Der König antwortete nur wenig. Er war sichtbar ermüdet und angegriffen von den Anstrengungen einer so schrecklichen Nacht und eines so entsetzlichen Zuges.

Und dennoch murmelte er einige Worte von Vergnügen und Zutrauen, womit er gekommen sei; doch so leise, daß es nur von den zunächst an den Schranken Stehenden vernommen werden konnte.

Der König hatte nämlich geäußert:

— Ich komme jedes Mal mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte der Bewohner meiner guten Stadt Paris.

Da aber nur Wenige diese Aeußerung gehört hatten, so glaubte der Maire Bailly die Umstehenden davon in Kenntniß setzen zu müssen. Er rief daher mit lauter Stimme:

— Der König befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß er mit Vergnügen in seine gute Stadt Paris gekommen ist.

Er hatte dabei eine der Aeußerungen vergessen, die sehr wichtig war, um dem Könige Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen. Marie Antoinette erklärte daher laut genug, um von Allen, die im Saale sich befanden, gehört zu werden:

— Sie vergessen, daß der König auch gesagt hat: mit Vertrauen!

Der Maire hatte durch diese Bemerkung der Königin für einen Augenblick seine Fassung verloren; doch bald sammelte er sich wieder und fügte noch hinzu mit seiner gewohnten Zuversicht:

— So hören Sie es denn aus dem eigenen Munde der Königin und sind dadurch glücklicher, als wenn ich es blos gesagt hätte.

Diese peinliche und lange Sitzung nahm zuletzt ihr Ende. Der König erhob sich und die Wähler, diese neue Macht, die Municipalität und der Maire begleiteten ihn zum Wagen.

Ludwig XVI. führte die Königin. Die königlichen Kinder, die Prinzessin Elisabeth und das andere Gefolge schlossen sich ihnen an.

Monsieur führte seine Gemahlin. Man bemerkte an ihm eine gewisse Heiterkeit der Mienen, die jedoch zu wenig paßte für die beängstigende Situation des Hofes, um hier als natürlich zu erscheinen.

Der Zug, noch immer von Lafayette in Begleitung

seiner zahlreichen Adjutanten geführt, nahm nun den Weg nach den Tuilerien, indem er nur langsam vorrückte durch eine zahllose Bevölkerung von zweifelhafter, und mindestens gesagt, höchst wandelbarer Gesinnung.

Nie hatte der König in der Bedrängniß der Umstände eine mehr in die Augen fallende Unwahrheit gesagt, als mit der Versicherung, daß er vertrauungsvoll gekommen sei. Die folgende Aeußerung beweiset, daß er das selbst wohl fühlte.

Es war 10 Uhr Abends, als er an der großen Treppe des Tuilerienpalastes aus dem Wagen stieg. Herr von St. Priest, der ihm vorangeeilt war, empfing ihn dort in seiner Eigenschaft als Hofmarschall des königlichen Hauses mit den Worten:

— Ich würde Ew. Majestät auf dem Stadthause empfangen haben, hätte ich gewußt ...

— Ich habe es ja selbst nicht gewußt, — entgegnete der König mit dem Ausdruck von Traurigkeit, — daß man mich dorthin führen werde.

Vierzehntes Kapitel.

In den Tuilerien.

Der Palast der Tuilerien, den Catharina von Medicis erbaut hatte, war nie von Ludwig XIV. bewohnt. Diesem Könige hatte in seiner Jugend das Palais Royal zum Aufenthalt gedient. Später waren es andere königliche Schlösser gewesen.

Aber der Regent unter der Minderjährigkeit Ludwigs XV., der damalige Herzog von Orleans, der überall seinem Vergnügen nachging, führte den jungen König erst nach Vincennes, dann in die Tuilerien. Seit der Rückkehr Ludwigs XV. nach Versailles bewohnten nur Subalterne den Tuilerien-Palast, den dieser König mit großer Freigebigkeit hatte verschönern lassen.

Demungeachtet war dieser Palast wenig eingerichtet für eine königliche Wohnung.

Die ungeheuren Gemächer mit ihren verwitterten vergoldeten Stuckaturen, vermoderten Tapeten und ver-

schossenen oder zerrissenen Vorhängen, mit ihren alten, vom Wurmfraße zernagten unbequemen Möbeln, überhaupt mit der ganzen, mehr den Gräbern, als einer lebenden Welt anzugehören scheinenden Pracht bildete einen melancholischen Aufenthalt für einen König und eine Königin, die darin nur die äußern Anzeichen eines Verfalls ihres königlichen Ansehens finden konnte.

Sobald die königliche Familie sich in den Tuilerien befand, gab es keinen eigentlichen Hof mehr. Die Mehrzahl der Officianten des königlichen Hauses hatten ihre Stellen aufgegeben, die Emigration begann in Masse und die Garde du Corps wurde erst durch eine constitutionelle Garde und dann durch die Nationalgarde ersetzt.

Am Tage nach dem Einzuge des Königs in die Tuilerien bewies ein ungewöhnlicher Luxus an Schildwachen, daß es für die Nachkommen des heiligen Ludwig keine Freiheit mehr gebe.

Diese Gefangenschaft des Monarchen war so offen, daß, als er einst in den Garten hinabgestiegen war, um dort freie Luft zu schöpfen, man von den Umstehenden am Gitter die Worte hörte, die sie einander zuriefen:

— Seht da! den König haben sie einmal herausgelassen.

Als am 7. October Frau von Adhemar in das Schloß zur Königin gehen wollte, wurde sie am Eingange desselben von einem Offizier der Nationalgarde gefragt:

— Was wollen Sie im Schloß?

— Ich bin, — entgegnete sie, — eine der Palastdamen der Königin.

Man zuckte die Achseln.

— Eh! rief der Offizier spöttelnd, — warum hat denn Marie Antoinette Damen? meine Frau hat keine.

— Wissen Sie, — entgegnete Frau von Adhemar, empört über die Nichtachtung der königlichen Würde, die sich in dieser Bemerkung aussprach, — was der Fall sein würde, wenn Ihre Gattin als Erzherzogin von Oesterreich geboren und jetzt Königin von Frankreich wäre?

Ohne die Antwort abzuwarten, ging die Gräfin Adhemar an ihm vorüber und begab sich zur Königin.

. . . . . .

Marie Antoinette empfing ihre vertraute Palastdame mit einer tiefen Niedergeschlagenheit. Sie reichte ihr die feine weiße Hand zum Kuß, die Frau von Adhemar mit ihren heißen Thränen benetzte.

— Es gefällt mir hier wenig, — begann die Königin, — ich habe einen schweren und bösen Traum gehabt; doch wozu soll man sich noch mit nächtlichen Erscheinungen abquälen, wenn die des Tages an sich schon schrecklich genug sind! Wie wild ist nicht das entfesselte Volk! Gute Gräfin, ich rathe Ihnen auszuwandern; suchen Sie Frau von Polignac auf, die in Venedig ist und später auch nach Wien gehen wird.

— Sollte die Königin ihre Familie besuchen wollen, — entgegnete die Gräfin, — so werde ich sie begleiten; bleibt sie, so ist es meine Pflicht, sie nicht zu verlassen.

Marie Antoinette lächelte schwermüthig.

In diesem Augenblicke wurde Lafayette gemeldet.

Die Königin empfing ihn mit sichtbarer Kälte. Lafayette war darüber betroffen; er versuchte sich zu rechtfertigen. Um aber seine Rechtfertigung zu begründen, mußte er den Herzog von Orleans anklagen. Er schonte ihn auch bei diesen Anschuldigungen so wenig, daß die Königin lebhaft ausrief:

— Aber wenn Sie selbst diesen Prinzen für so strafbar und gefährlich halten, so müssen Sie ihn aus dem Königreiche zu entfernen suchen. Ihr Einfluß wird so weit reichen.

Lafayette dachte einige Augenblicke nach und entgegnete dann:

— Ja, die Entfernung des Herzogs von Orleans wird zur Rückkehr des Friedens beitragen. Ich schwöre Ihnen, Alles zu thun, ihn zur Abreise nach London zu bewegen.

— Sie sind nicht sehr glücklich mit Ihren Schwüren.

— Irre ich mich auch, so bin ich wenigstens kein Verräther, — entgegnete der Commandant, gekränkt durch diese Bemerkung der Königin.

Dieses Gespräch gab die erste Veranlassung zu der

Maßregel, wodurch der Herzog von Orleans bald darauf als Gesandter nach England geschickt wurde.

. . . . . .

Eine Volksscene anderer Art ereignete sich an demselben Tage unter den Augen der Königin.

Es waren dieselben Fischweiber, die Tages zuvor auf Kanonen reitend den Wagen der gefangenen Königin umringt und sie mit Schmähungen überhäuft hatten, die jetzt auf der Schloßterrasse unter den Fenstern der Königin erschienen. Mit lautem Zuruf verlangten sie die Königin zu sehen.

Marie Antoinette hatte schon damals die Erfahrung gemacht, die sich auch später wiederholte, daß ihre Stimme und persönliche Würde als Königin mit ihrem Ausdruck von himmlischer Herzensgüte jederzeit eine versöhnende Macht übte, selbst auf ihre rohesten und entschiedensten Gegner. Die Königin hatte daher auch schon ein gewisses Vertrauen auf sich selbst, und deshalb trat sie auch jetzt furchtlos unter diese entsetzlichen Weiber auf die Terrasse hinaus.

Unter einer solchen Rotte giebt es stets Personen, die, kecker und entschiedener als die Andern, sich gleichsam als Wortführer und Rathgeber aufwerfen. So war es auch hier eine Frau von diesem Schlage, die zu der Königin sagte:

— Frau Königin, Sie würden wohlthun, alle die

Hofleute, von denen der König verdorben wird, zu entfernen und dafür den Bewohnern Ihrer guten Stadt Ihre Liebe zu schenken.

— Ich habe mein Volk in Versailles geliebt, — entgegnete die Königin, mit ihrer so gewinnenden Herzensgüte, — warum sollte ich es in Paris nicht lieben?

— Ja, ja, — sprach eine Andere; — aber am 14. Julius wollten Sie die Stadt belagern und beschießen lassen und am 6. October wollten Sie nach der Grenze entfliehen.

— Das mag man Ihnen wohl gesagt haben, — entgegnete die Königin mit vieler Güte, — und Sie haben dann diese Verläumdungen meiner Feinde geglaubt. Das ist es eben, was das Unglück des Volks und des besten der Könige ausmacht.

Eine dritte dieser entsetzlichen sogenannten Damen der Halle redete sie deutsch an, offenbar, um sie als Oesterreicherin den Uebrigen noch verhaßter zu machen. Die Königin aber antwortete ihr lächelnd im reinsten Französisch:

— Ich bin eine so gute Französin geworden, daß ich meine Muttersprache völlig vergessen habe.

Diese Aeußerung fand allgemeinen Beifall. Durch lautes Zurufen und Händeklatschen wurde ihr dieses zu erkennen gegeben.

— Madame Königin, — sprach die Eine, — im

Namen aller meiner guten Cameradinnen schlage ich Ihnen vor, einen Vertrag mit uns abzuschließen.

— Ei, wie kann ich denn, — erwiederte die Königin, — mit Euch einen Vertrag schließen, da Ihr dem nicht glaubt, der meine Pflicht mir vorgeschrieben hat, und den ich schon um meines eigenen Glückes willen in Ehren halten muß.

Nun baten die Weiber die Königin um ein kleines Andenken an Bändern oder Blumen, die sie getragen habe.

Marie Antoinette theilte sogleich alle Schleifen und Blumen, die sie an ihrer Kleidung und an ihrem Kopfputz trug. Während dieser Theilung hörte der Ruf nicht auf:

— Es lebe Marie Antoinette! es lebe unsre gute Königin!

Dieser Ruf dauerte noch eine halbe Stunde, nachdem längst schon die Königin wieder hinein gegangen war.

So schien Alles wieder versöhnt zu sein; allein Marie Antoinette hatte einen zu scharfen Blick, um sich durch eine solche Episode in ihren Besorgnissen irre machen zu lassen und bald sollten die Ereignisse ihre Voraussicht rechtfertigen.

. . . . . .

Zwei Tage nach der Ankunft der königlichen Familie in Paris ließ die Nationalgarde durch eine De-

putation die Königin bitten, sich im Theater zu zeigen, um der Nation zu beweisen, daß sie gern in Paris sei.

Die Königin erwiederte:

— Es würde mir unendlich viel Vergnügen machen, dort zu erscheinen in der Mitte des Volkes, das ich liebe; aber es bedarf einiger Zeit, um das Andenken an die nächst vergangenen Tage, wo mein Herz so viel gelitten hat, zu vergessen.

Als die Deputirten es wagten ihr noch einige Vorstellungen dagegen zu machen, fügte sie mit dem Ausdruck von Schmerz hinzu:

— Da man bei meinem Einzuge die Köpfe der beiden Garde du Corps, die an der Thür ihres Monarchen den Tod gefunden haben, hergetragen hatte, so kann ich mir nicht denken, daß einem solchen Einzuge in Paris sogleich Lustbarkeiten folgen könnten. Indeß ist das Glück, das ich stets empfunden, so oft ich mich in der Mitte der Einwohner von Paris befunden habe, nicht aus meinem Andenken verschwunden. Und deshalb hoffe ich, es noch einmal so wie früher genießen zu können, sobald ich mich dazu stark genug fühlen werde.

So wußte sie stets das strenge strafende Wort mit versöhnender Milde zu verbinden, und dadurch viele der Herzen wieder zu gewinnen, die ihr so abgeneigt gewesen waren.

. . . . . .

Die schon erwähnte Maßregel der Entfernung jenes Unruhestifters, des Herzogs von Orleans, war ein so wichtiges Ereigniß dem bedrängten Leben der königlichen Familie, daß einige nähere Details desselben nicht ohne Interesse sein werden.

Ludwig XVI. hatte erfahren, daß die Beauftragten des Herzogs von Orleans in England große Summen als Anlehen negociirten, und kannte genau deren Verwendung.

In dieser Beziehung schrieb er an seinen Agenten, Herrn von Daumont, am 29. November einen Brief voll Vorwürfe:

— Ihr letzter Brief entscheidet nichts und spricht wenig von dem Auftrage, den ich Ihnen gegeben. Welche träge Sorglosigkeit! Sie wissen, daß ich die Summe brauche, die Sie negociiren sollen; gleichwohl gehen Sie nicht zu den Banquiers und lassen den Herzog von Orleans ruhig seine Anleihe bewirken. Der Augenblick aber war kostbar und das Geld nöthig! Ich weiß wohl, daß der Minister des Innern mit seiner Contrepolizei nicht viel ausrichtet und mir große Kosten macht, auch weiß er, daß ich mich nicht gern in Schulden stecke und von seinem System nicht sehr erbaut bin. Er will den Herzog von Orleans nachäffen, der sich ruinirt, um Unheil zu stiften und sich für einige nur zu wohl verdiente Spöttereien und Verachtung zu rä-

chen. Einer von meinen Agenten im Palais-Royal hat mich von der Anwendung der entlehnten Summe in Kenntniß gesetzt. Die hauptsächlichsten Anhänger des Herzogs erhielten 1,500,000 Franken, wovon Mirabeau allein 80,000 Livres bekam. An 60,000 Livres sind in der Vorstadt St. Antoine und bei einigen Vertrauten des Herzogs vertheilt worden. Eben so haben einige bedeutende Ränkemacher Geld empfangen, worunter Marat, Danton, einige Genfer, die zu den sogenannten Patrioten gehören und sich nach Frankreich geflüchtet haben und noch andere unbekannte und gefährliche Menschen gehören. Danach habe ich Bösewichter genug gegen mich und wie Sie sagen, muß ich mich ihrer Taktik bedienen und mich mit unternehmenden Männern umgeben. Das versprochene Geld gebe ich gern; wenigstens wird es zu keinem Verbrechen dienen. Beeilen Sie sich, meine Befehle zu vollziehen und benutzen Sie dazu die gute Stimmung des Auslandes.

Dieser Brief beweiset, wie genau Ludwig XVI. von den Cabalen seines Vetters, des Herzogs von Orleans, unterrichtet war.

Da dieser indeß fortfuhr so gefährliche Intriguen gegen die Sicherheit des Thrones zu schmieden, so ließ der König den Commandanten der Nationalgarde, Lafayette, kommen, legte ihm die ermittelten Thatsachen

und die Beweise von den hochverrätherischen Plänen des Herzogs von Orleans vor und fragte, ob er diese billige?

Lafayette protestirte dagegen und machte auch gegen den König sich anheischig, den Herzog von Orleans zu bewegen, das Königreich zu verlassen.

Es wurde zugleich ausgemacht, daß der Herzog mit einer außerordentlichen Sendung nach London beauftragt werden solle.

Nach dieser vorläufigen Verabredung schrieb nun Herr von Montmorie, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an den Herzog und ersuchte ihn im Namen des Königs um sechs Uhr Morgens in's Ministerium zu kommen.

Orleans, der glaubte, daß er es mit dem Minister allein zu thun habe, fand sich ein. Als ihm aber der Minister seine verbrecherischen Cabalen vorwarf, gab der Herzog eine sehr anmaßende Antwort. Doch wurde er bleich wie ein Todter und verlangte seine Ankläger zu sehen.

In diesem Augenblicke trat Lafayette durch eine unbemerkte Tapetenthür ein. In einem benachbarten Cabinete versteckt, war ihm kein Wort von dem Gespräch zwischen dem Minister und dem Prinzen entgangen.

Der General-Commandant sagte ihm darauf unter die Augen, was er von den Intriguen des Herzogs wußte. Er benannte sogar Zeugen für jede Thatsache und gab so viel Aufschlüsse, daß der so schwer Beschul-

digte in der ersten Betroffenheit schwieg. Dann aber sammelte er sich, bot seine ganze Frechheit auf und häufte Fabel auf Fabel und allmälig wieder sicher werdend, beschuldigte er Lafayette geradezu der empörendsten Lügen.

Eine Geberde der Entrüstung war die Antwort des Commandanten auf diese unwürdige Beschuldigung. Der Herzog dagegen war fast ohnmächtig geworden an verhaltener Wuth. Man mußte ihn auf einen Lehnstuhl niederlassen und nur langsam erholte er sich wieder. Als er im Stande war wieder zu verstehen was man ihm sagte, trat Lafayette dicht vor ihn hin und sprach:

— Der König will, daß Sie als außerordentlicher Gesandter nach London gehen sollen. Welche Antwort soll ich Sr. Majestät bringen?

— Ich werde gehorchen, — versetzte der Prinz ganz matt.

— Und wann werden Sie reisen?

— Wann es Se. Majestät befiehlt.

In ohnmächtiger Wuth verließ nun der Herzog von Orleans den Minister. Sogleich ließ er Mirabeau rufen und erzählte ihm, was vorgefallen war; verschwieg ihm jedoch die Demüthigung, die ihm seine eigene Schwäche und Lafayette's entschiedenes Auftreten zugefügt hatte.

Der moderne Volkstribun rieth nun dem Herzoge im

republikanischen Uebermuthe, auf keinen Fall zu gehorchen, sondern der Nationalversammlung das ihm zugefügte Unrecht anzuzeigen.

— Ich habe aber kein Talent öffentlich zu reden, — entgegnete der Prinz.

— Sein Sie unbesorgt, — rief Mirabeau — ich will die Motion machen und ein Decret wird Sie an Ihrem Platz zurückhalten.

Als aber Mirabeau sich aus dem Palais-Royal, der Residenz des Herzogs von Orleans, entfernt hatte, kamen die Herzöge von Liancourt und von Byron zu ihm, denen es bald gelang seinen feigen, schwankenden Charakter zur Umkehr zu bewegen. Indem sie ihm auf das dringendste pünktlichen Gehorsam anriethen, erboten sie sich zugleich, bei dem Könige für die Verzeihung seines Wankelmuths sich zu verwenden.

Ihre Meinung behielt um so mehr die Oberhand, als der Herzog sich bewußt war, daß er gegen Mirabeau einen wesentlichen Umstand verschwiegen hatte, nämlich das Dazwischentreten Lafayette's. Bei ruhigem Nachdenken mußte er allerdings besorgen, daß dieser ihn, wenn Mirabeau einen solchen Antrag machen würde, öffentlich compromittiren und damit den ganzen Plan jenes Volksredners vereiteln würde.

Er schrieb daher in der größten Eile nur mit Bleistift die wenigen Worte auf ein Stückchen Papier:

— Schweigen Sie, weil ich entschlossen bin, nach England zu gehen.

Mirabeau empfing diese Worte, als er eben schon die Rednerbühne betreten hatte, um den erwähnten Antrag zu machen. Entrüstet über solche Feigheit, rächte er sich durch beißende Epigramme, die den Prinzen entehrt hätten, wenn er es nicht schon gewesen wäre.

Nachdem nun dem Herzoge von Orleans seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten nach London officiell notificirt worden war, richtete er ein unterwürfiges Schreiben an den König, worin er ihm ganz besonders für das ihm erwiesene Vertrauen dankte.

— Ew. Majestät, — so schloß dieses Schreiben, — läßt dadurch meinem Eifer und meiner Ergebenheit gegen Sie, die ich nie verleugnet habe, vor ganz Frankreich Gerechtigkeit widerfahren.

Diese Phrase war der Königin höchst widerwärtig. Obwohl sie selbst früher dessen Entfernung aus dem Königreiche veranlaßt hatte, so war ihr doch der Gedanke unerträglich, daß man dieses für eine Begnadigung des verbrecherischen Prinzen halten könne.

— Aber warum, — rief sie aus, — giebt man ihm einen diplomatischen Auftrag, da er doch Strafe verdient hat. Ist das nicht eine Unschuldserklärung?

Der Herzog reiste ab nach London, wurde aber von dem damaligen Könige mit der ihm gebührenden Ver-

achtung empfangen. Das Ansehen seiner Stellung war nicht mächtig genug, um den Eindruck eines schlechten Rufes wieder auszulöschen.

Es gab damals noch mehrere Züge, die man am Hofe besprach, welche für die Umtriebe und den schlechten Charakter des Herzogs von Orleans Beweis ablegen.

. . . . . .

Hier mögen zwei derselben folgen:

Eines Tages trat ein gewisser Laroche, vertrauter Diener der Gräfin von Adhemar mit einer geheimnißvollen Miene zu ihr ein.

— Was giebt es Neues? — fragte sie ihn.

— Der kleine Jacob, der Sohn des Seifensieders, dem die Frau Gräfin an der Thür des Marstalls der Königin ein Etablissement erlaubt haben, also dieser kleine Jacob . . . .

— Nun, was ist es mit diesem kleinen Jacob . . .?

— Wünscht die Frau Gräfin im Geheimen zu sprechen.

— Mich? warum?

— Das wollte er mir nicht sagen; er äußerte nur, es beträfe die königliche Familie.

Ein lächerlicher Stolz würde damals doppelt zur unrechten Zeit gewesen sein. Die Gräfin ließ daher den kleinen Jacob in ihr Cabinet treten. Der immer noch von früher her der Kleine genannt wurde, war aber

jetzt ein schlanker, junger Mensch, mit fast mädchenhaften Gesichtszügen und einer Flötenstimme.

— Madame, — begann er, — sagen Sie der Königin, daß ihr eine große Gefahr drohe.

— Woher weißt du das?

— Ich kenne einen Lackei des Herzogs von Orleans, der, wenn er sich verspätet hat, immer bei mir schläft. Das war auch in der vergangenen Nacht der Fall gewesen; heute früh aber, nachdem er sich entfernte, bemerkte ich, daß er einen Brief verloren hatte. Er kam wieder und suchte ängstlich den Brief, ohne zu sagen was? Ich ließ mir natürlich nicht merken, daß ich ihn schon in der Tasche hatte; als er zum zweiten Male fort war, las ich den Brief. — Da Madame, urtheilen Sie selbst, was dieses Stück Papier werth ist. Wäre ich König, — setzte er naiv hinzu, — ich glaube, daß ich im Stande wäre auf der Stelle einen Louisd'or dafür zu zahlen.

Diese Aeußerung belustigte die Gräfin, doch war sie weit davon entfernt, die große Wichtigkeit dieses Briefes zu ahnen. Um so mehr war sie überrascht, als sie las:

Paris, am 1. Mai 1790.

Gnädiger Herr!

— Ihre Bemühungen zu London sind vergebens; die französische Krone ist zu Paris; kommen Sie nicht, um sie in Besitz zu nehmen, so werden sich schon Andre

dazu finden. Unterdessen wird man sie mit einer republikanischen Miliz bedecken.

— Wir kennen jetzt die Mitglieder des österreichischen Comités, — hieß es weiter in diesem Briefe —; der Graf Montlosier, Bergasse, Clermont, Tonnerre, Maury, Broglie, Breteuil, Maleville und Calonne gehören dazu. Man sammelt sich im Grünen (NB. Anspielung auf die Livree des Grafen Artois). Zu viel Einigkeit wäre uns schädlich; könnten wir Monsieur von der Verbindung trennen, so wäre Uneinigkeit im Lager Agamemnon's und wir gewännen viel.

— Man hat einen sichern Mann gefunden, der nach Wien reisen soll; ein Anderer wird für Stockholm und ein Dritter für Preßburg gesucht. Zehn bieten sich dazu an. Warum giebt es nicht auch Einen für Frankreich? Unsre Freunde sind für einen förmlichen Prozeß, während ein Handstreich . . . .

— Kehren Sie zurück. Ihr Mirabeau, den ich stets verachtet, ist auf dem Punkte zu den Trojanern überzugehen. Danton hat Hunger; Buzot klagt über Mangel; Marat heult, daß sein Brodschrank leer geworden ist; Gorsas thut desgleichen; Veidel, Louvet, St. Huruges, Fabre und Desmoulins sind ebenfalls wie verschmachtet. Der gute Péthion ist in großer Verlegenheit wegen eines Wechsels von 4000 Franken, der nächstens verfallen wird. Nach so vielem und hohem Un-

glück wage ich kaum mich selbst zu erwähnen; indeß wird Ihre Rückkehr ein befruchtender Regen für uns sein.

Dieser Brief war nur mit der Chiffre R. unterzeichnet. Es ergab sich daraus, daß unter dem Schutz des Herzogs von Orleans ein mächtiges Complott bestand, dessen Pläne dahin gingen, überall die Thronfolge zu ändern. Man hätte durch entschlossene und geschickte Benutzung dieses Schreibens zum Voraus die Mörder des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Schweden entdecken und diese That ungeschehen machen können, und man würde es verhindert haben, daß Ludwig XVI. später vor ein Tribunal gestellt wurde.

Frau von Adhemar gab dem Ueberbringer zu erkennen, wie hochwichtig dieses Schreiben sei, und wie nothwendig es wäre, darüber die äußerste Discretion zu beobachten.

— O, — entgegnete er, — ich weiß wohl reinen Mund zu halten; übrigens wer weiß, ob ich in zwei Monaten noch lebe. Wie es heißt, wird es Krieg geben, und ich will Soldat werden.

Dieses unbekümmerte Wesen gefiel der Gräfin. Sie gab ihm 10 Louisd'or, worüber der gute Junge ganz in Erstaunen gerieth und sie betroffen ansah; dann fügte sie noch hinzu, daß er am andern Tage mehr bekommen würde.

Unverzüglich begab sich darauf die Gräfin mit dem

Briefe nach den Tuilerien, nachdem Sie zuvor den Grafen Ferſen, der ſich gerade bei ſeiner ſchönen Braut zum Beſuche befand, davon in Kenntniß geſetzt hatte.

Der Graf zweifelte nicht, daß endlich, durch ſolche Beweiſe von empörendem Hochverrath aufgeſchreckt, Ludwig XVI. mit Energie verfahren werde, um jetzt den günſtigen Zeitpunkt zu benutzen, die Partei Orleans zu vernichten.

Allein nichts von dem Allen geſchah . . . .

Die Königin las dieſen Brief mit Entrüſtung. Niemand zweifelte daran, daß Robespierre der Verfaſſer desſelben ſei. Mit einem kühnen Schlage hätte man die halbe Million Menſchen retten können, die ſpäter dieſer Wütherich der Guillotine überlieferte; allein man begnügte ſich damit, den Ueberbringer dieſes Geheimniſſes zu belohnen. Die Königin gab der Gräfin für den kleinen Jacob 50 Louisd'ors und das Verſprechen einer gleichen Summe jährlich, nebſt Verſicherung einer baldigen Anſtellung in ihrem Hausweſen.

Der König aber, dem Marie Antoinette ſogleich dieſen Brief mittheilte, ſagte kein Wort darüber, und als die Königin in ihn drang, alle die genannten Böſewichter und den Herzog von Orleans, ſobald er von London zurückkehren würde, verhaften zu laſſen, um ihnen den Prozeß zu machen, zuckte er die Achſeln und — ſteckte den Brief in die Taſche ſeines veilchenblauen Kleides.

. . . . . .

Wie tief angelegt und furchtbar die in jenem Briefe genannte Intrigue war, bewies der Umstand, daß schon am folgenden Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, der Kaiser Joseph in Wien plötzlich mit Tod abging. Es waren alle Spuren der Vergiftung vorhanden und er selbst hatte sein Ende herannahen gefühlt und die Ursache seines Todes erkannt. Noch am Tage vor seinem Tode schrieb er einen liebevollen, besorglichen Brief an seine Schwester, woraus folgende rührende Stellen der Mittheilung werth sind.

Meine gute Antoinette!

— Ich sage Dir Adieu; denn in dieser Welt sehen wir uns nicht wieder. Ich sterbe keines natürlichen Todes; ein glühendes Feuer verzehrt mich; und meine Haut bekommt da und dort Flecken, was nur Folge von Gift sein kann. Sieh, liebe Schwester, das ist die ganze schreckliche Wahrheit . . . . . .

— Mehr noch als ihn (Leopold, seinen Nachfolger) beklage ich Dich, theure Antoinette, da du so unwürdig verfolgt wirst. Warum kannst Du nicht mit Deinem Gatten das Geschlecht wechseln? Der König von Frankreich sieht nicht, wohin man ihn führt; er denkt, sein Volk liebe ihn; allein das Volk liebt eigentlich Niemand. Es befleckt sich heute mit einem Verbrechen, das es morgen verabscheut. Mit pathetischen Phrasen wird keine Revolution gepredigt; dazu bedarf man der

Vermittelung des Henkers. So schrecklich dies klingt, so spricht doch die Erfahrung dafür.

— Meine Hand zittert, indem ich dieses schreibe; meine Augen sind matt; ich habe kalte Füße, und doch spricht man von meiner nahen Genesung. Antoinette, weine nicht; bewahre Deinen Muth und habe in Deiner Lage doppelte Kraft. Gern würde ich Dir helfen, allein man hindert mich daran. Ich empfehle Dich an Leopold, der Dir auch sehr zugethan ist. Lebe wohl und verzeih den Mangel an Etikette, da ich in meinen letzten Stunden nicht an die Königin von Frankreich, sondern an meine geliebte Schwester denke.

Joseph.

Wie viel Schmerz, wie viel Unglück auf dem Throne!

Marie Antoinette vergoß tausend Thränen, als sie diesen Brief eines geliebten Bruders las, der mit der Nachricht seines Todes zugleich eintraf. Keine Worte vermögen zu beschreiben, was sie empfand. Mit Joseph hatte sie ihre Hauptstütze verloren. Er war ein Mann von Charakter und Thatkraft. Sein Nachfolger Leopold war den verwickelten Verhältnissen lange nicht gewachsen. Ohnmächtige Versuche, halbe Maßregeln und desto tieferer Verfall waren später die Folgen seiner nutzlosen Anstrengungen.

An Gustav III. von Schweden ließ die Königin sogleich durch den Grafen Fersen schreiben, daß er gewarnt

werde; denn die Propaganda habe ihn dem Tode geweiht. Dieser edle König antwortete wie ein Held, der jedes Attentat gegen sein Leben verachtet. Die Geschichte kennt sein Ende und wie er durch Ankarström ermordet fiel als ein Opfer seines Vertrauens.

Aehnliche Antwort erhielt Marie Antoinette auch vom Cabinet zu Petersburg, und so blieb von allen Seiten die Entdeckung des kleinen Jacob fruchtlos — auch für diesen selbst.

Denn am Tage nachdem ihm die Gräfin Adhemar die zehn Louisd'or gegeben hatte, ließ er sich nicht wieder sehen. Ebenso wenig erschien er an einem der folgenden Tage. Die Gnade der Königin konnte daher nicht einmal zu seiner Kenntniß gebracht werden. Die Gräfin erkundigte sich daher bei ihrem Kammerdiener Laroche darnach.

— Vorgestern, — erwiederte dieser, — als Jacob von Ihnen kam, holte ihn der Lackei des Herzogs von Orleans zum Kegelspiele ab. Seitdem ist er nicht wieder gesehen worden. Der Lackei will mit mehrern seiner Genossen bis mitten in die Nacht hinein mit ihm gespielt haben; Alle aber haben geschworen, er habe sie dann verlassen und sei nach Hause gegangen.

Damit war aber auch jede Spur des armen Burschen verloren; seine trostlosen Angehörigen, die von je-

nem Briefe nichts wußten, waren weit davon entfernt, die Wahrheit zu ahnen.

Der Königin verschwieg die Gräfin diese Katastrophe, um sie nicht zu betrüben; sie würde gesagt haben: das ist wieder ein neues Opfer dieser entsetzlichen Cabale!

. . . . . .

Werfen wir indeß einen Blick auf das Innere der königlichen Familie.

Während es in den Tuilerien kaum noch einen Hof gab und außerhalb des Palastes der Könige nur Cabalen und Intriguen, Haß und Verschwörungen den Thron bedrohten, fanden der König und die Königin nur noch einigen Trost in ihrem Familienleben.

Einige Züge daraus in dieser bedrängten Lage sind in der That rührend. Die Freundlichkeit der kleinen Prinzessin und ihre zärtliche Anhänglichkeit an ihre königlichen Eltern, die Anmuth und der lebhafte Geist des jungen Dauphin, so wie die Sorgfalt und Zärtlichkeit der frommen Prinzessin Elisabeth gewährte ihnen immer noch einzelne glückliche Augenblicke.

Täglich gab der junge Prinz Beweise von Gefühl und Urtheilskraft. Bis jetzt hatte er noch keinen männlichen Erzieher gehabt; nur der Abbé Davont war sein einziger Lehrer, ein Mann von Geist, der sich durch die erstaunlichen Fortschritte des Dauphin in allen für sein Alter passenden Wissenschaften bewährte. Namentlich

war das Gedächtniß des jungen Kronprinzen sehr ausgebildet, so daß er lange Gedichte mit Anmuth und Gefühl vortragen konnte.

Diese Entwicklung des liebenswürdigen Königssohns machte seinen mit so vielem andern Kummer belasteten Eltern unendliche Freude. Im Uebrigen war der junge Prinz noch ganz Kind, ein Kind von reizender Naivetät, das aber durch überraschende Spuren von Nachdenken und Verstand seine königlichen Eltern entzückte.

An dem Tage nach dem Einzuge derselben in Paris hörte er einigen Lärm im Garten der Tuilerien. Erschrocken warf er sich der Königin in die Arme und rief:

— Guter Gott, Mama, ist denn heute noch gestern?

Einige Tage nach dieser naiven Aeußerung näherte er sich dem Könige mit nachdenklicher Miene.

— Nun, mein kleiner Mann, was hast Du auf dem Herzen? — fragte ihn Ludwig XVI.

— Ich möchte Ihnen gern etwas recht Wichtiges sagen, Papa, — entgegnete der kleine Prinz mit großer Ernsthaftigkeit.

— Nun, so erkläre Dich näher.

— Papa, ich weiß doch, daß Sie das Volk so sehr lieben und früher hat das Volk Sie auch geliebt; nun wünschte ich wohl zu wissen, was Sie eigentlich gemacht haben, um es so heftig zu erzürnen.

Da zog der König mit Wehmuth den schönen Kna-

den mit den feinen und klugen Gesichtszügen und dem blonden seidenen Lockenhaar auf seine Kniee und erklärte ihm die Sache folgendermaßen:

— Mein Kind, ich habe mein Volk noch glücklicher machen wollen, als es schon war. Aber ich brauchte Geld, um Ausgaben zu decken, welche die Kriege veranlaßt hatten. Ich verlangte daher Steuern und Abgaben von meinem Volke, wie es meine Vorgänger immer gethan haben. Aber die Mitglieder des Parlaments waren dagegen; sie erklärten, daß das Volk allein das Recht habe, sie zu bewilligen. Ich versammelte daher in Versailles alle die, welche durch Geburt, Vermögen und Talent die Ersten waren, das nennt man die Stände. Als sie nun versammelt waren, verlangten sie von mir Zugeständnisse, die ich nicht gewähren konnte, um weder meinen eigenen Rechten als König von Frankreich, noch den Deinigen, als meinem Nachfolger, zu viel zu vergeben. Es fanden sich aber böse Menschen, die das Volk aufwiegelten, und die traurigsten Ausschweifungen, die Du selbst in den letztvergangenen Tagen gesehen hast, sind ihr Werk. Man darf deshalb gegen das Volk selbst keinen Groll hegen.

Diese Erklärung hatte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Prinzen gemacht.

Die Königin fügte noch hinzu, daß er aus demselben Grunde die Bataillonschefs, die Offiziere der Na-

tionalgarde und alle Pariser, die sich ihm näherten, auf eine leutselige Weise behandeln müsse. Das sei jetzt — fügte sie hinzu, — ebenso sehr Gebot der Klugheit, als des Herzens. Das Kind gab sich nun viele Mühe, solchen Personen zu gefallen, und wenn er glaubte zu bemerken, daß man ihn mit Wohlwollen behandelte — und das merken Kinder sehr leicht — so schmiegte er sich zärtlich an seine königliche Mutter und flüsterte ihr in's Ohr: — Habe ich es so recht gemacht, Mama?

Einst bat der kleine Dauphin den Maire Bailly, ihm doch den Schild des Scipio zu zeigen, der sich auf der königlichen Bibliothek befinde.

— Nun, mein Prinz, — fragte der Volksvorsteher, welchen würden Sie vorziehen, Scipio oder Hannibal?

— Denjenigen, — entgegnete der kleine Dauphin, — der sein Vaterland vertheidigte.

Diese Antwort fand bei den Patrioten vielen Beifall und wendete dem jungen Thronfolger manche Herzen zu.

Solche Beweise von geistreicher Feinheit gab er öfter.

Als einst die Königin die kleine Prinzessin ihre Lectionen in der alten Geschichte wiederholen ließ, konnte sie sich nicht sogleich auf den Namen der Königin von Carthago besinnen. Dem Dauphin that die Verlegenheit seiner Schwester leid, und um ihr einzuhelfen, ohne es merken zu lassen, rief er ihr zu:

— Aber so sag' doch der Mama diese Namen, dis donc, dis donc! ein unübersetzliches Wortspiel, das bekanntlich heißt, sag doch! aber auch an den Namen, der Königin von Carthago: Dido erinnert.

Sobald der König und die Königin mit ihren Kindern nebst der Prinzessin Elisabeth in den Tuilerien sich einigermaßen eingerichtet hatten, fing die Königin seit mehrern Jahren ihre gewohnte stille Lebensweise wieder an.

Die Vormittage widmete sie der Erziehung der jungen Prinzessin, indem sie dem Unterricht derselben beiwohnte. Zugleich unternahm sie größere Stickereien, die sie angenehm und anhaltend beschäftigten. Sie besaß ungemein viel Geschmack, Kunst und Fertigkeit und stickte damals einen trefflichen Fußteppich für die Prinzessin Elisabeth, den noch später die Kaiserin Josephine bewunderte und sorgfältig aufzubewahren befahl.

Ihr Gemüth war zu sehr von den Ereignissen und den Gefahren der Gegenwart ergriffen, um ihr Neigung zu machen, sich der Lectüre zuzuwenden. Zweimal wöchentlich, ehe sie sich in die Messe begab, empfing sie den Hof bei sich und an diesen Tagen hielt sie mit dem Könige offene Tafel.

Die übrige Zeit brachte sie in ihrer Familie und mit ihren Kindern zu. Nie hatte sie Concert, da Musik sie nur wehmüthig stimmen konnte. Im Theater war

sie nur einmal und zwar nach der Annahme der Constitution im Jahre 1791.

Ihre einzige Gesellschafterin war damals Frau von Lamballe, die in den Tuilerien wohnte, indeß sie die Lücke in dem Herzen der Königin, die durch die Entfernung der Gräfin Polignac entstanden war, unmöglich ausfüllen konnte.

Diese Prinzessin Lamballe zeigte in ihren Abendzirkeln noch den letzten Rest von Glanz dieses vormals so glänzenden Hofes. Alles was an hoffähigen Personen damals noch nicht emigrirt war, fand sich dort versammelt. Auch die Königin war einige Mal zugegen. Da sie aber bald fühlen mußte, daß ihre Lage ihr nicht erlaube, sich in so großen Gesellschaften zu zeigen, so blieb sie fortwährend in ihren Cabinet, auf die angegebene Weise beschäftigt.

Ihre Stellung wurde immer einsamer; ihre Umgebungen waren immer stiller geworden und ihre einzigen Gespräche mit den sie bedienenden Frauen betrafen, wie sich wohl denken läßt, die täglichen Ereignisse der Revolution.

So suchte sie stets, möglichst genau jede Meinungsäußerung von Leuten aus dem Volke über sich zu erfahren, und da diese oft sehr bitter und unzart waren, so legte sie sich selbst damit keine geringe Seelenqualen auf.

Sie wußte recht gut, daß sie dem Parteigeist und

dem Hasse des Herzogs von Orleans und der Thorheit der Franzosen, die eine völlige Umänderung der Verfassung wünschten, alles Unglück und selbst den Abfall so vieler hochgestellten Personen zuzuschreiben hatte; aber sie suchte nichts desto weniger die Privatgesinnungen aller in den höchsten Staatsämtern stehenden Personen zu erforschen.

Was eigentlich Marie Antoinette in jener unglücklichen Periode fühlte und dachte, ergiebt sich am besten aus den Briefen, die sie damals, aus vollem Herzenserguß an die Herzogin von Polignac schrieb.

In einem derselben heißt es:

— Ich habe beim Lesen Ihrer Briefe vor Rührung geweint. Sie sprachen darin von meinem Muthe. Allein es gehört weit weniger dazu, um den schrecklichen Moment, worin ich gewesen bin, auszuhalten, als dazu täglich unsre Lage, die eigenen Leiden und die unserer Freunde und Umgebungen zu ertragen. Das ist aber eine ungeheuere Last, und wenn mein Herz nicht durch so feste Bande an meinen Gatten, an meine Kinder und an meine Freunde gekettet wäre, so würde ich wünschen, darunter zu erliegen. Aber Ihr Uebrigen haltet mich noch aufrecht; ich bin dieses Leben noch Eurer Freundschaft schuldig. Ich dagegen bringe Euch Allen das Unglück und Eure Leiden duldet Ihr um meinetwillen.

Dieselben edlen Gesinnungen gab Marie Antoinette auch durch die That zu erkennen.

Es war die Herzogin von Luynes, die kurz nach der Ankunft der königlichen Familie in Paris, nach dem Rath eines Ausschusses der constitutionell Gesinnten, der Königin den Vorschlag machte, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, um die Constitution vollends zu Stande kommen zu lassen, wodurch den Patrioten der Vorwand benommen wurde, sie fälschlich anzuschuldigen, daß sie es sei, die den König dagegen einnehme. Sie wußte, wie weit die verbrecherischen Absichten der Aufrührer gingen und beabsichtigte nichts weiter, als die Königin den entsetzlichen Gefahren zu entziehen, die sie bedrohten.

Die Königin erkannte vollkommen den Beweggrund dieser Schritte der Herzogin von Luynes; aber sie hatte den edlen Muth zu antworten:

— Ich werde mich niemals entschließen können, den König und meinen Sohn zu verlassen. Und wenn ich fest überzeugt wäre, daß ich der einzige Gegenstand und die einzige Ursache des Volkshasses wäre, so würde mich nichts abhalten, mein Leben freiwillig Beiden zum Opfer zu bringen. Aber ich weiß, daß man Absichten auf den Thron hat; ich würde also, wenn ich den König im Stich ließe, blos eine Handlung der Feigheit begehen,

weil ich darin nur den einzigen Vortheil sehe, mein eigenes Leben zu retten.

. . . . . .

Es gab so manche kleine Züge von Anfeindung gegen die Königin, die ihr vielen Kummer machten, so unbegründet sie auch waren.

So unter Anderm hatte die Königin erfahren, daß ein General Luckner bei jeder Gelegenheit die heftigsten Ausfälle gegen sie sich erlaubte.

Sie sprach darüber mit ihrer Kammerfrau, der Frau von Campan, und sagte zudieser: — Ich weiß, daß Sie eine Dame kennen, die mit dem General in nahen Verhältnissen steht. Ich wünschte daher, daß Sie Veranlassung fänden zu erfahren, was eigentlich den General zu einem solchen Benehmen veranlaßt?

Die Kammerfrau entledigte sich ihres Auftrages und erhielt zur Antwort, General Luckner sei darüber erbittert, daß der Marschall Segur ihm versichert habe, daß er ihn zum Befehlshaber eines Feldlagers vorgeschlagen, jedoch habe die Königin einen Strich durch seinen Namen gemacht und dieser Strich liege ihm schwer auf dem Herzen.

— Erzählen Sie selbst diese Antwort dem Könige, — sagte Marie Antoinette in dessen Beisein.

Die Kammerfrau gehorchte und nun nahm Marie Antoinette wieder das Wort:

— Sie sehen also, ob ich nicht Recht hatte, wenn

ich Ihnen sagte, daß Ihre Minister, um sich bei der Ertheilung ihrer Gunstbezeigungen freien Spielraum zu verschaffen, selber die Franzosen überreden, daß ich mich in Alles mischte. Man macht nicht leicht in der Provinz einen Verkauf von Salz oder Tabak, ohne daß das Volk glaubte, es geschehe dieses zum Vortheil meiner Begünstigten.

— Das ist sehr wahr, — entgegnete der König, — aber ich kann kaum glauben, daß der Marschall von Segur so etwas an Luckner gesagt haben kann; er wußte ja recht gut, daß Sie sich niemals mit dem Geschäft der Gnadenbezeigungen befaßt haben. Dieser Luckner ist ein schlechter Mensch und Segur dagegen ein braver wackerer Mann, der eine solche Lüge nicht gesagt haben kann. Indeß im Uebrigen haben Sie recht und wegen einiger begünstigter Personen, denen Sie eine Versorgung geben ließen, hat man ungerechterweise ausgesprengt, daß Sie alle Civil- und Militairposten vergäben.

. . . . . .

Damals machte es sich der sämmtliche Adel, der noch zu Paris war, zur Pflicht, sich regelmäßig zur Cour beim Könige einzufinden. Das Zuströmen im Palast der Tuilerien war bedeutend. Die Anhänglichkeit des Hofadels, soweit er nicht von demokratischen Ideen sich hatte hinreißen lassen, ließ sich auch an äußern Abzeichen erkennen.

Die Lilie ist bekanntlich das Wappenbild der Bourbons. Diesem zu Ehren trugen die Damen, die es mit der Hofpartei hielten, zu Ehren des Königs und der Königin so übermäßig große Liliensträuße vor der Brust und so mächtige weiße Bandschleifen am Kopfputz und an den Kleidern und zeigten sich damit so auffallend im Theater, daß deshalb nicht selten Lärm entstand, indem das Volk ihnen zurief: — Fort mit den royalistischen Abzeichen!

An allen Ecken von Paris verkaufte man Nationalkokarden, alle Schildwachen hielten die Personen, die keine trugen, an, die jüngere Welt machte sich ein Verdienst daraus, sich diesem Volksgesetz zu unterwerfen, welches selbst ein loyaler Augenachtungswerth geworden war, seitdem sich der König demselben gefügt hatte.

Der König that einige Schritte bei der Nationalversammlung, um diese Mißhelligkeiten zu beseitigen. Allein sie schöpfte daraus Mißtrauen gegen den König selbst. Er empfahl daher seinen Umgebungen eine größere Vorsicht in den Aeußerungen ihrer Anhänglichkeit; allein es war unmöglich ihre Aeußerungen zu unterdrücken, die dahin gingen, daß der König nicht frei sei und daß Alles, was er thue, null und nichtig sei und ihn für die Zukunft nicht bände.

Man war so unvorsichtig an der königlichen Tafel, Aeußerungen zu machen, die wahrhaft gefährlich waren,

weil fast die ganze Dienerschaft, die bei Tische aufwartete, im Solde der Gegenpartei stand und aus dem Unschuldigsten ein Gift sog, das, mit Vergrößerungen im Volke verbreitet, zu den ärgsten und gefährlichsten Verläumdungen Veranlassung gab.

So wurde die Lage des Hofes in Paris immer unerträglicher.

Die Ereignisse gingen ihren furchtbaren Gang und es war die höchste Zeit, daß man auf Rettung dachte.

Funfzehntes Kapitel.

Fortschritte der Revolution.

Der Herzog von Orleans war seines Aufenthalts in London müde geworden, da ihn der Hof Georgs III. zu deutlich die Verachtung fühlen ließ, die jedes loyale Cabinet gegen diesen erlauchten Revolutionair hegte. Zudem war es ihm in London unbequem zu intriguiren und wie wir aus dem früher mitgetheilten Briefe Robespierre's bereits gesehen haben, wurde er unablässig bestürmt von seinen Anhängern und Agenten, schleunig zurückzukehren.

Deshalb schrieb er nach Paris und verlangte seine Zurückberufung, die ihm der König nicht zu bewilligen dachte. Man wandte sich abermals an Lafayette, der einen seiner Adjutanten nach London schickte, um in seinem Namen dem Herzoge zu verbieten, England zu verlassen.

Diese Unschicklichkeit machte Aufsehen. Der Her-

zog benutzte dieselbe und kam ohne Weiteres nach Paris. Der Commandant der Nationalgarde versuchte nochmals ihm zu imponiren, aber dieses Mal umsonst. Der Prinz war der Majorität in der Nationalversammlung gewiß und wendete sich an diese. Lafayette hatte alle Unannehmlichkeiten davon zu tragen und die Revolution hatte durch Orleans' Rückkehr einen neuen Stützpunkt gewonnen.

. . . . . .

So machte denn die Revolution ihre entsetzlichen Fortschritte. Eine Geschichte derselben zu liefern, kann hier nicht unsere Absicht sein. Das Fest der Föderation vom 14. Juli 1790 war ein Triumph der Anarchie über das Königthum.

Vorhergegangen war ein Ereigniß, das die Ruhe der königlichen Familie auf das Aeußerste störte.

Es war die öffentliche Anklage gegen einen treuen unternehmenden Anhänger derselben, den Marquis von Favras.

. . . . . .

Schon seit dem Anfange des Jahres 1790 war der Hof durch die Angelegenheit des unglücklichen Favras sehr beunruhigt.

Dieser unternehmende Edelmann hatte den kühnen Plan gefaßt, den König zu entführen und eine sogenannte Contrerevolution zu bewirken.

Der Marquis von Favras, dessen Jugend so stür-

misch gewesen war, bewahrte noch im reiferen Alter jene feurige Einbildungskraft, jenen Dünkel und jene Unvorsichtigkeit, die ihn in früheren Verhältnissen so oft auf Abwege geführt hatten.

Die Frevelthaten des 5. und 6. Octobers hatten sein edles ritterliches Gemüth empört. Es war dadurch das heftigste Verlangen in ihm erweckt, Alles zu versuchen, um die königliche Familie den Gefahren zu entziehen, wovon sie bedroht war. Er beschäftigte sich daher mit mehr Eifer als Klugheit mit dem Plane, den König zu entführen.

Dazu entwarf er, wie man ihn beschuldigte, den Plan, eine Armee von etwa 30,000 Royalisten im Geheimen anzuwerben und auszurüsten. Da aber eine solche Unternehmung bedeutende Geldsummen erforderte, womit der Marquis von Favras gerade am wenigsten versehen war, so gab er sich alle mögliche Mühe, sich dergleichen zu verschaffen. Er sprach darüber mit mehreren Banquiers und theilte seinen Plan mehreren Royalisten von seiner Bekanntschaft mit, die er noch am meisten für geeignet hielt, ihn mit seiner Börse zu unterstützen. Allein Freunde dieser Art spendeten ihm mehr Lob als Credit und Geld.

Um dieselbe Zeit ereignete es sich zufällig, daß Monsieur, der Bruder des Königs, der in Folge verschiedener Operationen der Nationalversammlung seine Einkünfte

nicht eingezahlt erhalten hatte, auf Mittel dachte, seine Verpflichtungen zu erfüllen, ohne der Nationalversammlung mit Anträgen deshalb lästig fallen zu müssen. Um sich aus dieser Verlegenheit auf einem weniger unangenehmen Wege als vermittelst einer Anleihe zu entziehen, faßte der Prinz den Entschluß, bis zu der benöthigten Summe von zwei Millionen Franken, ihm gehörige Schuldverschreibungen zu veräußern.

Nun aber war ihm der Marquis von Favras, der einige Jahre früher in der Schweizergarde von Monsieur gestanden hatte, als ein Mann bezeichnet, der ganz besonders dazu geeignet sei, dieses Geschäft bei den Banquiers Schaumel und Sartorius abzuschließen. Der Prinz unterzeichnete daher eine Vollmacht auf denselben und trug seinem Zahlmeister auf, dieses Geschäft weiter zu verfolgen.

Die Plauderhaftigkeit einiger Personen, die um den Plan des Herrn von Favras wußten, welche die Unvorsichtigkeit, womit er diese Schritte that und das Geldgeschäft, das er für den Bruder des Königs übernommen hatte, unaufhörlich durcheinander warfen, beschleunigten eine Katastrophe, in welche Monsieur unschuldigerweise mit verwickelt wurde.

In der Nacht vom 24. auf den 25. December wurden Herr und Frau von Favras verhaftet und angeklagt: eine Verschwörung gegen die vom Könige und

der Nation eingeführte Ordnung der Dinge angezettelt und zu diesem Zweck das Complott entworfen zu haben, des Nachts Bewaffnete in die Stadt zu führen, um sich der drei Hauptchefs der Staatsverwaltung zu entledigen, die königliche Garde anzugreifen, das Staatssiegel fortzunehmen und Ihre Majestäten nach Peronne zu entführen; ferner, daß sie versucht hätten einige Leute der Nationalgarde zu bestechen und sie durch Versprechungen und trügerische Mittheilungen irre zu führen; daß sie Conferenzen mit den Banquiers gehabt hätten, um sich bedeutende Geldsummen zu verschaffen, so wie auch mit andern Personen, um dieses Complott über die Provinzen zu verbreiten.

Am Tage nach der Verhaftung jener beiden Unglücklichen las man in der Hauptstadt einen in unzählbaren Exemplaren verbreiteten Zettel, der so lautete:

„Der Marquis von Favras auf dem Königsplatze ist in der Nacht vom 24. auf den 25. nebst seiner Frau verhaftet worden wegen eines Plans, den er entworfen hatte, 30,000 Mann auf die Beine zu bringen, Herrn von Lafayette und den Maire der Stadt ermorden zu lassen und sodann uns die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Der Bruder Sr. Majestät sollte an der Spitze stehen. Unterz. Barrauz."

Diese öffentliche Anzeige gegen Monsieur, den Bruder des Königs, die durch Zusätze von Seiten der Un-

ruhstifter noch sehr verschlimmert würde, erregte in der Hauptstadt die heftigste Gährung, nicht blos gegen diesen Prinzen, sondern auch gegen den König selbst, von welchem man voraussetzte, er stehe mit seinem Bruder im Einverständnisse. Man behauptete unter Anderem: dem Bruder des Königs wären mit Ende des Jahres gleichsam die Schuppen von den Augen gefallen; er habe sich eingebildet, wenn er den Demokraten im verjüngten Maßstabe spiele, so würde er sicher sein vor den Anfeindungen der Revolutionsmänner. Dergleichen Speculationen sahen ihm in der That ähnlich, daß man allgemein daran glaubte. Für diesen Zweck habe er sich Geld verschaffen wollen und Herr von Favras sei sein Agent dabei gewesen. Dieser habe Geld vertheilen sollen, um den Prinzen populär zu machen. Der Marquis aber habe diesen Auftrag zur Begründung einer wahren Gegenrevolution benutzt. Monsieur aber sei dadurch compromittirt, habe den Kopf aus der Schlinge gezogen und seine Unterhändler aufgeopfert.

Ja man ging noch weiter. Herr von Favras, hieß es, habe bei seiner Verhaftung ein Document bei sich gehabt, das ihn völlig hätte rechtfertigen und Monsieur dagegen anschuldigen können. Der Prinz habe ihm eine große Summe dafür geboten; als aber der Marquis sich fortwährend geweigert habe, es herauszugeben, so habe Monsieur einen Mann von außerordentlicher Kör-

perkraft zu ihm in's Gefängniß geschickt und ihm mit Gewalt diese Schrift abnehmen lassen; durch diesen Raub aber sei der Unglückliche dem Tode überliefert.

Eine heftige und nahe Explosion schien unvermeidlich zu sein. Da entschloß sich Monsieur zu einem Schritte, der allein geeignet war, die ihn und den König bedrohende Gefahr abzuwenden. Er begab sich am 25. December in die Versammlung der Repräsentanten der Commun und wurde daselbst mit der ihm gebührenden Achtung empfangen.

— Meine Herren, — redete er die Versammelten an mit der Sicherheit eines ruhigen Bewußtseins, — der Wunsch, eine abscheuliche Verläumdung zurückzuweisen, führt mich in Ihre Mitte. Herr von Favras ist gestern auf Befehl Ihrer Untersuchungscommission verhaftet worden und man verbreitet heute, mit vieler Geflissenheit, daß ich in großen Verbindungen mit ihm stände. Ich glaube es dem Könige und Ihnen schuldig zu sein, Sie über die Beziehungen zu unterrichten, worin einzig und allein Herr von Favras zu mir gestanden hat.

Und nun berichtete er einfach über die schon oben erwähnte Geldoperation und die Dienste, die ihm der Angeschuldigte dabei geleistet habe; dann fügte er hinzu:

— Ich habe Herrn von Favras nie gesprochen, ihm nie geschrieben und nie irgend einen andern Verkehr mit ihm gehabt. Was er sonst gethan haben mag, ist mir

völlig unbekannt. Indeß habe ich erfahren, daß man in der Hauptstadt einen Zettel, unterzeichnet: Barrauz, haufenweise verbreite, welchen er vorlas.

— Sie werden gewiß nicht erwarten, — schloß er sodann, — daß ich mich so weit erniedrige, mich gegen eine so nichtswürdige, erlogene Verläumdung zu rechtfertigen.

Mit dem lebhaftesten Beifall von der Tribüne wie von der ganzen Versammlung wurde diese offene Erklärung aufgenommen.

Der Maire Bailly drückte in seiner Antwort die Gefühle der Ehrfurcht und der Ergebenheit aus, wovon die Versammlung gegen den Prinzen durchdrungen sei, so wie das grenzenlose Vertrauen, welches ihnen seine Tugenden einflößten.

Nachdem Bailly geendet hatte, nahm Lafayette das Wort.

Er meldete, daß er schon die Verfasser jenes Zettels habe verhaften lassen und daß sie sich bereits im Gefängniß befänden. Der Bruder des Königs bat um ihre Begnadigung; aber die Versammlung entschied, daß sie zur Untersuchung gezogen und bestraft werden müßten. Dann glaubte Monsieur auch die Nationalversammlung von dem Beweggrunde, der ihn zu diesem Schritt bewogen hatte, unterrichten zu müssen. Er übersandte ihr daher eine Abschrift der Rede, die er auf dem Stadt-

hause gehalten hatte und fügte eine Note hinzu, worin er anzeigte, daß er der Nationalversammlung ein Verzeichniß der Schulden einreichen werde, die er mit den zwei Millionen, wofür er die Obligationen unterschrieben hatte, abzuzahlen gedenke.

So wendete sich diese peinliche Angelegenheit noch ganz günstig für die königliche Familie, um desto unglücklicher aber für den Marquis von Favras und dessen Familie.

Nachdem er auf Befehl der Untersuchungscommission der Nationalversammlung verhaftet worden war, wurde er nach dem Chatelet gebracht, wo er sich mit vieler Ruhe und Geistesgegenwart vertheidigte und die gegen ihn erhobene Anklage mit Nachdruck zurückwies. Man stellte ihm Zeugen entgegen, welche die meisten der gegen ihn erhobenen Anklagepunkte beschworen. Der Marquis leugnete viele dieser Thatsachen ab und erklärte, daß die übrigen sich blos auf die Anwerbung eines Heerhaufens bezögen, um die in Brabant vorbereitete Revolution zu befördern. Er forderte die Namen derer zu wissen, die ihn angeschuldigt hatten; das wurde ihm verweigert und er beklagte sich darüber bei der Nationalversammlung, die indeß zur Tagesordnung schritt.

Schon während seines Prozesses ließ sich erkennen, daß sein Tod unvermeidlich sei. Die Richter hörten vor den Fenstern des Versammlungssaales das Wuth-

geschrei des rohesten Pöbels. Deutlich vernahm man den schrecklichen Zuruf: An den Laternenpfahl mit ihm!

Es mußten sogar starke Abtheilungen von Truppen und Artillerie im Hofe des Chatelet aufgestellt werden, um nur einigermaßen die Unabhängigkeit der Berathung aufrecht zu erhalten. Das war jedoch nicht der Fall. Das Gericht hatte erst den Marquis von Besenval von einer ähnlichen Anklage freigesprochen. Um so stärker war die Volkswuth gegen diesen Unglücklichen ausgebrochen.

Ohne Zweifel ließ sich dadurch der Gerichtshof einschüchtern. Er weigerte sich, die von dem Angeklagten benannten Vertheidigungszeugen zu vernehmen.

Favras wurde verurtheilt vor der Kathedralkirche schimpfliche Abbitte zu leisten und dann auf dem Grèveplatz gehängt zu werden.

Er hörte sein Todesurtheil mit bewunderungswürdiger Ruhe an und sprach dann voll Würde zu den Richtern: — Ich beklage Sie sehr, daß Sie sich gezwungen sehen, auf so schwache Zeugnisse hin einen Unschuldigen zum Tode zu verurtheilen.

Der Referent entgegnete: — Ihr Leben ist ein Opfer, das Sie der öffentlichen Ruhe schuldig sind.

— In diesem Falle, — entgegnete der Marquis, — sterbe ich in meinem Berufe.

— Ich kann Ihnen keinen andern Trost geben, als den die Religion gewährt.

— Mein größter Trost, — entgegnete der Marquis mit edler Ruhe, — ist meine Unschuld.

Indeß hatte die Königin gefürchtet, daß seine letzten Geständnisse noch dem Bruder des Königs bedeutende Unannehmlichkeiten bereiten würden. In ihrem Auftrage schickte daher Frau von Campan eine zuverlässige Person nach dem Stadthause, um über das Benehmen des Unglücklichen zu berichten. Dieser meldete, der Verurtheilte habe verlangt, von der Kirche Notre-Dame, wo er knieend hatte Abbitte leisten müssen, noch einmal nach dem Stadthause zurückgeführt zu werden, um seine letzte Erklärung, so wie Aufschlüsse, die zu seiner Rechtfertigung dienen würden, zu geben.

Nach diesem Bericht zitterte Marie Antoinette für das Leben ihres Schwagers. Sie wußte, was dieser oft für seltsame Ideen hatte und daß er stets geneigt war, sich den unbesonnensten Rathschlägen hinzugeben; sie kannte diese Volkstribunale, die später bewiesen haben, wie wenig sie das Leben erlauchter Personen schonen, wenn politische Leidenschaften gegen sie erwachen.

Favras wurde zurückgeführt; indeß seine letzten Aussagen compromittirten Niemanden. Er hatte nur noch einmal seinen letzten Willen durchzulesen und noch Einiges zu verbessern. Allein mit keinem Wort klagte er

den Prinzen an, wodurch er sich selbst hätte retten können.

Mit edler Resignation erlitt er den schimpflichen Tod; das geschah im Februar 1790 und machte am Hofe Ludwigs XVI. den tiefsten Eindruck.

Ueber seine Schuld oder Unschuld schwebt bis heute noch ein gewisses Dunkel; ebenso über die Mitwirkung des Bruders des Königs. Die gleichzeitigen Memoiren nehmen stets nur Partei dafür oder dagegen.

In bewegten Zeiten wird der Geschichte so manche Thatsache verfälscht, die im Gebiet politischer Leidenschaften sich ereignen.

Jedenfalls wurden selbst nach dem Tode des Herrn von Favras der Königin neue Verlegenheiten dadurch bereitet, daß man auf indiscrete Weise ihre Theilnahme für die hinterbliebene unglückliche Familie in Anspruch nahm.

. . . . . .

Schon am Sonntage nach der Hinrichtung des Marquis von Favras kam ein Herr de la Villernoy zu der ersten Kammerfrau der Königin und meldete ihr, daß er noch an demselben Tage bei der öffentlichen Mittagstafel des königlichen Paares die Wittwe Favras und ihren Sohn, beide in Trauer, vorstellen werde und daß alle Royalisten erwarteten, die Königin werde die Familie dieses Unglücklichen mit Wohlthaten überhäufen.

Frau von Campan that Alles, was sie konnte, um diesen Schritt zu hintertreiben. Sie sah voraus, welche Wirkung eine solche Scene auf das gefühlvolle Herz der Königin machen mußte und welchen peinlichen Zwang sie sich aufzulegen genöthigt sein würde, da sie jedesmal bei offener Tafel den schrecklichen Santerre, den Befehlshaber des pariser Gardebataillons, hinter ihrem Stuhle stehen hatte.

Der Kammerfrau fehlte es an Gelegenheit, die Königin darauf vorzubereiten, da sie sich bereits, umgeben von dem ganzen Hofe, in der Messe befand.

So mußte die treue Dienerin den Ereignissen ihren freien Lauf lassen. Noch darüber nachdenkend, saß sie auf ihrem Zimmer. Als die Mittagstafel so eben vorbei war, hörte sie anklopfen an die Thür desselben, die nach dem Corridor hinausging.

Es war die Königin selbst.

— Sind Sie allein, liebe Campan? — fragte Marie Antoinette.

— Zu Befehl, Majestät.

Nun trat sie ein und warf sich auf einen Sessel, indem sie mit Thränen in ihren schönen Augen ausrief: — Ach, ich komme, um mich recht ausweinen zu können.

— Welche Unbesonnenheit, — fuhr sie im klagenden Tone fort, — von diesen Ueberspannten der königlichen Partei? Man muß wohl zu Grunde gehen, wenn man

von Leuten, die alle mögliche Talente mit allen möglichen Verbrechen vereinigen, angegriffen, und dagegen von Leuten vertheidigt wird, die bei einer achtungswerthen Gesinnung dennoch keinen richtigen Begriff von unserer Lage haben. Solche überspannte Freunde haben mich in den Augen beider Parteien blosgestellt, indem sie mir die Wittwe und den Sohn des unglücklichen Favras vorstellten. Dürfte ich frei handeln, so würde ich den Sohn eines Mannes, der sich so eben für uns aufgeopfert hat, bei der Hand genommen und zwischen den König und mir an die Tafel gesetzt haben; aber umgeben von den Henkern, die so eben den Vater umgebracht haben, wagte ich nicht einmal die Augen auf ihn zu richten. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich für das arme Kind nicht mehr Theilnahme gezeigt, die Revolutionsmänner dagegen werden erbittert sein bei dem Gedanken, daß man mir durch diese Vorstellung einen Gefallen zu erzeigen geglaubt habe.

— Indeß, — fügte die Königin noch hinzu, — kenne ich die Lage der Frau von Favras und weiß, daß sie hülfsbedürftig ist. Daher beauftrage ich Sie, durch eine sichere und verschwiegene Person diese Rolle von 50 Louisd'ors ihr zu übersenden und sie versichern zu lassen, daß ich stets für sie und ihren Sohn Sorge tragen werde.

Sechzehntes Kapitel.

Projecte und Fluchtpläne.

Jetzt kam die Zeit der steten Besorgnisse einer schrecklichen Katastrophe für die unglückliche Königsfamilie.

Es häuften sich die Rathschläge, die ihnen theils von Personen aus dem Hofadel, theils von fremden Monarchen gegeben wurden, zu ganzen Bergen von Denkschriften und Briefen.

Die Königin hatte genug zu thun sie nur zu lesen und zu prüfen. Die meisten dieser Rathschläge waren unsinnig und unausführbar; andere zeugten von Verstand und Ueberlegung.

Der Graf von Fersen hatte damals öfter als früher Zutritt bei der Königin, da sie diesen entschlossenen und verständigen Mann in den wichtigsten Angelegenheiten zu ihren geheimsten Berathungen zuzog.

Die böse Welt, die keine Veranlassung vorübergehen ließ, diese edle unglückliche Königin zu verläumden,

wollte darin ein strafbares vertrautes Verhältniß finden; allein die näheren Umgebungen der Königin wußten recht gut, daß der schwedische Graf die mit jedem Tage schöner aufblühende Nichte der Gräfin Adhemar liebte. Die Königin selbst wußte darum und billigte dieses Verhältniß, das nur um so mehr beitragen mußte, den ritterlichen Grafen an ihr Interesse zu knüpfen. Zudem hatte das Aufhören aller strengen Etiquette es der Gräfin Adhemar erlaubt, ihre Nichte Cerise der Königin ohne feierliche Audienz vorzustellen und diese hatte es sich nicht versagen können, diese lieblichste verborgene Blume ihres Hofes auch ihrem Gemahl dem Könige vorzuführen. So hatten beide Majestäten ungemeines Wohlgefallen an dem kindlichen reizenden Geplauder der jungen Cerise gefunden, die, weil sie noch nicht das Alter hatte, um hoffähig zu sein, überhaupt auch es die Gräfin Adhemar und der Graf Fersen nicht wünschten, daß in der jetzt so bewegten Zeit, wo Niemand, der am Hofe Ludwigs XVI. lebte, seiner Freiheit und seines Lebens sicher war, das harmlose junge Mädchen in das Geschick derselben mit verwickelt werde.

Cerise half der Königin in ihrem Cabinet oft an ihren großen Stickereien arbeiten und wenn dann der Graf von Fersen dazu kam und die Königin durch ihre Liebenswürdigkeit Beide ermuthigte, sich in ihrer Gegenwart keinen Zwang anzuthun, so herrschte bald in die-

sem kleinen Kreise eine Gemüthlichkeit, die selbst die Königin erheiterte und sie vergessen ließ, welche Bewegungen und Gefahren von Außen täglich ihre Ruhe störten.

In dieser Zeit war es, im Monat März 1790, als ein Project, den König mit Gewalt zu entführen, die Theilnahme der Königin und ihrer nächsten Umgebungen in ungewöhnlicher Weise rege machte.

Es gab dieses Ereigniß zugleich Gelegenheit, die Gesinnungen des Königs über jeden Fluchtversuch zu erforschen.

. . . . . .

Es war Abends um 10 Uhr, da trat einer der adeligen Deputirten, der Graf Inisdal, zu der ersten Kammerfrau von Campan in's Zimmer. Mit geheimnißvollem Wesen bat er sie um eine Privatunterredung. Frau von Campan führte ihn in ein Nebenzimmer und nun machte er ihr die Entdeckung, daß die Abtheilung Nationalgarde, welche an diesem Tage von Aumont nach Paris commandirt worden war, gewonnen sei, daß in gehörigen Entfernungen von guten Royalisten Pferde zum Wechseln in Bereitschaft gehalten werden könnten.

— Ich komme, — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, — aus einer Versammlung von Adeligen, die ich zur Ausführung dieses Plans vereinigt habe. Diese Verbündeten schicken mich zu Ihnen, damit Sie noch vor Mitternacht durch die Königin eine bestimmte Ein-

willigung von Seiten des Königs bewirken können. Zwar, — fuhr er fort, — hat der der König im Allgemeinen schon Kenntniß von diesem Plane; indeß jedenfalls ist es nothwendig, daß er, jetzt im Augenblicke der Ausführung, durchaus seine bestimmte Einwilligung dazu gebe.

Die Kammerfrau konnte dem Grafen Jnisdal ihr Erstaunen nicht bergen, daß der Adel in einem Augenblick, wo er einen Plan von solcher Wichtigkeit zur Ausführung bringen wolle, sich an sie, die erste Kammerfrau der Königin wende, um eine Einwilligung zu erhalten, die wohl dem ganzen Plan hätte vorhergehen müssen.

Der Graf Jnisdal nahm diese Bemerkung sehr übel und entgegnete empfindlich:

— Es befremdet mich, — sprach er, — daß eine der Königin so nahe stehende Dame solche Bedenken äußern kann. Was würde der König gesagt haben, wenn man seine Zustimmung zu einem Plane nachgesucht hätte, dessen Ausführbarkeit damals noch in Frage stand.

— Wenn ich auch das Gewicht Jhrer Gründe anerkennen muß, Herr Graf, — entgegnete Frau von Campan, — so ist doch jetzt der Beistand, den Sie von mir wünschen, eine völlige Unmöglichkeit. Jn diesem Augenblick befindet sich die königliche Familie am Spieltisch und meine Stellung gestattet mir nicht, in diesen Familienkreis ungerufen einzutreten. Wollte ich

mich auch, wegen dieses außerordentlichen Falles, über die Etiquette hinwegsetzen, so würde doch mein Erscheinen die Aufmerksamkeit der Vorzimmer erregen und die Sache dadurch eine Publicität erlangen, die doch unmöglich dem Unternehmen förderlich sein könnte.

— Sie haben Recht, Madame; indeß, was sollen wir machen? einen Plan aufgeben, von dem vielleicht die Rettung des Lebens des Königs und der Königin abhängt?

— Es fällt mir ein Ausweg ein, Herr Graf, — rief Frau von Campan mit Lebhaftigkeit, — mein Schwiegervater, der ältere Herr von Campan, hat diese Art von Zutritt und wenn Sie mir erlauben ihn davon in Kenntniß zu setzen, oder noch besser, wenn Sie selbst sich ihm entdecken wollen, so glaube ich verbürgen zu können, daß Sie auf ihn rechnen dürfen.

Der Graf von Inisdal dankte für diesen guten Rath und begab sich sogleich zu dem edlen Herrn von Campan, dessen Zimmer auf demselben Corridor lagen.

Der würdige Hofmann, der selbst besorgt war um das Leben des Monarchen, übernahm diesen Auftrag mit großer Bereitwilligkeit und begab sich sogleich hinab in den Salon des Königs. Dort saßen der König mit der Königin und Monsieur und dessen Gemahlin bei einer Whist-Parthie. Die Prinzessin Elisabeth kniete neben der Tafel auf einer Voyeuse.

Herr von Campan trat nun an den Spieltisch und erzählte der Königin, was ihm so eben der Graf Inisdal eröffnet hatte.

Alles schwieg.

Da nahm endlich die Königin das Wort und fragte den König:

— Haben Sie wohl gehört, was Herr Campan Ihnen so eben erzählt hat?

— O ja, ich höre wohl, — erwiederte der König, und fuhr fort im Spiel.

Der Bruder des Königs, der die Gewohnheit hatte in seinen Gesprächen nicht selten Stellen aus Lustspielen einzuweben, sagte zu Herrn von Campan im Ton eines declamirenden Schauspielers:

— Noch einmal, wenn's beliebt, dies artige Liedchen!

Der König schwieg noch immer; da sprach die Königin zu ihrem Gemahl:

— Aber man muß doch Herrn von Campan etwas antworten!

Hierauf legte der König die Karten aus der Hand und richtete an denselben folgende Worte:

— Sagen Sie dem Grafen von Inisdal: ich könne in meine Entführung nicht willigen.

— Diese Antwort, Herr von Campan, — bemerkte die Königin, — überbringen Sie ganz genau und wörtlich dem Herrn von Inisdal. Sie verstehen doch, —

fügte sie mit einigem Nachdruck hinzu: — der König kann in seine Entführung nicht willigen.

Graf Jnisdal, dem Herr von Campan diese Antwort überbrachte, war darüber sehr unzufrieden.

— Ich verstehe schon, — sprach er beim Weggehen, — der König will sich den Rücken frei halten und alle Schuld auf diejenigen werfen, die sich aufopfern werden.

Nun ging er fort und Frau von Campan dachte, der Plan sei aufgegeben.

Die Königin kam zu ihr und blieb bis Mitternacht mit ihrer Kammerfrau allein, um ihre Schatulle in Ordnung zu bringen.

— Sie werden nicht schlafen gehen, — sprach sie, — man kann doch nicht wissen, was sich in dieser Nacht ereignen könnte.

— Ich vermuthe, — fuhr sie nach einer Pause fort, — daß man sich die Antwort des Königs als eine stillschweigende Einwilligung auslegen wird. Der König wollte nur nicht selbst dabei betheiligt erscheinen.

Darauf ließ die Königin durch die erste Kammerfrau ihre Schatulle und ihr Juwelenkästchen in ihr Cabinet stellen und entfernte sich selbst nach einer Erklärung, daß Frau von Campan in gewissen Fällen wissen würde, was sie zu thun habe.

Diese blieb nun allein zurück. Sie wußte nicht, was in den königlichen Zimmern vorging. Mit großer

Unruhe blickte sie von Zeit zu Zeit nach den Fenstern. Sie sah den Garten frei, hörte im Schloß kein Geräusch und am folgenden Morgen ergab es sich, daß der so wohl angelegte Fluchtplan wegen der Unentschlossenheit des Königs aufgegeben war.

. . . . . .

— Man wird doch wohl am Ende die Flucht ergreifen müssen, — sprach die Königin nach einigen Tagen zu dieser ihr vertrauten Dienerin, — wer kann wissen, wie weit jene Aufrührer gehen werden. Die Gefahr steigt mit jedem Tage.

In der Nationalversammlung hatte die Gährung vom 13. April 1790 die Besorgniß erweckt, daß die Feinde des Vaterlandes den König aus der Mitte der Hauptstadt entführen wollten. Herr von Lafayette versprach gute Wache zu halten und sagte zu Ludwig XVI.:

— Wenn die Mißvergnügten irgend Besorgniß erregende Bewegungen machen, so werde ich Ew. Majestät durch einen Kanonenschuß von der Batterie Heinrichs IV. am Pont-neuf davon Nachricht geben.

In derselben Nacht hörte man einige blinde Flintenschüsse auf der Terrasse der Tuilerien fallen; der König, den diese Schüsse täuschten, eilte zur Königin, fand sie aber nicht in ihrem Zimmer; voll Schreck eilte er von da in das Zimmer des Dauphin und fand diesen in den Armen der Königin.

— Ach, — rief ihr der König zu, — ich suchte Sie und habe große Besorgniß um Sie gehabt.

— Ich war indeß hier auf meinem Posten, — entgegnete Marie Antoinette, indem sie auf ihren Sohn zeigte, eine Aeußerung, die ebenso sehr einer Mutter, als einer Königin würdig ist.

. . . . . .

Es fehlte übrigens auch nicht an Rathschlägen fremder Cabinette. Unter diesen zeichnete sich einer von der Kaiserin Catharina von Rußland aus, durch die verabscheuungswürdige, despotische Maxime, die ohnehin der Lage eines gefangen gehaltenen Königs so wenig angemessen war.

— Die Könige müssen, — schrieb die Kaiserin, — ihren Gang verfolgen, ohne sich um das Geschrei ihrer Völker zu kümmern, so wie der Mond seinen Lauf verfolgt, den die Hunde anbellen.

Alle übrigen Cabinette brachten ebenso wenig Hülfe und Rath, und die Vorschläge von Privatpersonen waren oft ebenso unsinnig als unausführbar.

Dagegen verfolgte die Revolutionspartei Schritt für Schritt ihre Pläne.

Am meisten mißfielen der Königin die Bestrebungen der Emigranten, die eine Armee bei Coblenz zusammenzogen. Die ausgewanderten französischen Prinzen standen bekanntlich mit an der Spitze des Condé'schen Heeres.

— Sollte es diesen Ausgewanderten jemals gelin-

gen, — sprach die Königin, — die Volkspartei zu besiegen, so würden sie uns lange Zeit hindurch Gesetze vorschreiben und es würde unmöglich sein, ihnen irgend etwas abzuschlagen, wenn man ihnen die Krone verdanken müßte.

Wie richtig damals die Königin Marie Antoinette urtheilte, ergab später in den Jahren 1815 bis 1830 die Restitution der Bourbons.

. . . . . .

Die Königin gab noch manche schöne Beweise von ihrer Herzensgüte.

Sogleich nach ihrer Ankunft in Paris hatte sie alle im Leihhause versetzten Pfänder unter einem Louisd'or wieder einlösen und den Eigenthümern wieder zustellen lassen. Dieser Act der Wohlthätigkeit kostete ihr über 1,600,000 Livres. Aber sie hatte wenig Dank dafür.

Ferner hatten sich in Paris die beiden Garde du Corps sehen lassen, die in der Nacht zum 6. October an der Thür der Vorzimmer der Königin verwundet waren. Der Eine war der Herr von Miomandre de Sainte Marie, der Andere der Herr von Repaire. Der Letztere hatte in jener Unglücksnacht den Posten eingenommen, den Jener schwer verwundet hatte verlassen müssen. Beide waren damals mit einer großen Anzahl verwundeter Gardisten in das Krankenhaus zu Versailles gebracht worden. Das Raubgesindel stürmte dorthin,

um sie zu tödten; da rettete die Geistesgegenwart des Oberchirurgus dieses Lazareths die Unglücklichen. Er eilte nach dem Eingangszimmer, wohin der pariser Pöbel bereits eingedrungen war und lud ihn ein, sich zu erfrischen. Er ließ sogleich Wein bringen, hatte aber ein Mittel gefunden, der Oberin der barmherzigen Schwestern sagen zu lassen, sie möge auf das schleunigste die verwundeten Gardisten in den Saal bringen lassen, der für die Aufnahme der armen Civilkranken bestimmt sei und sie mit den Mützen und Mänteln, die der Anstalt gehörten, bekleiden lassen, alle Uniformen aber so schnell als möglich bei Seite schaffen. Das geschah denn auch mit so viel Eile als Vorsicht, daß, nachdem die pariser Weiber und Rebellen mit Mordgeschrei durch die Säle stürzten, um die Gardisten vollends todt zu schlagen, man keine derselben entdeckte.

In diesem Krankenhause hatte sich nun dem Herrn von Miomandre ein Offizier Namens Bernard angeschlossen. Beide waren von einander unzertrennlich; man erkannte sie jedoch im Palais Royal wieder und beschimpfte sie.

Die Königin erfuhr davon und hielt es für gerathen, daß Beide Paris verließen. Sie gab daher ihrer ersten Kammerfrau den Auftrag, Herrn von Miomandre schriftlich einzuladen, sich um acht Uhr Abends bei ihr einzufinden. Alsdann solle sie ihm den Rath geben abzu-

reisen und wenn er darein willigen würde, ihm ihre Schatulle öffnen und sagen, ein Dienst wie der seinige lasse sich zwar mit Gold nicht bezahlen, die Königin könne daher nur von der Zukunft hoffen, einst so glücklich zu sein, ihm nach Verdienst lohnen zu können; indeß böte ja auch eine Schwester ihrem Bruder, der sich in der Lage, wie die seinige, befände, wohl Geld an, und sie bäte ihn daher so viel anzunehmen, als nöthig sei, um seine Schulden in Paris bezahlen und seine Reisekosten bestreiten zu können; auch möge er seinen Freund Bernard mitbringen, dem dasselbe Anerbieten gemacht werden solle.

Die beiden Gardisten erschienen zur bestimmten Stunde in der Wohnung der Madame Campan und nahmen jeder etwa 100 Louisd'or an. In diesem Augenblick trat die Königin in Begleitung des Königs und der Prinzessin Elisabeth ein.

Der König stellte sich mit dem Rücken gegen den Kamin, die Königin setzte sich auf einen Lehnstuhl und Prinzessin Elisabeth neben sie; die Kammerfrau nahm hinter der Königin ihren Platz ein und die beiden Gardisten blieben dem Könige gegenüber stehen.

— Meine Herren, — nahm jetzt die Königin das Wort, — es hat der König gern noch vor Ihrer Abreise die beiden braven Männer sehen wollen, die ihm so

große Beweise von Muth und Anhänglichkeit gegeben haben.

Miomandre erwiederte im Ausdruck der Ergebenheit und Dankbarkeit Alles, was ihm eine so ehrende Anrede nur eingeben konnte.

Auch Prinzessin Elisabeth sprach von der tiefen Theilnahme des Königs.

Nun nahm die Königin von Neuem das Wort und drang auf ihre baldige Abreise.

Der König schwieg; doch Thränen der Rührung drangen in seine Augen.

Die Königin stand jetzt auf. Der König ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer fort und Prinzessin Elisabeth folgte ihm.

Die Königin blieb noch etwas zurück, trat in ein Seitenfenster und sagte halblaut zu Frau von Campan, so daß es die Gardisten hören konnten:

— Hätte der König diesen wackern Männern nur den vierten Theil von dem gesagt, was er fühlte, so würden sie darüber entzückt gewesen sein; aber er kann seine Schüchternheit einmal nicht überwinden.

Nach diesen Worten grüßte die Königin die beiden Gardisten und entfernte sich.

Beide Männer brachen in Bewunderung und Lobeserhebung aus über die Herzensgüte der Königin und das Zartgefühl, womit sie ihre Wohlthaten zu vertheilen wisse.

Dann verließen sie Paris, wo Männer von Muth und Anhänglichkeit der Königin noch so nützlich gewesen wären. Aber Marie Antoinette war so sehr bedacht, diejenigen zu retten, die durch ihre Ergebenheit an ihre Person compromittirt sein konnten, daß sie sich stets mit der größten Uneigennützigkeit ihrer Freunde und Anhänger beraubte, die ihr in den Tagen der Gefahr noch so nützliche Dienste hätten leisten können.

. . . . . .

Noch hatte man am Hofe Hoffnung, einen der einflußreichsten Demokraten, Mirabeau, für die Partei des Königs gewinnen zu können. Mirabeau selbst hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, die letzte Stütze des unterdrückten Hofes werden zu können; denn so wie er vom Hofe Begünstigungen annahm, mußte er seinen Einfluß als Volkstribun verlieren. Gleichwohl sprach man davon, ihm eine Ministerstelle anzubieten. Es ist gewiß, daß darüber Mittheilungen zwischen ihm und der Königin stattgefunden hatten.

Doch kaum war dieses unter der Hand bekannt geworden, so erließ die Nationalversammlung ein Decret, daß kein Deputirter die Stelle eines königlichen Ministers übernehmen dürfe, wenn er nicht schon seit zwei Jahren aus der Nationalversammlung ausgetreten gewesen sei.

So wurde verhindert, daß die Lockungen des Hofes Deputirte verleiteten, der Sache des Volkes abtrünnig zu werden.

. . . . . .

Im Sommer ist der Aufenthalt in den Tuilerien nicht angenehm. Die Verhältnisse in Paris und das völlig zerrüttete Hofleben waren wenig geeignet, diese Unannehmlichkeiten zu beseitigen. Die Königin wünschte daher einige Sommermonate in St. Cloud zubringen zu können. Die Reise wurde ohne Hindernisse beschlossen und ausgeführt. Die Nationalgarde folgte dem Hofe dorthin.

Neue Pläne zur Flucht wurden eingereicht; die Ausführung wäre unter den dortigen Verhältnissen ein Leichtes gewesen. Der König hatte es nach und nach dahin gebracht, daß er ohne Garden, allein in Begleitung eines Adjutanten des Herrn von Lafayette, ausgehen konnte. Die Königin hatte ebenfalls, so wie der Dauphin, blos einen seiner Dienerschaft bei sich. Der König und die Königin fuhren oft Nachmittags um vier Uhr aus und kehrten erst um acht oder neun Uhr des Abends zurück.

Unter den vorgelegten Reiseentwürfen war einer, dessen Ausführung ganz unfehlbar zu sein schien.

Die königliche Familie sollte sich danach in einen vier Lieues von St. Cloud belegenen Wald begeben. Zuverlässige Personen sollten den König begleiten, der zu-

dem immer seine Pagen und seinen Stallmeister bei sich hatte. Die Königin sollte mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth nachkommen. Diese Prinzessinnen hatten ebenfalls Pagen und Stallmeister, deren Treue unverdächtig war. Der Dauphin wäre dann mit seiner Gouvernante, der Frau von Tourzel, am bestimmten Orte eingetroffen. Eine große Berline und eine Chaise wäre für die ganze Familie hinreichend gewesen. Die Adjutanten hätte man alsdann entweder gewinnen oder überwältigen können. Der König sollte auf seinem Schreibtische zu St. Cloud einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlung zurücklassen. Die Dienerschaft des Königs und seinerr Familie würde ohne die mindeste Unruhe bis neun Uhr Abends auf die Rückkehr derselben gewartet haben, weil sie um diese Zeit öfter erst heimzukehren pflegten. Der Brief konnte dann frühestens erst um zehn Uhr nach Paris abgefertigt werden. Um diese Zeit war die Nationalversammlung nicht mehr beisammen. Man hätte müssen den Präsidenten in seinem oder einem andern Hause aufsuchen, und ehe man die Mitglieder wieder zusammenrufen und Couriere hätte absenden können, wäre Mitternacht vorüber gewesen. So hätte die königliche Familie einen Vorsprung von 6—7 Stunden gehabt und sicher die Grenze erreicht, da man damals noch in Frankreich ohne alle Schwierigkeiten reiste.

Die Königin hatte diesen Plan gebilligt. Frau von Campan wagte es indeß nicht sie darum zu befragen. Sie durfte voraussetzen, daß, wenn es zur Ausführung kommen würde, sie alsdann schon zeitig davon Kenntniß erhalten würde. Indeß an einem schönen Juliusabend um neun Uhr gingen die Leute, die im Schlosse wohnten, unruhig in den Höfen auf und nieder, weil sie den König nicht zurückkehren sahen. Man theilte sich einander Besorgnisse mit, daß die Flucht wahrscheinlich vollzogen sei. Selbst die erste Kammerfrau glaubte daran. Da rasselten die königlichen Wagen und die Täuschung ging vorüber.

Die erste Kammerfrau gestand der Königin beim Auskleiden, daß sie geglaubt habe, sie sei schon weit entfernt.

— Nein, — entgegnete Marie Antoinette, — das war unthunlich. Erst müssen die Prinzessinnen Frankreich verlassen haben und dann erst werden wir sehen, ob sich dieser Plan mit denen von auswärts in Uebereinstimmung bringen läßt.

. . . . . .

Die damalige Stimmung des Königs läßt sich am besten aus seinen Briefen an die Freundin seiner Gemahlin, die Herzogin von Polignac, beurtheilen.

In einem derselben hieß es:

— Ich komme so eben vom Lande zurück. Die Luft hat uns recht wohlgethan. Aber wie verändert erschien uns der ganze Aufenthalt! wie öde war der Frühstückssaal! Keine von Ihnen war da. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir uns noch einmal Alle zusammen finden werden; aber wann? Ich weiß es nicht. Wie viel werden wir uns dann zu sagen haben! Die Gesundheit Ihrer Freundin (der Königin) hält sich noch, trotz aller Bekümmernisse, die sie drücken. Leben Sie wohl, Frau Herzogin! sprechen Sie mit Ihrem Manne und allen Ihren Umgebungen von mir. Sagen Sie nur, daß ich erst dann wieder glücklich sein würde, wenn ich mich mit allen meinen ehemaligen Freunden wieder zusammenfinden werde.

Je mehr die Nationalversammlung in ihren Arbeiten vorschritt, um desto unglücklicher fühlte sich die Königin.

In dieser Beziehung schrieb Ludwig XVI. an die Herzogin von Polignac:

— Seit achtzehn Monaten giebt es hier nichts als Trauriges zu sehen und zu hören. Man wird dadurch, wenn auch nicht in üble Laune versetzt, doch bekümmert und betrübt darüber, daß man überall Widerspruch findet und falsch beurtheilt wird.

In einem früheren Briefe hieß es:

— Ihre Freundin fühlt sich unglücklich und wird sehr falsch beurtheilt; aber ich schmeichle mir, daß man

ihr einst Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Indeß die Bösen sind sehr thätig. Man glaubt ihnen mehr als den Guten. Sie haben an sich selbst den stärksten Beweis davon.

. . . . . .

Es gab aber auch in jener Zeit Züge von Anhänglichkeit, die die Königin um so mehr erfreuten, je schmerzlicher sie die Beweise vom Gegentheil betrübten.

So eines Tages, um vier Uhr Nachmittags, als die Wache noch nicht aufgezogen war und sich fast Niemand weiter in St. Cloud befand, las die Kammerfrau von Campan der Königin etwas vor, während diese in einem ihrer Zimmer, aus welchem ein Balkon nach dem Schloßplatz hinausging, an ihrem Stickrahmen arbeitete.

Die Fenster waren zu; doch hörte man ein dumpfes Geräusch wie von vielen Stimmen, die aber nur ein unverständliches Gemurmel von sich gaben.

— Gehen Sie doch, Campan, — forderte die Königin sie auf, — und sehen Sie zu, was es giebt.

Frau von Campan zog den Mousselinvorhang auf und erblickte unter dem Balkon mehr als fünfzig Personen. Dieser Menschenkreis bestand aus jüngern und älteren Frauen in ländlicher Tracht, aus einigen alten Ludwigs-Rittern und Geistlichen.

Nachdem die erste Kammerfrau dieses der Königin mitgetheilt hatte, fügte sie hinzu:

— Ich vermuthe, daß das Leute aus den benachbarten Dörfern sind, die Ew. Majestät zu sehen wünschen.

Darauf erhob sich die Königin, öffnete das Fenster und trat auf den Balkon hinaus. Da sprach Einer im Namen aller dieser braven Leute, indem die Männer ihre Hüte abnahmen, mit leiser Stimme im ehrerbietigsten Tone:

— Ew. Majestät, fassen Sie Muth! Die guten Franzosen leiden für Sie und mit Ihnen, sie beten für Sie, der Himmel wird sie erhören; wir lieben, wir achten Sie; wir verehren unsern tugendhaften König.

Der Eindruck dieser einfachen Versicherungen war so tief auf das Gemüth der Königin, daß sie in Thränen ausbrach und ihr Tuch vor die Augen hielt.

— Die arme Königin, sie weint, — sprachen die mitleidigen Frauen einander zu.

Unter den damaligen Umständen und bei dem überall lauernden Verrath und Verdacht konnte diese Scene die Königin blosstellen und selbst den loyalen Unterthanen verderblich werden, die ihr diese Huldigung der Treue und Ergebenheit brachten.

Frau von Campan erlaubte sich daher in dieser Besorgniß die Hand der Königin zu ergreifen und ihr durch einen Wink zu erkennen zu geben, daß sie wünsche dieselbe in ihr Zimmer zurückführen zu dürfen.

Zugleich gab ein Blick der Kammerfrau den guten

Leuten da unten zu verstehen, daß dieses nur aus Besorgniß und in guter Absicht geschehe. Die Frauen und Mädchen hatten sie verstanden.

— Diese Dame hat Recht, — sprachen Einige zu den Andern und riefen dann nach dem Balkon hinauf:

— Leben Ew. Majestät recht wohl!

Und das Alles im Ton eines so tiefen wehmüthigen Gefühls, daß die Königin auf das tiefste dadurch bewegt wurde.

. . . . . .

Einige Tage darauf erfolgte der Aufstand von Nancy.

Es war in den ersten Tagen des Septembers, wenige Tage nach diesem Aufstande, da befahl die Königin der Frau von Campan beim Schlafengehen:

— Lassen Sie die ganze Dienerschaft gehen und bleiben Sie bei mir.

Als nun die Kammerfrau mit der Königin allein war, fuhr diese fort:

— Um Mitternacht wird der König hierher kommen. Sie wissen, daß er Sie immer ausgezeichnet hat. Heute wird er Ihnen einen Beweis von Vertrauen geben, indem er Sie erwählt, um den ganzen Bericht über die unglücklichen Vorfälle in Nancy, den er Ihnen dictiren wird, niederzuschreiben. Er muß mehrere Abschriften davon haben.

Um Mitternacht trat dann auch der König in das Cabinet der Königin.

— Sie haben sich dessen wohl nicht versehen, — sprach er lächelnd zu Frau von Campan, — daß Sie noch mein Secretair werden sollten, und zwar noch in dieser Nacht.

Sie folgte dem Könige, der sie in den Ministersaal führte. Dort fand sie ein Heft Papier, Tintefaß und Federn, Alles schon bereit gelegt.

Der König setzte sich neben sie und dictirte ihr den Bericht des Marquis von Bouillé, den er zu gleicher Zeit selbst abschrieb.

Ihre Hand zitterte. Seltsame Betrachtungen drängten sich ihr auf; diese große Tafel, dieser Sammtteppich, diese Sessel, die blos für die Räthe des Königs bestimmt waren, in welcher Lage mußte dieser arme König jetzt sein, der so viele Minister und Secretaire hatte wie Tage im Jahre sind, und jetzt sich genöthigt sah, sich allein um Mitternacht der Verschwiegenheit und der Feder einer Kammerfrau seiner Gemahlin anzuvertrauen.

. . . . . .

In diese Zeit fiel auch die Katastrophe von Mirabeau.

Da dieser einflußreiche Deputirte für das königliche Interesse gewonnen war, so setzte auch die Königin das größte Vertrauen auf seinen Beistand.

Um sich seiner völlig zu versichern, gestattete sie ihm sogar eine geheime Unterredung im Garten von St. Cloud.

Seine Persönlichkeit war zu charakteristisch und zu allgemein bekannt, um ihn, ohne Aufsehen zu erregen, im Schlosse empfangen zu können. Sie hatte sich zu diesem Zwecke ganz allein in ihren Garten begeben und zwar auf einen runden, freien Platz, der noch auf der Höhe des Privatgartens von St. Cloud zu sehen ist.

Mirabeau war von Paris zu Pferde abgereiset, unter dem Vorwande, sich zu einem Freunde auf's Land begeben zu wollen; allein an einer Gartenthür von St. Cloud machte er Halt, und ward durch einen damit beauftragten Vertrauten dorthin geführt, wo die Königin ihn erwartete.

— Gegen einen gewöhnlichen Feind, — redete ihn die Königin an, — gegen einen Mann, welcher der Monarchin den Untergang geschworen hätte, ohne den Nutzen, den sie einem großen Volke gewährt, würdigen zu können, würde mein gegenwärtiger Schritt sehr übel angebracht sein; indeß, wenn man zu einem Mirabeau spricht...

Mirabeau fühlte sich dadurch unendlich geschmeichelt; denn der Republikaner war ebenso eitel, als eifersüchtig. Voll Begeisterung sagte er beim Abschiede zur Königin:

— Ew. Majestät, die Monarchin ist gerettet!

Bald nachher mußte Mirabeau vom Hofe bedeutende Geldsummen empfangen haben. Er war unvorsichtig ge-

nug, einen größeren Aufwand zu machen, als früher, und dadurch Verdacht zu erregen.

Es war in den ersten Tagen des Aprils 1790, als die Gräfin Adhemar mit ihrer liebenswürdigen Nichte und dem Grafen Fersen bei dem herrlichsten Wetter im Garten einer ihrer Freundinnen spazieren gingen.

Es kam noch der Commandant von Niederlanguedoc hinzu, der ebenso sehr, wie Frau von Adhemar, die Gräuel der Revolution verabscheute, indeß den Herzog von Orleans vertheidigte, dessen Theilnahme daran er nicht zugeben wollte.

Während sie sich darüber in dem gedämpften Ton der Stimme, welchen die feine Sitte in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fordert, unterhielten, kamen sie einer Gartenthür nahe, die nach der Straße Grenelle hinausführte. Dort hörten sie ein laut geführtes Gespräch von zwei Personen, die sich in die Mauertiefe der Gartenthür zurückgezogen zu haben schienen, um ungestört sich besprechen zu können.

Aus Neugier näherten sich die Promenirenden vorsichtig der genannten Thür und vernahmen Folgendes:

— Er muß sterben!

— Meinetwegen; wer aber wird ihn ersetzen?

— Wir.

— Auch das; er dient uns aber.

— Er hat sich verkauft.

— Meinen Sie? Er wird also den Ton ändern.

— Man kann ihn nicht ehrenvoller von der Welt bringen, als den Kaiser Joseph.

Das Paar entfernte sich mit diesen Worten und die Spazierenden sahen einander bedenklich an.

— Von wem mag die Rede sein? — fragte die Gräfin Adhemar, indem sie von einem ihrer Begleiter auf den Andern blickte.

— Von wem sonst, als von Mirabeau, — entgegnete der Commandant, Herr von Rochefort.

— Guter Gott! — rief die Gräfin aus.

— Und ich, — erklärte Fersen, — habe einen der bedeutendsten Agenten des Herzogs von Orleans an der Stimme erkannt.

— Und Sie können ihn noch für unschuldig halten?

— Ich schlage Chamade.

— Geben Sie mir Ihr Wort, meine Herren, — sprach die Gräfin, — Niemandem ein Wort von diesem Vorfalle zu sagen.

— Außer der Königin, — fügte Fersen hinzu, — deren Discretion wir gewiß sein dürfen.

Die Königin aber ließ Mirabeau warnen; doch dieser, wie alle Männer von Genie, war vertrauungsvoll.

— Sie werden es nicht wagen, — sprach er.

Aber sie wagten es doch; und in demselben Monate noch starb Mirabeau von Mörderhand.

Die Königin beweinte seinen Tod.

— Unsre letzte Stütze, — sprach sie, — ist gefallen.

. . . . . .

Nun aber beeilten die Revolutionaire eine Katastrophe herbeizuführen, als deren Opfer sie den guten König betrachteten, der mit seinem redlichen Herzen immer noch wähnte, er sei vom ganzen Volke geliebt.

Einmal glaubten die Meuterer, Monsieur wolle fliehen. Sogleich eilte eine zügellose Menge nach dem Palaste Luxemburg, um dem Prinzen zu befehlen, zu bleiben.

Monsieur aber war nicht der Mann, der sich so leicht durchschauen und einschüchtern ließ. Er versicherte die Menge seines Patriotismus und wurde darauf im Triumphe nach den Tuilerien geführt. Dort äußerte er gegen den König:

— Sire, der Platz ist nicht mehr haltbar!

Ludwig XVI. konnte noch nicht die Möglichkeit begreifen, ein Volk zu verlassen, das ihn so sehr „liebte".

. . . . . .

Selbst an verbrecherischen Anschlägen gegen das Leben der Königin fehlte es in jener unglücklichen Periode nicht.

Ein Bösewicht, Namens Retondo hatte sich in den königlichen Garten von St. Cloud in der Absicht eingeschlichen, die Königin zu ermorden. Diese verdankte je-

doch ihre Rettung allein dem Zufall, daß es an diesem Tage grade regnete, wodurch sie gehindert wurde, ihre gewöhnlichen Spaziergänge zu machen.

Herr von Lafayette verdoppelte sogleich seine Aufmerksamkeit für die persönliche Sicherheit der Königin. Er erließ an alle Schildwachen die strengsten Ordres, auf jede verdächtige Person zu achten. Das Signalement des Mörders wurde im ganzen Schlosse verbreitet; doch in damaligen Zeiten war es möglich, daß er der Bestrafung entging.

Bald darauf entdeckte eine geheime Gegenpolizei, die der König für die Sicherheit im Innern des Schlosses angeordnet hatte, daß ein Complott bestehe, die Königin zu vergiften.

Marie Antoinette sprach darüber mit Frau von Campan und ihrem ersten Arzt, Herrn von Vicq d'Azyr, doch ohne die geringste Aengstlichkeit zu verrathen.

Indessen dachten Beide auf Vorsichtsmaßregeln. Der Arzt verließ sich auf die außerordentliche Mäßigkeit der Königin und verordnete, daß stets eine Flasche süßen Mandelöls, welche öfter durch frisch bereitetes ersetzt werden sollte, vorräthig gehalten werde, da dieses das beste Mittel sei die Schärfe ätzender Gifte einzuhüllen. Die erste Kammerfrau ergriff noch im Stillen eine Vorsichtsmaßregel, die geeignet war eine große Gefahr abzuwenden. Die Königin hatte nämlich die Gewohnheit, in

allen Zimmern Gefäße mit gestoßenem Zucker stehen zu haben, aus welchen sie sich ohne Hülfe der Bedienung von Zeit zu Zeit einige Löffel voll in ein Glas Wasser schüttete, welches sie dann austrank.

Diese Gewohnheit war höchst gefährlich, denn leicht konnte einer der untern Diener, die meistens im Solde der Verschwörer standen, diesen Zucker mit Arsenik vermischen.

Frau von Campan durfte es nicht wagen, die Königin darauf aufmerksam zu machen, indem ihre edle Seele jeden Verdacht einer solchen Abscheulichkeit von sich gewiesen haben würde. Sie besorgte daher, daß in ihrer Privatwohnung stets ein Vorrath von gestoßenem Zucker bereit gehalten wurde, wovon sie einige Düten voll in ihrem Arbeitsbeutel bei sich trug. So oft sie sich allein in einem der Zimmer der Königin sah, was oft drei bis viermal täglich der Fall war, erneuerte sie die Zuckervorräthe in den Gefäßen.

Eines Tages überraschte sie die Königin bei diesem Geschäft.

— Ich merke wohl, — sprach sie zu der Kammerfrau, — daß dieses eine zwischen Ihnen und Herrn Vicq d'Azyr verabredete Maßregel ist; allein Sie geben sich vergebliche Mühe. Geben Sie Acht, — fügte sie mit einem schmerzhaften Lächeln hinzu, — man wird nicht ein Körnchen Gift gegen mich anwenden. Die

Zeiten eines Brinvillier sind vorüber, heut zu Tage hat man die Verläumdung, die weit wirksamer ist, um Jemand zu tödten; durch dieses subtilere Gift wird man mich noch in's Grab bringen.

. . . . . .

Außer jenen ernstlichen Demonstrationen ließen es die Revolutionsmänner bei den raschen Fortschritten ihrer Pläne nicht an mancherlei Kränkungen und Spöttereien fehlen.

So unter Anderm war es eine alte Sitte, dem Könige am Neujahrstage unter seinen Fenstern ein Morgenständchen zu bringen.

Am Neujahrstage von 1791 fand sich zu diesem Zweck das Musikchor der Nationalgarde ein. Aber um eine malitiöse Anspielung auf die damalige Liquidation der Staatsschulden zu geben, spielte man einzig und allein, unter mehrmaliger Wiederholung, aus der Oper: „die Schulden" das Lied, dessen bekannter Schlußreim lautete:

— Doch unsre Gläubiger sind bezahlt und das ist unser Trost.

An demselben Tage erschienen die Eroberer der Bastille, Grenadiere von der pariser Nationalgarde, mit militairischer Musik an der Spitze, um dem jungen Dauphin ein Neujahrsgeschenk zu machen, das schmerzliche Erinnerungen erwecken mußte; denn es war ein Würfel-

spiel, das man aus Marmorstückchen von den Steinen der Bastille gemacht hatte.

Auf dem Deckel der Dose, wo sich diese Steine befanden, waren schlechte, aber bedeutungsvolle Verse eingegraben, deren Sinn ungefähr war:

— Steine von jenen Mauern, welche die unschuldigen Opfer der willkürlichen Gewalt gefangen hielten, sind zum Spielwerk umgeschaffen, das Ihnen, gnädigster Prinz, als ein ehrfurchtsvoller Beweis von der Liebe des Volkes und von der Macht desselben überreicht wird.

Die Königin übergab dieses traurige Geschenk ihrer ersten Kammerfrau mit den Worten:

— Bewahren Sie es auf, einst wird es für die Geschichte der französischen Revolution nicht ohne Interesse sein.

. . . . . .

Die Abneigung der Königin gegen Herrn von Lafayette stieg von Tag zu Tage.

— Sein leidenschaftliches Streben, — sprach sie einst, — nach Volksgunst, verdammt ihn, sich zu allen Unbesonnenheiten des Volkes herzugeben.

Diese Abneigung der Königin ging so weit, daß sie später seinen Beistand nicht annahm, als die Gefahr am höchsten gestiegen war und Lafayette seine Hülfe anbot.

Gleichwohl gab sie ihm aus Klugheit öfter Audienzen. Eines Tages befand sich Lafayette bei der Köni-

gin in ihrem kleinen Cabinet. Seine Flügeladjutanten gingen im großen Cabinet, wo sich auch die höhere Dienerschaft aufhielt, auf und nieder.

Einige unerfahrene junge Frauen machten sich ein Vergnügen daraus, zu äußern, und zwar so, daß es jene Offiziere hören konnten, — es sei doch sehr beunruhigend, die Königin mit einem Rebellen und Räuberanführer allein zu wissen.

Frau von Campan, erschrocken und voll Unwillen über diese Aeußerung, gebot ihnen Stillschweigen. Eine von ihnen beharrte indeß auf dem Ausdruck: Räuberanführer.

—Was den Rebellen betrifft, — erklärte darauf Frau von Campan, — so verdient Herr von Lafayette wohl diesen Titel; indeß den Namen eines Parteiführers hat die Geschichte bisher Jedem gegeben, der Befehlshaber von 40,000 Mann, einer ganzen Hauptstadt und von 40 Lieues in der Runde ist. Oft schon haben Könige mit Parteiführern unterhandelt, und wenn Könige das zu thun belieben, so kommt es uns zu, schweigend ihre Handlungsweise zu ehren.

Als die Königin am folgenden Tage von dieser Scene im Vorzimmer hörte, fragte sie Frau von Campan mit Ernst aber vieler Güte, was sie über Herrn von Lafayette geäußert habe. — Man hat mich versichert, — setzte sie hinzu, — daß Sie meinen Kammerfrauen Still-

schweigen geboten haben, und seine Partei genommen hätten.

Frau von Campan wiederholte Wort für Wort, was sie über Lafayette geäußert habe, und unter welchen Umständen eine solche Erklärung gewissermaßen nothwendig gewesen sei.

Die Königin gab ihr jetzt vollkommen Recht, und setzte sie auch ferner in Kenntniß davon, so oft man versuchte, diese ergebene Dienerin bei ihr zu verläumden.

. . . . . .

Im Anfange des Jahres 1791 bildete die Abreise der Prinzessinnen Tanten des Königs nach Rom ein wichtiges Ereigniß am französischen Hofe.

Da das Volk jede Bewegung am königlichen Hofe mit stetem Mißtrauen beobachtete, so rottirten sich Haufen von Weibern zusammen, als die Absicht einer solchen Reise bekannt geworden war, und stürmten nach dem Schlosse Bellevue bei Versailles, um die Abreise zu hindern; allein man sagte ihnen, die Prinzessinen wären bereits mit einem Gefolge von zwanzig Personen abgereist, was jedoch nicht der Fall war.

Die Weiber zogen wieder ab; indeß das Gerücht von der stattgehabten Abreise, das sie in Paris verbreiteten, setzte das ganze Palais Royal und die Partei Orleans in Bewegung. Alle Jacobinerklubbs ermächtigten

ihre Chefs auf allen Straßen ihre leichten Truppen nachzusenden, um die flüchtigen Prinzessinnen zurückzuführen.

Indeß hatten die Departementalversammlungen der Seine und Oise den Beschluß gefaßt, daß man die Effecten der Prinzessinnen nicht zurückhalten dürfe. Die Municipalität von Versailles wurde beauftragt, den Befehlshaber der Nationalgarde und der Linientruppen zu ersuchen, dazu ferner den nöthigen Beistand zu leisten. Sie sollten sich mit den Municipalitäten von Sevres und Meudon in Einverständniß setzen, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Zudem war einer der ausgezeichnetsten Generale, der nachmals so berühmt gewordene General Berthier, vom Könige beauftragt, für die Sicherheit dieser Abreise zu sorgen. Noch an demselben Tage, als ihm dazu der Befehl ausgefertigt war, begab er sich um Mitternacht nach Bellevue.

Sobald die Municipalitäten von Sevres und Meudon von der Ankunft des Generals Nachricht erhalten hatten, faßten sie den Beschluß, ihm ganz allein die Vollziehung des Beschlusses des Departements anzuvertrauen.

Mit so viel Vollmacht sowohl vom Könige als von den Departemental- und Municipalbehörden ausgerüstet, hätte man glauben sollen, daß es für einen Befehlshaber von dem Ansehen, der Klugheit und Energie des General Berthier ein Leichtes gewesen wäre, an der

Spitze einer zahlreichen bewaffneten Macht die Abreise von ein paar alten Damen zu sichern, indeß die Macht der Anarchie war stärker; die Pöbelherrschaft und Indisciplin achteten keine gesetzliche Ordnung mehr, kein Ansehen der Person.

Die Ablösung der Posten war noch mit ziemlicher Ruhe geschehen. Als aber die Wagen abfahren sollten, brach ein Gemurmel aus und die Widersetzlichkeit kannte bald keine Schranken mehr. Die unbewaffneten Haufen und selbst ein Theil der Soldaten erklärten unter furchtbaren Verwünschungen, daß sie die Abreise der Prinzessinnen nicht zugeben würden. Ein Sappeur der Nationalgarde von Sevres, ein Offizier von derselben Garde und ein Jägeroffizier zeichneten sich durch eine förmliche und hartnäckige Widersetzlichkeit aus. Mehrere Kanoniere verließen ihre Stücke und hieben die Stränge der angespannten Pferde durch.

So groß war die Ohnmacht der Gesetze, daß jener beliebte General die Abreise der Prinzessinnen nicht bewirken konnte, ja selbst in persönliche Lebensgefahr kam, indem er von seinen eigenen Leuten im Schloßhofe von Bellevue eingesperrt wurde, wo er fast ermordet worden wäre.

Erst am 14. März konnten so viele Hindernisse überwunden werden. Das Schicksal der Prinzessinnen hing ab von einem Decret, welches vier Stunden lang in der Nationalversammlung mit Heftigkeit debattirt wurde.

Endlich siegte der General Menou mit einer jener kaustischen Phrasen, die selten auf die Menge ihre Wirkung verfehlen, wenn sie zur rechten Zeit vorgebracht werden.

— Europa, — rief er, — wird erstaunen, wenn es erfahren wird, daß die Nationalversammlung vier volle Stunden mit den Berathungen über die Abreise zweier Damen zugebracht hat, die lieber die Messe in Rom, als in Paris hören wollen.

So erließ denn die Nationalversammlung ein Decret, das so lautete:

— Die Nationalversammlung, in Betracht, daß es kein Reichsgesetz giebt, welches gegen die freie Abreise der Prinzessinnen Tanten des Königs spräche, erklärt, daß keine Berathung darüber weiter stattfinde, und verweiset die Sache an die vollziehende Gewalt.

Mit dieser Abreise der Prinzessinnen, die nun erfolgte, war das Haupthinderniß gehoben, das den König und die Königin noch hätte abhalten können, sich selbst durch eine heimliche Flucht den Gefahren zu entziehen, die immer drohender sie umgaben.

Neue Unordnungen sollten die Tyrannei eines zügellosen Pöbels, welcher sich die Herrschaft über das Königthum angemaßt hatte, noch schrecklicher fühlbar machen, und damit den Entschluß zur Flucht zur Reife bringen.

. . . . . .

Im Anfange des Frühlings 1791 wollte der König wieder auf's Land nach St. Cloud gehen, wie das Jahr zuvor. Die ganze königliche Familie war froh, dem drückenden Aufenthalt in den Tuilerien, mitten unter einer aufgeregten anarchischen Volksmenge sich auf einige Monate entziehen zu können.

Schon war der ganze Hofstaat dahin abgegangen und die Mittagsmahlzeit im Schlosse von St. Cloud bereitet. Da schlug es ein Uhr und der König und die Königin mit ihren beiden Kindern und nächsten Umgebungen stiegen in den Wagen.

In Paris aber hatte man das Gerücht zu verbreiten gewußt, der König würde von St. Cloud nicht zurückkehren, sondern von dort entfliehen. Da stürzten die Furien der Halle in den Schloßhof und brachten durch ihr Geschrei die Nationalgarde in Empörung. Diese sperrte sofort die Gitter und erklärte, daß sie den König nicht fortlassen würde. Zwei Personen aus den Umgebungen des Königs wurden bedeutend gemißhandelt. Unter Andern wurde auch der Schwiegervater der Frau von Campan von den Garden gewaltsam angegriffen, die ihm den Degen entrissen.

Die empörte Menge nöthigte den König und seine Familie auszusteigen und in ihre verödeten Zimmer zurückzukehren.

Diese Gewaltthat war der Königin eigentlich so unlieb nicht. Sie sah darin einen Grund mehr, um den König endlich zu entscheidenden Schritten wegen seiner Abreise zu bewegen, und die Flucht dann selbst vor den Augen des Volkes zu rechtfertigen.

Seit dem Monat März beschäftigte sich die Königin mit Vorbereitungen zur Abreise.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Flucht nach Varennes.

Unter denen, die auf das erste Gerücht von jenen Excessen des Volkes und der Nationalgarde in's Schloß eilten, um der königlichen Familie ihr Beileid zu bezeugen, sah die Königin den Grafen Fersen am liebsten.

Schon lange war dieser edle und entschlossene Freund des königlichen Hauses in sie gedrungen, sich ihre Unabhängigkeit wieder zu verschaffen. Ohne grade dazu beauftragt zu sein, hatte er schon auf Mittel dazu gedacht und setzte jetzt der Königin ausführlich seinen Plan auseinander.

— Der König, — entgegnete Marie Antoinette, — läßt Ihnen durchaus freie Hand und rechnet auf Ihren Eifer und Ihre Freundschaft.

Graf Fersen war trunken vor Freude; sein höchstes Erdenglück, seine Verbindung mit der immer reizender sich entfaltenden Nichte der der Königin so treu ergebenen

Gräfin Adhemar hing von den Erfolgen dieser Flucht ab. Mit feinem Takt vermied er es, das Gespräch über einen so delicaten Gegenstand weiter auszuspinnen, weil er in demselben Augenblick einen Edelmann neben sich sah, der nicht im Geheimniß war und indem er sich mit der ihm eigenen Anmuth verbeugte, wußte er mit Gewandtheit die Rede auf einen andern Gegenstand zu bringen. Dann blieb er nur noch kurze Zeit im Schlosse aus Ungeduld, seinen Plan weiter auszubilden und nach allen Seiten hin zu durchdenken.

Geheimniß, Sorgfalt und Einfachheit in der Ausführung waren die Hauptbedingungen, unter denen ein solcher Plan nur gelingen konnte. Leider aber wurde schon durch die so große Umständlichkeit der Vorbereitungen Verdacht erregt und die zu große Vorsorglichkeit der Königin gab dazu Veranlassung.

. . . . . .

Frau von Campan brachte in dieser Zeit der Spannung und Vorbereitung ihre meiste Zeit in der Nähe der Königin zu. Sie hatte eine Menge geheimer Befehle zu vollziehen, die alle mit dieser Vorbereitung in Verbindung standen.

Mit vieler Bekümmerniß sah die Kammerfrau, wie sich die Königin mit Besorgungen beschäftigte, die leicht entbehrt werden konnten und doch bei dem im Schlosse

herrschenden Spionirsystem die Aufmerksamkeit der feindlichen Partei erregen mußten.

So glaubte Marie Antoinette eine solche Reise ohne völlige Erneuerung ihrer Leibwäsche nicht antreten zu können. Vergebens stellte ihr die erste Kammerfrau vor, daß eine Königin von Frankreich überall Hemden und Kleider vorräthig finden werde. Diese Bemerkungen waren indeß vergebens. Die Königin wollte in Brüssel eine vollständige Ausstattung für sich und ihre Kinder haben. Es blieb daher nichts übrig, als daß Frau von Campan täglich fast ganz allein ausging und möglichst unkenntlich gemacht durch die Kleidung und das Benehmen einer gewöhnlichen Bürgersfrau die nöthigen Ankäufe und Bestellungen an verschiedenen Orten in kleinern Posten besorgte. Ihre Schwester mußte dazu mitwirken, indem sie für Bedürfnisse der Prinzessin das Maß ihrer Tochter nehmen ließ, während Frau von Campan, die Kleider für den Dauphin ihrem kleinen Sohne anmessen ließ. Diese Sachen packte sie alsdann sogleich zusammen in einen Koffer und adressirte sie an eine der Kammerfrauen, an die Wittwe des Majors in Arras, die sich daselbst auf Urlaub aufhielt. Dabei schrieb sie ihr, daß sie mit diesen Sachen sogleich nach Brüssel oder jeden andern Ort abgehen sollte, sobald sie nähern Befehl dazu erhielte. Diese Dame hatte Güter im öster-

reichischen Antheil Flandern, konnte also Arras verlassen, ohne daß es auffiel.

So wurden die Nachtheile dieser einen Umständlichkeit in den Vorbereitunngen abgewendet. Andre Vorkehrungen sollten bedenklichere Folgen haben.

Dahin gehörte der Wunsch der Königin, ihre prachtvolle Reisetoilette mitnehmen zu können.

Es war aber eine Reisetoilette von ungeheuerer Größe, welche von der Wärmflasche an bis zum Napf alles Nöthige enthielt. Marie Antoinette konnte sich nicht davon trennen; es war in ihren Augen ein Meuble, ohne welches eine Königin unmöglich reisen könne. Auch bei klugen Frauen, die eine vom Glück verzogene Jugend gehabt haben, hält es schwer von liebgewonnenen Angewohnheiten und Ideen zu scheiden. Als im Jahre 1789 die Unruhen begannen, hatte sie sich diese Reisetoilette nach eignen speciellen Angaben machen lassen, um sich derselben im Fall der Flucht zu bedienen. Deshalb war es jetzt ihr lebhaftester Wunsch, sie nach Brüssel voraus zu senden. Was damals, vor zwei Jahren, ohne Aufsehen möglich gewesen war, erschien jetzt unter veränderten Umständen als eine Unmöglichkeit.

Frau von Campan machte ihr die dringendsten Gegenvorstellungen. Ein Meuble von so großem Umfange konnte nicht gut aus dem Zimmer der Königin weggebracht werden, ohne großen Verdacht und Angeberei zu veranlassen.

Alle Vorstellungen dieser Art waren vergebens. Endlich kam die Königin selbst auf einen Ausweg, von dem sie sich große Wirkung versprach. Es sollte der damalige österreichische Geschäftsführer bewogen werden in Gegenwart mehrerer Personen vom Hofe, die Königin im Namen der Erbstatthalterin zu bitten, ihr zu erlauben eine Reisetoilette ganz nach dem Muster der Ihrigen machen zu lassen. Die Königin hielt diesen Ausweg für genügend; bald sollte sich indeß zeigen, wie sehr sie sich verrathen hatte.

Frau von Campan drängte vergebens den Handwerksmann, der die ganz ähnliche Reisetoilette liefern sollte. Derselbe verlangte noch zwei Monate Zeit zur Vollendung. Das war um so unangenehmer, da der für die Abreise bestimmte Zeitpunkt schon sehr nahe war. Die Königin, immer noch mit Kleinigkeiten beschäftigt, meinte in ihrer Unkenntniß von Menschen und Verhältnissen, daß, da nun bekannt geworden sei, daß sie wirklich eine ganz ähnliche Reisetoilette für die Erbstatthalterin bestellt habe, so könne es nicht auffallen, wenn sie unter dem Vorwande möglichst schnell die Wünsche ihrer Schwester zu erfüllen, ihre eigene Reisetoilette vorläufig an dieselbe absende, um alsdann die bestellte Copie derselben dafür anzunehmen.

Sie befahl daher der Kammerfrau, das Meuble abzusenden.

Frau von Campan gab darauf einer Garderobenfrau, die mit allen Details beauftragt war, Befehl, die Reisetoilette in den Stand zu setzen und wohlemballirt dem gedachten österreichischen Geschäftsträger zu übergeben, damit dieser sie nach Brüssel absenden könne.

Diese Frau entledigte sich pünktlich dieses Auftrags; aber noch an demselben Abend, am 18ten Mai 1791, machte sie heimlich dem Maire Bailly die verrätherische Anzeige, daß Vorbereitungen zu einer Abreise in den Zimmern der Königin getroffen würden und daß ihre Reisetoilette bereits abgegangen sei, unter dem richtig durchschauten unwahren Vorwand, daß der Erzherzogin Christine ein Geschenk damit gemacht werden solle.

Zugleich war es nothwendig geworden, alle der Königin gehörigen Diamanten in Ordnung zu bringen. Marie Antoinette begab sich deshalb mit ihrer ersten Kammerfrau in ein Cabinet des Halbgeschosses, welches nach dem Garten der Tuilerien hinauslag. Dort half ihr die Kammerfrau Alles auspacken, was sie an Diamanten, Rubinen und Perlen besaß. Diese wurden dann in ein Kästchen zusammengelegt, das nicht mit dem Namenszuge der Königin bezeichnet, auch nicht mit rothem Maroquin überzogen war, wie die übrigen Juwelenkästchen der Königin.

Noch hatte Frau von Campan mit dem Einlegen einiger Stücke zu thun, als es sieben Uhr schlug und

die Königin sich genöthigt sah, zum Spiel hinunter zu gehen, wodurch das Geschäft unterbrochen wurde. Die Königin befahl nun der Frau von Campan, alle die noch ausgepackten Diamanten auf dem Sopha liegen zu lassen, in der Ueberzeugung, daß nichts davon kommen könne, weil eine Schildwache unter den Fenstern stand und die Königin das Cabinet eigenhändig zuschloß und den Schlüssel auszog. Sie rechnete darauf, am andern Tage früh die Arbeit wieder anfangen und vollenden zu können.

Da war es dieselbe verrätherische Garderobenfrau, die wahrscheinlich vermittels eines Nachschlüssels die Entdeckung von dem Umpacken der Diamanten gemacht hatte; denn schon am folgenden Tage setzte sie auch von diesen Vorbereitungen den Maire Bailly in Kenntniß.

Nachdem am nächsten Morgen das Verpacken der Diamanten vollendet war, wurde das Juwelenkästchen an den Friseur der Königin, Herrn Leonard übergeben, der auch vollkommen dem, in ihn gesetzten Vertrauen entsprach.

Dieses Kästchen mit Diamanten blieb lange Zeit in Brüssel aufbewahrt. Erst während des Congresses in Wien wurde es der Herzogin Angoulème von dem Kaiser Alexander persönlich überreicht. Marie Antoinette hat ihre Diamanten, die sie früher so sehr liebte, nie wiedergesehen.

Dazu kam nun noch ein Decret der Nationalversammlung, welches der Königin die Aufbewahrung der Krondiamanten entzog. Bei der Ablieferung derselben an die dazu ernannte Commission verfuhr sie so gewissenhaft, daß sie das Kästchen, worin die zwölf Brillanten lagen, die den Namen des Cardinals Mazarin trugen, der damit den Schatz bereichert hatte und die der Königin besonders werth waren, eigenhändig den Commissarien übergab. Nachdem sie Alles übergeben hatte, überreichte sie noch den Abgeordneten eine Schnur großer orientalischer Perlen mit den Worten:

— Dieser Schmuck ist durch Anna von Oesterreich nach Frankreich gebracht worden und wegen seiner seltenen Schönheit unschätzbar; da diese Fürstin ihn den nachfolgenden Königinnen und Kronprinzessinnen als Fideicommiß vermacht hat, so hat Ludwig XV. ihn mir bei meiner Ankunft in Frankreich übergeben. Indeß betrachte ich ihn als Nationaleigenthum.

— Das wäre doch noch die Frage, Ew. Majestät, — entgegnete der Commissair, gerührt durch so viel Offenheit.

— Mein Herr, — versetzte die Königin, — die Entscheidung darüber kommt mir allein zu und so bleibt es dabei.

Es waren noch mehrere Aufträge, die Frau von Campan erhielt, so unter andern auch in Beziehung auf die Be-

zeichnung der Wäsche und nachdem die Kammerfrau dieses Alles besorgt hatte, sagte die Königin zu ihr:

— Da unsre Abreise zwischen den 15ten und 20sten August fallen wird, in welchen Tagen die Reise des Dienstes an Frau von Thibaut ist, so wird diese die Reise mitmachen und Sie werden schon früher nach der Auvergne abreisen.

Das geschah am 30sten Mai 1791 und kurze Zeit darauf erfolgte die so verhängnißvolle Abreise der königlichen Familie.

. . . . . .

Der Plan war ursprünglich nicht auf eine Entweichung über die Grenzen des Reichs berechnet. Der König sollte nur Paris verlassen, wo er in Gefangenschaft gehalten wurde und sich in irgend eine Grenzstadt begeben, dort sich mit der bewaffneten Macht umgeben und auf solche Weise die Wiedergeburt der gesetzlichen Ordnung in Frankreich bewirken. Man hoffte dabei auf die Mitwirkung der fremden Mächte.

Auch auf diese Vorschläge hatte Ludwig XVI. nach seiner Gewohnheit keine bestimmte Erklärung abgegeben; er fühlte sich verlassen, vom Unglück niedergedrückt, bei jedem Schritt von Fallstricken umgeben. Diese Lage vergrößerte noch seine natürliche Furchtsamkeit und sein Mißtrauen. Endlich aber, auf Andrängen der Königin hatte er eingewilligt, doch ohne deswegen nur im Ge-

ringsten mitzuwirken, oder nur die kleinste seiner vieljährigen Gewohnheiten aufzugeben.

Man muß gestehen, daß jener Zeitpunkt sehr spät war, um an die Wiedergeburt der Königsmacht zu denken. Alle andern Gegenmittel waren verbraucht. Durch die Klubbs war das Volk im höchsten Grade verderbt. Die höhern Stände und selbst die Justizhöfe waren aufgelöst; die Militairmacht war im Aufstande und endlich der König selbst hatte durch Unsicherheit im Benehmen und Unentschlossenheit alle Macht und alles Ansehen verloren; die Königin dagegen war mehr wie jemals Gegenstand eines unverdienten Nationalhasses und einer rücksichtslosen Verläumdung geworden.

Es ist mit Worten nicht zu beschreiben, wie verlassen und unglücklich sie sich fühlte, während der König selbst noch Alles von der besten Seite ansah.

Das Entkommen aus dem Tuilerienschlosse war übrigens keine leichte Aufgabe.

So sehr sich die Nationalversammlung bemühte, den Glauben an die persönliche Freiheit des Königs zu erwecken, so eifrig war sie doch bemüht, diese auf jede Weise zu beschränken. Von hundert zu hundert Schritten waren die Tuilerien mit Schildwachen umgeben. An allen Thoren und Thüren, bis zu den innersten Wohngemächern standen Posten der Nationalgarde abwechselnd mit Schweizern. Die andere Dienerschaft be-

stand fast ohne Ausnahme nur aus Kundschaftern. Die Königin durfte mit Zuversicht nur auf ihre ersten Kammerfrauen und auf ein oder zwei Bedienten rechnen.

Der Graf Axel von Fersen hatte genau die Stellung der Schildwachen ausgekundschaftet. Auf diese Weise hatte er entdeckt, daß noch ein Ausgang unbewacht geblieben war, nämlich der, aus der ehemaligen Wohnung des Herzogs von Villequier, die man jedoch verschlossen hatte, weil der Herzog bereits emigrirt war. Es wurde daher der Entschluß gefaßt, durch diese Gemächer den Ausgang zu nehmen.

. . . . . .

Für die Nacht, vom 19ten auf den 20sten Junius, vom Sonntag auf den Montag, waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Der Marquis von Bouillé war beauftragt für die Fahrt von Chalons bis Montmedy seine Einrichtung zu treffen und unter dem Vorwande militairischer Maßregeln in der Nähe der Straße die sichersten Regimenter aufzustellen. Bei dieser Operation fand sich aber das Hinderniß, daß der Kriegsminister du Portail die besten Regimenter seinen Befehlen entzog. Indeß wußte er doch unter dem Vorgeben erwarteter Geldforderungen die Aufstellung einiger Regimenter auf dem Wege, den der König nehmen sollte, zu bewirken.

Da aber der Dienst der Frauen, welchen die Königin

vertrauen konnte, erst am Montage eintrat, so wurde dadurch die Abreise noch um vierundzwanzig Stunden verschoben. Man hatte Mühe, Bouillé davon zu benachrichtigen, um die Truppensendung noch um einen Tag zu verschieben. Dagegen wurde der in Bereitschaft gehaltene Vorspann durch Versehen eines Offiziers nicht abbestellt, wodurch später bedeutende Verlegenheiten entstanden.

Auch die Vorsicht, die königliche Familie im Nothfall mit einem Reisepasse zu versehen, wurde nicht vernachlässigt. Der Graf von Fersen hatte einen Paß besorgt, der auf den Namen einer russischen Baronin von Korff lautete. Er war ausgestellt vom Minister des Auswärtigen. Der König sollte verkleidet als Kammerdiener derselben die Reise machen; man bedachte aber nicht, daß keine Persönlichkeit in der Welt so wenig dazu geeignet ist eine solche Rolle zu spielen, als Ludwig XVI, dessen Wohlbeleibtheit, dessen bourbonische Nase, so wie seine Bequemlichkeitsliebe und sein gewohntes Benehmen unter allen Umständen nicht zu verkennen blieb.

Eine andre Vorsichtsmaßregel ergriff die Königin selbst. Sie forderte vom Grafen Agoult, Commandeur des Garde-Corps, daß dieser drei Garde du Corps zu ihrer Verfügung stellen möge; aber es mußten Männer von rüstiger Gesundheit sein, um die Anstrengungen einer beschwerlichen Reise ertragen zu können. Vom eigentlichen Zweck dieser Verfügung hatte sie dem Grafen nichts

gesagt; dieser aber zweifelte nicht, daß diese als Couriere versendet werden sollten, wozu die Garde du Corps schon öfters gebraucht waren. Er stellte deshalb drei Männer von Muth, Treue und Verstand, obwohl die Königin, solche geistige Eigenschaften nicht erwähnt hatte, als sie dem Commandeur den erwähnten Befehl gab. Dagegen hätte ihre Unbekanntschaft mit den Straßen der Hauptstadt leicht ein Mißglücken des ganzen Unternehmens zur Folge haben können.

So glaubte man denn endlich Alles beseitigt zu haben, was der Ausführung einer Flucht hemmend hätte entgegentreten können.

. . . . . .

Abends am 20sten Juli 1791 hatte die königliche Familie wie gewöhnlich soupirt und war nach zehn Uhr zu Bett gegangen.

Nachdem die Dienerschaft entfernt war, auf welche man nicht rechnen konnte, erhoben sich der König und die Königin wieder und kleideten sich mit Hülfe einer ergebenen Kammerfrau in die dazu bestimmten Reisekleider.

Frau von Tourzel, die Untergouvernante der königlichen Kinder (denn die Stelle einer Obergouvernante war seit dem Abgange der Herzogin von Polignac noch nicht wieder besetzt), brachte den kleinen Dauphin herbei, der, aus dem ersten Schlaf geweckt, sich dennoch

sehr artig und für sein Alter verständig benahm. Der König, um für den Kammerdiener der Frau von Korff zu gelten, hatte eine Perücke aufgesetzt und einen grauen Oberrock über das veilchenblaue Kleid, das er gewöhnlich trug, gezogen. Nun öffnete die Königin selbst die mit den königlichen Gemächern in Verbindung stehende Wohnung des abwesenden Herzogs von Villequier, wozu sie sich den Schlüssel verschafft hatte.

Die fromme Prinzessin Elisabeth, Schwester des Königs mit ihrer Nichte, war die Erste, die hindurchging, begleitet von dem ersten der gedachten drei Garde du Corps.

Eine Schildwache schritt draußen auf dem Platze auf und nieder. Schon flüsterte ihr die junge Prinzessin ängstlich zu: — Liebe Tante, wir sind erkannt! Dann aber wendete sich der Wachtposten und ungehindert kamen diese Beiden glücklich an auf dem Carousselplatz, an der Ecke der Rue de l'Echelle, wo der Graf von Fersen ihrer mit dem Wagen harrte. Es war eine der gewöhnlichen Miethkutschen von Paris, auf welcher der schwedische Edelmann selbst den Dienst des Kutschers versah.

Bei einem solchen Ereigniß sind oft die kleinsten Umstände von Bedeutung. So ängstigte es auch die bereits im Wagen sitzenden Prinzessinnen sehr, daß ein anderer Miethkutscher mit seinem Wagen neben jenen

fuhr und ein cameradschaftliches Geplauder mit dem Gra-
en anfing.

Zum Glück wußte Graf von Fersen das französische Patois so fertig zu reden und sich so gewandt in die Manieren solcher Leute hineinzufinden, daß es ihm bald gelang, sich von diesem lästigen Gesellschafter loszumachen.

Bald darauf kam auch der König mit dem zweiten Garde du Corps an. Auch er war von der Schildwache nicht angehalten, obwohl er sich genöthigt gesehen hatte, eine Schuhschnalle, die losgegangen war, unter den Augen des Wachtpostens wieder zu befestigen. Vielleicht war es gerade die Unbefangenheit, womit dieses geschah, was diese so sicher gemacht hatte, daß sie ihn als unverdächtig passiren ließ.

Ungünstiger erging es der Königin, die man schon seit einer halben Stunde mit großer Aengstlichkeit im Wagen erwartete.

Sie hatte den dritten Garde du Corps, der ihren Führer machte, untergefaßt und war auf solche Weise unangehalten über den Schloßplatz gegangen. Eben wollte Marie Antoinette mit ihrem Führer aus dem großen Gitterthore in's Freie treten, als plötzlich Fackelschein sie blendete und eine Equipage, die mit Dienern, welche Fackeln trugen, umgeben war, ihr entgegen kam.

Mit Schreck erkannte die Königin Lafayette, der

mit einem seiner Generaladjutanten im Wagen saß. Das war der Oberbefehlshaber des Nationalheers, der es übernommen hatte, dem Nationalconvente dafür zu haften, daß die königliche Familie nicht entwich. Lafayette bog sich vor und sah nach ihr hin. Schon glaubte sie sich erkannt und drängte ihren Begleiter, im Schatten der Mauer zu bleiben, wo man wenigstens ihre vom Reisemantel umhüllte Gestalt nicht genau erkennen konnte. Die mindeste Neugier, die geringste Erkundigung würde sie verrathen haben; allein Lafayette schien größere Dinge im Kopf zu haben, als sich um so ein Paar Nachtwandler zu bekümmern; die Nacht war dunkel; durch einen großen Hut mit vorstehendem Schirm waren die Gesichtszüge der Königin völlig verhüllt und so ging der Zug ohne anzuhalten vorüber. Ob er sie erkannt hatte oder nicht, blieb jetzt wenigstens ungewiß.

Kaum aber war diese Gefahr vorüber, so entstand eine neue Bedenklichkeit. Die Königin hatte ihren Begleiter aufgefordert, sie nach dem kleinen Carousselplatz an der Ecke der Rue de l'Echelle zu führen, der kaum 200 Schritte von der Stelle, wo sie sich befand, belegen war, und weder sie, noch ihr Führer wußten sich dorthin zu finden. Danach sich zu erkundigen, erschien in der Nähe der Tuilerien so gefährlich zu sein, daß sie dieses einfache Mittel, sich zu orientiren, nicht anzuwenden wagten. So in völliger Unsicherheit, wohin sie sich zu

wenden hatten, schlugen sie, anstatt links zu gehen, den Weg rechts ein und irrten, beim Louvre vorbei über den Pont-Royal, und endlich an den Quai's und in der Rue du Bac umher. Endlich mußten sie sich doch bei einer Schildwache zurecht fragen und kamen so auf weiten Umwegen zum Ziel. Allein es war damit eine kostbare, unersetzliche Zeit verloren gegangen. Jede Minute Verzögerung hätte eine Entdeckung herbeiführen können. Die Angst der Königin, so wie der ganzen königlichen Familie, war unbeschreiblich gewesen.

Endlich saßen Alle im Wagen; Graf Fersen trieb die Pferde an und fuhr in raschem Trabe nach der Vorstadt Saint-Martin, wo der eigentliche königliche Reisewagen sie außerhalb der Barrière erwartete. Glücklich waren sie dort angelangt und stiegen in die große bequeme Berline, die von sechs Pferden gezogen wurde. Fersen machte auch hier den Conducteur. Die drei Garde du Corps standen hinten und vorn auf dem Wagen und so erreichte die königliche Familie nach Ablauf von noch nicht vollen zwei Stunden glücklich die erste Station: Claye. Hier aber machte eine nothwendig gewordene Reparatur an dem ganz neuen Reisewagen wieder einen unangenehmen Aufenthalt, worauf jedoch die Postpferde ohne Schwierigkeit vorgelegt wurden.

Rasch ging nun die weitere Reise vor sich und Graf Fersen, dessen Kutscherrolle hier ausgespielt war, fuhr

in seiner eignen Equipage, die er nach Claye hatte kommen lassen, nach Paris zurück.

. . . . . .

Fersen kam noch vor Tagesanbruch dort wieder an, umging dann noch das Stadthaus und wendete sich dann zu den Wohnungen des Maire Bailly und Lafayette's, wo zu seiner großen Freude Alles ruhig war.

Absichtlich hatte Fersen der Gräfin Adhemar und seiner theuern Cerise nichts gesagt von der abenteuerlichen Unternehmung, den König und die Königin zu entführen. Er wollte diese so gefühlvollen Damen nicht beunruhigen, ehe die That geschehen war. Jetzt nach seiner Rückkehr nach Paris begab er sich in das Hotel der Gräfin Adhemar, wo er indeß nur bei dem Portier einige Zeilen an seine Braut schrieb, weil die Damen eben noch schliefen und er keinen Augenblick zu versäumen hatte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte verhaftet zu werden.

— Geliebte Cerise, — schrieb er, — mein Verhängniß reißt mich fort, der König, die Königin und die ganze hohe Familie sind mit meiner Hülfe entflohen. Ich habe sie bis Claye begleitet, indem ich selbst den Kutscher ihres Wagens machte. In diesem Augenblick, Morgens sechs Uhr, ist noch Alles ruhig in Paris. Noch kann ich sicher entfliehen, in einer Stunde würde ich im Gefängniß sitzen, bliebe ich zurück. Meine Maß-

regeln zur schnellsten Abreise nach Brüssel sind zum Voraus getroffen, dort hoffe ich Dich Geliebte und Deine würdige Tante wieder zu sehen, sobald die Gesundheit der Letztern so weit wieder hergestellt sein wird, um reisen zu können. Leb' wohl, süßes Wesen! Hoffen wir, nach kurzer Trennung, auf ewige Vereinigung.

Nach diesen Worten unterzeichnete er seinen Namenszug. Eine Thräne fiel auf das Papier. Er siegelte und warf sich rasch in eine Postschaise. Ehe in Paris Lärm entstand, war er schon einige Lieues entfernt und fuhr mit Courierpferden der belgischen Grenze zu.

. . . . . .

Im Hotel des Marquis von Lafayette schien bis Morgens acht Uhr noch die tiefste Stille zu herrschen.

Die Königin hatte geglaubt, Lafayette habe sie nicht erkannt, als er ihr begegnete. Das war aber nicht der Fall gewesen. Als er nach Mitternacht mit seinen Adjutanten, Herrn von Romeuf, nach den Tuilerien fuhr, um dann zu Fuß die nächtliche Runde zu machen, sah er die Königin und schloß aus ihrer Begleitung das Weitere.

— Beim Himmel! — rief er erbleichend ganz leise, — sie ist es!

— Mein General, — entgegnete der Adjutant, der ein sehr loyaler, obgleich oft verkannter Edelmann war, — genehmigen Sie meinen Rath, nach Hause zu gehen. Sie sind unwohl!

— Wir werden keine Ruhe haben, — entgegnete Jener, — in diesem Augenblick reiset der König ab.

Herr von Romeuf, der ihn jetzt erst verstand, schrie laut auf vor Schreck.

— Gehen Sie schlafen, — entgegnete der General.

— Nein, — versetzte der Adjutant mit eben soviel Treue als Zartgefühl, — nach dem, was Sie mir eben gesagt haben, werde ich Sie nicht eher verlassen, als bis diese Nachricht bekannt sein wird.

Wir sehen daraus, daß Lafayette edler war, als die Königin ihm zugetraut hatte. Er hatte die Flucht der königlichen Familie ignorirt, obgleich eine so schwere Verantwortlichkeit auf ihm lag.

Monsieur und seine Gemahlin waren in derselben Nacht abgereiset und glücklicher, als der König und die Königin, über die Grenze nach Flandern gekommen.

. . . . . .

Am folgenden Morgen nach acht Uhr lag die Gräfin Adhemar noch fieberkrank in ihrem Bett, als ihr Kammerdiener Laroche eintrat.

Er war blaß zum Erschrecken, indem er mehr einem Schatten, als einem Menschen glich.

— Was giebt es, Laroche! was ist geschehen? — rief ihm die Gräfin zu.

— Ach! Madame! o mein Gott!

— Ist etwa Feuer?

— Von einer solchen Kleinigkeit kann nicht die Rede sein, der König ist abgereiset.

— Der König?

Ist abgereiset, und die Königin, der Dauphin, kurz das ganze Schloß mit ihm. Paris ist in Waffen. Man feuert mit Kanonen und zieht zum Kampf aus.

— Gegen wen?

— O! gegen alle Welt! die Feinde müssen zu Pantain oder wenigstens zu Neuilly sein.

Obgleich Frau von Adhemar die Abreise der königlichen Familie als unvermeidlich voraus gesehen hatte, so war sie doch darüber erschrocken. Konnte dieses Ereigniß nicht ein Signal werden zur Ermordung aller Aristokraten?

— Laroche! — befahl sie, — Postpferde, in einer Stunde; oder noch besser, sogleich.

— Madame, die Barrièren sind geschlossen. Wer hinaus will, wird festgenommen.

Das war ein neuer Grund zu Besorgnissen; sie waren gefangen und befanden sich in Erwartung von etwas noch Schlimmerem.

In diesem Augenblick kam Cerise herein. Ihr ganzes Wesen war aufgelöst in Thränen. Sie sank nieder auf einen Sessel und hielt der Tante das Billet ihres Verlobten entgegen.

— Lesen Sie selbst, er ist fort, — klagte sie, — er erwartet uns in Brüssel.

— Auch er? — rief die Gräfin schmerzlich aus, — er konnte uns verlassen in dieser Gefahr? ei das ist nicht muthvoll, nicht edel!

— O liebe Tante schmähen Sie ihn nicht. Er mußte so handeln. Wäre er geblieben, nichts hätte ihn retten können und was würde er für uns zu thun vermocht haben, im Kerker, oder gar, ha es ist gräßlich, an der Laterne!

In diesem Augenblick trat der Graf Rochefort ein. Er war ganz trunken vor Freude; Alles erblickte er im rosenfarbigen Lichte; den Himmel sah er offen, den König gerettet, die Nationalversammlung verblüfft, die Revolution besiegt und der Triumph des Königs, so wie aller Leute von Ehre. Der Graf machte beiden Damen wieder Muth und beruhigte sie am Ende ganz.

. . . . . .

Lafayette zweifelte nicht daran, daß der König von den Feinden der Staatswohlfahrt entführt sei. Er veranlaßte deshalb die Nationalversammlung Eilboten absenden, welche Befehl an alle Behörden hatten, die königliche Familie, wo man sie träfe, zurückzubringen.

Auch hatte die Nationalversammlung die kräftigsten Maßregeln genommen, um in Paris die Ruhe zu erhalten.

Indeß wurde die Reise derselben bis Chalons ohne Hinderniß fortgesetzt. Aber die Reise hatte sich um drei Stunden verzögert, theils durch den Aufenthalt, welchen die nothwendige Reparatur am Wagen veranlaßte, theils durch den Umstand, daß der König einen Berg hinauf zu Fuß ging. Die Folge davon war, daß die Truppenabtheilung, die zur Deckung der königlichen Reise auf die Straße beordert war, sich nach mehrstündigem vergeblichen Warten entfernt hatte, weil die mit Knitteln bewaffneten Bauern, die durch die Anwesenheit der Truppen beunruhigt waren, sich zusammenrottirten und der Commandeur derselben, der Obrist Goguelas deshalb sein Commando in zwei Rotten theilte, um auf Nebenwegen Varennes zu erreichen.

Schon dieser Umstand, das Ausbleiben der Bedeckung, beunruhigte die Königin auf das Aeußerste. Doch den König verließ sein gewöhnlicher Gleichmuth keinen Augenblick.

In Chalons war die königliche Familie am 21sten zwischen vier und fünf Uhr angekommen. Beim Umspannen standen viele Leute auf der Straße. Einer derselben hatte den König im Wagen erkannt. Zum Glück sagte er seinen Umgebungen nichts von seiner Entdeckung, sondern begab sich eiligst zum Maire, vertraute ihm seine Entdeckung und forderte ihn auf, den Wagen anzuhalten. Aber dieser Beamte war kein

Revolutionair. Er that zwar anfänglich, als ob er in den Vorschlag einginge; machte alsdann aber den Berichterstatter auf die möglichen Folgen einer solchen Maßregel aufmerksam und setzte ihn dadurch so in Schrecken, daß er am Ende zugab, er könne sich doch wohl geirrt haben und in diesem Falle sei es das Klügste, sich ruhig zu verhalten.

Kaum war die königliche Familie dieser Gefahr entronnen und hatte Chalons hinter sich, da mußte der Wagen zufällig einige Augenblicke auf der Heerstraße stillhalten. In diesem Augenblick steckte ein vorüberreitender Unbekannte in bürgerlicher Kleidung den Kopf in den Wagenschlag und rief: — Ihre Maßregeln sind schlecht genommen; Sie sind erkannt, Sie werden verhaftet werden. Dann ritt er im Galopp davon.

Die Königin gerieth dadurch in äußerste Unruhe. Sie selbst hatte schon bemerkt, daß die angeordneten Militairbedeckungen nicht zur Stelle waren.

Mit Chalons sur Marne hörten ohnehin die von der Königin unmittelbar getroffenen Anordnungen auf. Für den übrigen Weg hatte Bouillé zu sorgen gehabt; die ganze Postenreihe, Vorspann und Bedeckung von Pont de Sommevelle bis Montmedy war seiner Anordnung anvertraut. Letztere Stadt war an sich fest und noch mit einem im Lager stehenden Truppencorps umgeben; gegenüber war die nahe Grenze mit österreichi-

schen Truppen besetzt, deren Bewegungen den diesseitigen zum Vorwande dienten.

So schienen in der That alle Umstände günstig zu sein, um bei einiger Vorsicht die Flucht der königlichen Familie zu begünstigen; allein die geringste Unvorsichtigkeit konnte hier gerade die gefährlichsten Folgen haben und leider war das der Fall.

Zu Pont de Sommevelle sollten nach den getroffenen Anordnungen die in das Geheimniß eingeweihten Offiziere Choiseul und Goguelas die Ankunft und Befehle des Königs erwarten und dann den folgenden Posten die weitern Befehle zufertigen; als aber um sechs Uhr Abends die Flüchtigen ankamen, ließ sich kein Posten auf der Heerstraße blicken und Niemand meldete sich, um die Befehle des Königs in Empfang zu nehmen.

Diese unerklärliche Versäumniß, verbunden mit der räthselhaften Warnung jenes Unbekannten bei Chalons, setzte besonders die Königin in äußerste Bestürzung; schon glaubte sie das ganze Unternehmen gescheitert; jeden Augenblick sahen sie ihrer Verhaftung entgegen.

Jene beiden Offiziere hatten früher an demselben Tage wirklich das Commando der vierzig Husaren auf dem bestimmten Posten getroffen; da sich nun die Ankunft der königlichen Familie so sehr verzögerte und auch hier das Landvolk unruhig wurde, so ließen sie das hier aufgestellte Commando sich zurückziehen, ohne

ihrer Instruction gemäß Leute auf dem Platze zu lassen, welche alle von Paris kommenden Eilboten und Reisenden anhalten sollten.

Statt dessen trieb Choiseul die unverantwortlichste Sorglosigkeit so weit, den folgenden Posten Befehle zuzusenden, nicht länger zu warten, sondern bis auf weitere Befehle abzuziehen.

So hatte das Commando erst vor einer Stunde Pont de Sommevelle verlassen, als der reitende Bote und wenige Minuten nachher der königliche Wagen daselbst anlangten.

Jene Mißverständnisse verursachten Aufenthalt; jede Minute Zögerung machte aber die Lage der königlichen Familie nur noch peinlicher und gefahrvoller. Marie Antoinette wagte kaum noch zu athmen; doch dieses Mal noch wurden die Pferde ohne Hindernisse gewechselt und man erreichte Saint Ménehould. Dort aber verfehlte der voranreitende Courier die Poststraße; er sah sich genöthigt hin und her nach dem Wege zu fragen und erregte dadurch den äußersten Verdacht bei den ohnehin schon revolutionair gesinnten Einwohnern.

Die eingerückten Dragoner, welche bestimmt gewesen waren, sich an die Postenreihe der Husaren zur Escorte des Königs anzuschließen, vermehrten noch die sichtbare Aufregung des Volks.

Der commandirende Offizier wählte den Ausweg,

daß er seine Mannschaft sich zerstreuen ließ. Einige Dragoner mußten auf der Chaussee, als ob sie spazieren gingen, umherschlendern. Als nun aber der königliche Wagen wirklich ankam, stellten sich die umhergehenden Reiter an beiden Seiten des Wagens militairisch auf und legten respectvoll salutirend ihre Hand an den Helm. Die Königin aber erwiederte diesen Gruß mit ihrer gewohnten Anmuth freundlich dankend; aber diese unvorsichtige Höflichkeit machte so viel Aufsehen, daß einige Augenblicke später, der Wagen aus Ménehould nicht würde fortgelassen sein, wenn nicht die Gegenwart und entschlossene Haltung der Dragoner wenigstens das Vorlegen frischer Postpferde gesichert hätte, worauf der Pferdewechsel so schnell geschah, daß, ehe noch die Rebellen ihren Entschluß gefaßt hatten, die Fahrt wieder vorwärts gehen konnte.

Aber während des Anhaltens des Wagens steckte der König seinen Kopf zum Wagenfenster heraus und that nach seiner Gewohnheit einige leutselige Fragen an die Umstehenden.

Diese Gewohnheit aber wurde ihm verderblich. In der Mitte des Haufens, der neugierig den königlichen Wagen umstand, befand sich ein junger Mensch, der den König im Jahre vorher bei dem Föderativfeste gesehen hatte. Unglücklicher Weise gehörte er aber zu den exaltirtesten Patrioten. Um seiner Sache gewiß zu sein,

nahm er ein Assignat in die Hand, auf welchem sich ein äußerst ähnliches Bildniß des Königs befand und verglich mit großer Aufmerksamkeit das Bild mit dem Originale. Das geschah auf eine so auffallende Weise, daß es die Königin bemerkte und natürlich dadurch sehr beunruhigt wurde.

Dieser junge Mann hieß Drouet. Er war der Sohn des Postmeisters in Ménehould. Als dieser fluchwürdige Mensch sich überzeugt hatte, daß er sich nicht irrte, wagte er es zwar nicht auf der Stelle Lärm zu machen, entweder aus Furcht vor dem anwesenden Militair oder wegen der beschleunigten Abfahrt; aber er beschloß sogleich dem Wagen des Königs zu folgen und diesen anhalten zu lassen, wo sich Gelegenheit dazu bieten würde.

Diesen Entschluß theilte er seiner Frau mit, die ihm jedoch dringend abmahnte, allein vergebens, denn nach einigem Aufenthalt hatte er sich auf sein Pferd geschwungen und eilte weiter in der Richtung hin, welchen der königliche Wagen genommen hatte.

Zu Clermont langten die hohen Flüchtlinge noch ohne Hindernisse an. Dort hatte Bouillé einen Offizier, Namens Damas, postirt mit der Ordre, eine Stunde nach dem Durchpassiren des königlichen Wagens seine Reiterei aufsitzen zu lassen und ihm über Varennes nach Montmedy zu folgen. Allein die oben erwähnte Verzögerung in Verbindung mit der Nachricht, die ihm Choiseul hatte zukom-

men lassen, hatte ihn um so mehr genöthigt absatteln zu lassen, da auch seine Anwesenheit unter so ungewöhnlichen Umständen die Einwohner der Stadt beunruhigt hatte.

Während das geschehen war, ging er selbst unter mancherlei Besorgnissen auf dem Markte herum, als der königliche Wagen ankam. Er näherte sich demselben respectvoll und sprach mit dem Könige und der Königin. Diese befahl ihm, sogleich nach ihrer Abreise aufsitzen zu lassen und ihrem Wagen mit dem Reitergeschwader zu folgen.

Das Volk widersetzte sich der Abfahrt des königlichen Wagens keinen Augenblick; als aber der Offizier sein Detachement hatte aufsitzen lassen und commandirte den Säbel zu ziehen und abzumarschiren, warfen die meisten der Reiter die Säbel in die Scheide und hielten unbeweglich auf dem Platz. In demselben Augenblicke traten Municipalbeamte auf Damas zu und verlangten förmlich von ihm, er möge seine Reiterei in die Kaserne entlassen und seinen Abmarsch bis zum folgenden Tage aussetzen. Der Offizier aber rief:

— Wer mein Freund ist, folge mir! — gab seinem Pferde die Sporen und flog dem Wagen nach. Jedoch nur zwei oder drei Mann schlossen sich ihm an, so sehr hatte schon der Geist der Insubordination selbst das regulaire Militair ergriffen und so groß war der Einfluß des

anarchischen Volksgeistes, daß der geringste Widerstand von Seiten des Volks genügte, die Soldaten zu verleiten ihren Offizieren den Gehorsam aufzukündigen. Und das geschah damals Alles straflos, weil alle gesetzliche Ordnung aufgelöst war und nur noch der Souverainetät des Volks und den Befehlen seiner Repräsentanten Folge geleistet wurde.

Dieser Vorfall war höchst wahrscheinlich durch Drouet's Ankunft in Clermont nach der Abreise des Königs veranlaßt worden; wenigstens ist es gewiß, daß ein im Galopp eben angekommener Reiter sich sogleich zum Maire verfügte und ihm die Entdeckung mittheilte, daß in dem durchgefahrenen Wagen der König befindlich gewesen sei; man möge daher die Escorte verhindern ihm zu folgen, damit die Verhaftung des Königs nicht gehindert werde.

Darauf ritt Drouet in größter Eile dem königlichen Wagen nach. Doch nicht weit jenseits Clermont blieb er auf der großen Heerstraße, die nach Verdun führt, weil er glaubte, der König habe sich dorthin gewendet. Das war aber ein Irrthum, der wahrscheinlich den König gerettet hätte, wenn nicht ein unglücklicher Zufall dem Verfolger einen von Verdun zurückkehrenden Postillon entgegen geführt hätte, den er fragte, ob er einem Wagen mit sechs Pferden begegnet sei und ob derselbe schon weit entfernt sei.

Der Postillon aber bekannte, daß er von einem solchen Wagen nichts gesehen habe und daraus schloß Drouet sogleich richtig, daß die Fahrt links ab auf Varennes gegangen sein müsse und eilte auf Seitenwegen diesem Punkte der unglücklichen Entscheidung zu.

. . . . . .

Mit vor Furcht klopfendem Herzen kam die unglückliche Königsfamilie vor dem Thore von Varennes an. Es war Nachts gegen elf Uhr. Kein Reiter war ihnen entgegengekommen, um sie durch die Stadt escortiren zu können; kein Posten war aufgestellt, der hätte Nachricht geben können, wo der Vorspann zu finden sei.

In dieser grenzenlosen Verlegenheit ließ der König vor einer Meierei zunächst dem Thore halten, wo gewöhnlich Reisende die Pferde zu wechseln pflegten. Alles schlief dort schon; die Thore waren verschlossen. Man klopfte an und erkundigte sich nach dem Vorspann; indeß wußte Niemand etwas davon.

Dadurch waren von der jetzt so kostbaren Zeit mehrere Minuten verflossen.

Das Cabriolet, in welchem die Kammerfrauen mitfuhren, war vorausgefahren, hatte ungehindert die Stadt passirt, aber jenseits die Brücke schon mit alten Karren und Meubles gesperrt gefunden.

Die Postillons wollten wegen Erschöpfung der Pferde nicht weiter fahren; endlich wurden sie nach manchem

Hin- und Herreden durch Verheißung großer Trinkgelder gewonnen, wenigstens bis über die Brücke, welche auf der Straße nach Montmedy über den Fluß ging, der die Stadt durchschneidet, zu fahren.

Das Königspaar stieg wieder in den Wagen und fuhr in die Stadt hinein. Dort fanden sie das ganze Bataillon Bürgergarde anstatt der erwarteten königlichen Militairescorte unter den Waffen. Das war ein schlimmes Zeichen. Die königliche Familie befand sich in der peinigendsten Ungewißheit und Verlegenheit.

Diese das Verhängniß jener königlichen Flüchtlinge entscheidenden Umstände waren herbeigeführt durch das unglücklichste Zusammentreffen von Verrätherei und Nachlässigkeit.

In Varennes sollte der König den benöthigten Vorspann und eine Escorte von 60 Husaren finden. Beides war richtig eingetroffen; die Husaren zur Bedeckung waren schon am 20. des Abends angekommen unter dem Vorgeben eines zu erwartenden Geldtransports.

Da dieses Detachement die Bürgerschaft auch hier in verdächtiger Stimmung fand, so wurde die Mannschaft in ein altes verlassenes Kloster einquartiert. Der commandirende Offizier dieser Abtheilung, Namens Rodvell, war ein junger Mensch von 18 Jahren, aus einer hohen aristokratischen Familie, den Connexionen auf einen Posten befördert hatten, welcher der größten Entschlossen-

heit und Umsicht bedurft hätte, um einen so wichtigen Auftrag mit Geschick und Glück zu vollziehen.

Der junge Offizier, der in seinen vornehmen Gewohnheiten so verweichlicht war, daß ihm ein Quartier im unbewohnten Kloster nicht zusagte, war in einem der angesehensten Bürgerhäuser abgestiegen und dadurch von seiner Mannschaft getrennt.

Der Vorspann sollte bei der Meierei vor dem Eingange in die Stadt halten; allein durch ein Mißverständniß war derselbe auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, jenseits der erwähnten Brücke in einen Gasthof verlegt.

Am 21. Morgens schickte der commandirende General Bouillé noch seinen zweiten Sohn nebst einem Adjutanten dorthin, um alles Erforderliche wahrzunehmen. Doch diese beiden Offiziere, als sie die Aufregung des Volkes in Varennes bemerkten, begnügten sich damit, sich ruhig zu verhalten und von den vorhergehenden Posten die Benachrichtigung der Annäherung des königlichen Wagens abzuwarten, den commandirenden Offizier aber anzuweisen, seine Mannschaft bereit zu halten. Rodvell war indeß nicht im Geheimnisse, und da er die Wichtigkeit seiner Stellung nicht kannte, so vernachlässigte er die Erfüllung der ihm gegebenen Befehle, sogar die ganz gewöhnliche Vorsicht, einen Posten auf dem Wege von Clermont her aufzustellen, um zeitig von

der Ankunft der hohen Reisenden unterrichtet zu werden oder diesen Nachricht ertheilen zu können, wo sich die Vorspannpferde befanden.

Drouet war indeß, wie der böse Dämon Ludwigs XVI., vor ihm in Varennes angelangt; indem er Nebenwege benutzte, hatte er einen Vorsprung gewonnen.

Dieser böse Geist hatte keinen Augenblick versäumt, den dortigen Gemeindevorsteher Sausse, einen eifrigen Revolutionair in sein verrätherisches Spiel zu ziehen. Während dieser nun sich beeilte die Nationalgarde zusammenzurufen und mit derselben jenes Kloster, worin die Husaren einquartiert waren, zu umzingeln, so daß diese gefangen gehalten wurden, unternahm es jener Drouet in Gemeinschaft mit dem später in der Revolutionsgeschichte so berüchtigt gewordenen Billaud durch schnell herbeigeschaffte und dann umgeworfene Wagen und alte Mobilien jene Brücke zu sperren. Und alles das wurde so schleunig, so ohne Lärm in's Werk gerichtet, daß weder die im Kloster eingesperrten Husaren, noch die von Bouillé hergeschickten Offiziere das Geringste davon merkten.

. . . . . .

Immer näher rückte nun der unglücklichen Königsfamilie ihr schreckliches Verhängniß. Unter Furcht und Zittern derselben fuhr der mit sechs Postpferden bespannte schwere Reisewagen durch die dunkle Stadt. Was sich

bei dem Scheine der Lichter, die an die Fenster gestellt wurden, erkennen ließ, waren bewaffnete Bürger, die ein düsteres, unheildrohendes Schweigen beobachteten.

So kam der königliche Reisewagen an die Brücke, auf welcher die von Drouet errichteten Barricaden jede Ueberfahrt unmöglich machten.

Dort wurde der Wagen des Königs angehalten und eine rauhe, gebieterische Stimme rief in das Wagenfenster hinein: — Ihre Pässe, meine Herrschaften!

Das war Drouet mit seinen Helfershelfern, die sich so stellten, als hätten sie den König nicht erkannt, weshalb sie den Ton roher Polizeibeamten gegen sie annahmen.

— Wir haben Reisepässe, — entgegnete der König, — und sind bereit sie der gesetzlichen Autorität vorzuweisen. Möge der Maire sich hierher bemühen.

— Nun das fehlte auch noch, — spottete der Revolutionair, — daß der erste Municipalbeamte von Varennes sich um eines jeden Reisenden willen auf die Straße begiebt, um die Pässe zu revidiren. Die Herrschaften werden daher wieder umkehren. Der Maire wird Sie in seinem Büreau empfangen.

Der König hielt jeden Widerstand für nutzlos. Zudem glaubte er noch nicht erkannt zu sein und daher nach einem kurzen Aufenthalt, um die Pässe visiren zu lassen, wieder weiter fahren zu können.

In diesem Augenblick war ein zweites Husarendetachement unter dem Commando eines Flügeladjutanten des Generals Bouillé, Namens Goguelas, in Varennes angekommen und hatte den Eingang erzwungen. Die früher eingetroffenen Offiziere Choiseul und Damas hatten sich zu ihm gesellt und näherten sich dem königlichen Wagen, indem Goguelas fragte, ob er Gewalt brauchen solle, um die Durchfahrt zu öffnen.

— Wird es dabei scharf hergehen? — fragte der König.

— Es wird nicht anders sein können, Sire! — entgegnete der Flügeladjutant.

— Nun dann lassen wir das, — entgegnete Ludwig XVI. in seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit. — Ich will weder meine Familie einer Gefahr aussetzen, noch das Blut meiner Unterthanen vergießen lassen.

So wurde denn umgekehrt und der König fuhr vor das Haus des Materialhändlers Namens Sausse, welcher Maire von Varennes war.

Vor jeden Kutschenschlag hatte der verrätherische Drouet einen Mann von der Nationalgarde mit Gewehr gestellt.

Der Maire trat an den Wagen und lud die Reisenden höflich ein in sein Haus zu treten, indem er bemerklich machte, daß die Pferde nothwendig erst gefüttert

werden müßten, da sie zu erschöpft wären, um die Reise weiter fortsetzen zu können.

Der Maire untersuchte nun mit großem Eifer die Pässe und that, als ob er Alles in der Ordnung gefunden habe. Es lag ihm indeß nur daran, Zeit zu gewinnen, seine verbrecherischen Pläne auszuführen.

Die ganze Gesellschaft folgte der Einladung dieses arglistigen Mannes.

Die Königin setzte sich zunächst dem Fenster und bemerkte nun, wie die Volksmenge, die sich dort versammelt hatte, sich mit jedem Augenblick vermehrte. Sie zweifelte nun nicht mehr, daß man sie erkannt habe und daß sie bereits verhaftet waren.

Der Maire Sauffe dagegen behielt noch eine Zeitlang den Anschein, als zweifelte er nicht an der Richtigkeit der Pässe Er verließ sogar mehrere Male das Zimmer unter dem Vorgeben, die Anstalten zur Abreise beschleunigen zu wollen; doch eigentlich nur um seine verrätherischen Maßregeln noch eifriger zu betreiben.

So wurde Zeit gewonnen, eine hinreichende Volksmasse zur Bewachung des Wagens und der Flüchtlinge, so wie des eingesperrten Reitergeschwaders zusammen zu bringen. Auch wurden die Straßen verrammelt und die Sturmglocken geläutet, um die Nationalgarde von Varennes zusammen zu rufen. Trommeln rasselten durch die Straßen, dunkle Gestalten sammelten sich in Mas-

sen und wohin ein Lichtschimmer fiel, da zeichneten grelle Streiflichter wilde, leidenschaftlich gespannte Gesichter. Es war eine entsetzliche, schreckensvolle Nacht!

Erst durch das Sturmgeläute und den Auflauf erfuhren jene Offiziere, Raigecourt und Bouillé der Sohn, was vorgefallen war. In jedem Augenblick in Gefahr verhaftet zu werden, warfen sie sich auf ihre Pferde und schlugen sich durch; so gewannen sie, von Flintenschüssen verfolgt, das freie Feld, dann jagten sie, was die Pferde laufen konnten, über das Feld auf Stenay zu, um ihrem commandirenden General Bouillé Bericht zu erstatten.

Der commandirende Offizier der im Kloster eingesperrten Husaren, Rodvell, hatte viel guten Willen, aber völlig den Kopf verloren. Ohne äußere und innere Hülfsmittel suchte er, angeblich um den General Bouillé zu benachrichtigen, aus Varennes zu entkommen, indem er einem Wachtmeister, der aber unglücklicher Weise als Demokrat bekannt war, das Commando seiner Mannschaft überließ.

Jenes zweite Husarencommando, bei welchem sich die drei früher genannten Offiziere Choiseul, Goguelas und Damas befanden, hatte sich, wie bereits gemeldet ist, den Eingang in die Stadt verschafft. Da der König bei der Brücke die Anwendung der Waffengewalt nicht gewollt hatte, so ritten sie hinter dem königlichen Wagen her und stellten sich vor dem Hause des Maire auf.

Goguelas trat in's Haus, um sich des Königs Befehle zu erbitten.

Das kleine Zimmer, in welchem sich die unglückliche Königsfamilie befand, füllte sich immer mehr mit Neugierigen aus allen Ständen.

Als Sausse sah, daß bewaffnete Nationalgarden zahlreich genug waren, um dem kleinen Husarendetachement, welches jetzt die Bedeckung des königlichen Wagens bildete, die Spitze zu bieten, nahm er seine bisherige Maske ab. Er gestand dem Könige mit großer Frechheit, daß er ihn vom Anfange an erkannt habe, machte ihm unbescheidene Vorwürfe über seinen Mangel an Patriotismus, womit er zu den Feinden des Vaterlandes übergehen wolle; allein im Namen der Nation erkläre er ihn zum Gefangenen und erklärte, er werde ihn nach Paris zurückführen lassen, wohin ein König der Franzosen gehöre.

Ludwig XVI. gerieth über eine solche noch nie erlebte Frechheit außer Fassung. Um nicht zugeben zu müssen, daß man die Würde des Königthums so frech aus den Augen setze, wollte er nicht zugestehen, daß er der König sei. Sausse widersprach mit steigender Heftigkeit und vergaß sich in Gegenwart einer großen Menschenmenge so sehr, daß er die äußersten Grenzen des Anstandes überschritt; da erhob sich die Königin, trat mit der vol-

len Hoheit ihrer Würde auf den Maire zu und sprach mit lauter Stimme:

— Wenn Sie diesen Mann als ihren König erkennen, so sprechen Sie mit schuldiger Ehrfurcht zu ihm.

Der König gab nun sein Incognito auf. Er gebot dem Maire Stillschweigen und sprach nun zu den vielen im Zimmer und vor der Thür desselben versammelten Menschen mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit und Würde über die Veranlassung und die Zwecke seiner Reise. Er setzte aus einander, daß er nur das Glück und die Wohlfahrt seines Volkes beabsichtigt habe. In Paris habe man ihn gleichsam in Gefangenschaft gehalten, wodurch er alle Freiheit verloren habe, nach seiner besten Ueberzeugung seine Pläne durchzuführen. Jetzt, — fuhr er fort, — vertraue ich mich freiwillig der in Varennes versammelten Nationalgarde an, um mich von ihr nach Montmedy oder jeder andern Stadt außer Paris bringen zu lassen. Dort werde ich dann die Constitution reiflich prüfen und über die Forderungen und das Heil der Nation den Rath einsichtsvoller und patriotischer Männer anhören können.

Dieser mündliche Vortrag des Königs, mit der ihm eigenen Anmuth des würdevollen Benehmens und der gewinnenden natürlichen Beredtsamkeit eines wohlwollenden Herzens vorgetragen, machte den günstigsten Eindruck. Selbst der Maire Sausse schien dadurch gewonnen zu

sein; doch Drouet und Billaud, jene beiden Verräther, ließen sich auf solche Weise in ihren revolutionairen Ansichten nicht irre machen. Sie errinnerten den Maire daran, daß sie selbst mit ihren Köpfen dafür haften müßten, daß der König nach Paris zurückgeführt werde.

. . . . . .

Während derselben Zeit ereignete sich draußen vor der Thür eine Episode, die geeignet war, der königlichen Familie neue Schrecken zu bereiten und dessen Feinde noch mehr zu erbittern.

Goguelas hatte gehört, wie der Maire dem König angekündigt hatte, daß er Gefangener sei.

Fast sinnlos darüber vor Wuth, trat er hinaus vor die Thür, sprang auf sein Pferd und rief den Husaren, so wie dem Volke mit lauter Stimme zu:

— Der König und die Königin sind hier verhaftet!

Diese Mittheilung machte aber auf Niemanden sonderlichen Eindruck. Das Volk sogar beantwortete diesen Zuruf mit wildem Freudengeschrei.

Goguelas commandirte nun seine Husaren, den Säbel zu ziehen und fragte mit lauter Stimme: — Haltet Ihr es mit dem Könige oder mit der Nation?

Das war in dieser Lage eine unvernünftige Frage, die bewies, wie sehr dieser sonst brave Offizier den Kopf verloren hatte.

Das Geschrei: — Es lebe die Nation! — war die Antwort, die er mit etwas mehr Besonnenheit wohl hätte voraussehen können; ein einfaches Commandowort würde vielleicht aus langgewohnter Subordination blinden Gehorsam gefunden haben.

Von den Husaren riefen noch einzelne Stimmen: — Mit dem Volke wollen wir es halten und werden wir es ewig halten!

Bei diesem Ausruf wurde der Offizier noch mehr betroffen. Er that, als wenn er in diesen Ruf mit einstimmte, um Zeit zu gewinnen für die sehnlichst erwarteten Hülfstruppen. Doch die Varenner ließen sich nicht täuschen. Sie wollten ihn gefangen nehmen. Als er aber versuchte sich durchzuhauen, wurde er durch einen Pistolenschuß verwundet und rettete sich in das Haus des Maire. Das Volk würde ihn zerrissen haben.

Späterhin entkam er verkleidet, wurde jedoch in Mézières verhaftet und nach Orleans gebracht. Choiseul blieb bei dem Könige, entschlossen dessen Schicksal zu theilen.

. . . . . .

Die Königin hatte indeß mit Frauenklugheit beobachtet, daß der Maire, von dessen Gesinnung die Rettung des Königs abhing, bei aller Rauheit, die er herauskehrte, eigentlich unter der Botmäßigkeit seiner kleinen

Frau stand. Sie entschloß sich daher, den Versuch zu machen, durch diese Gebieterin seines Hauses und Herzens auf den harten Republikaner einzuwirken. Deshalb begab sie sich, unter dem Vorwande, daß es ihr im Zimmer zu warm sei, auf die Hausflur in den Kramladen, wo Madame Sausse viel beschäftigt war.

Dort setzte sie sich zwischen zwei Kisten mit Lichtern nieder und eröffnete das Gespräch mit einigen lobenden Bemerkungen über die Ordnung im Laden und die Reinlichkeit des Hauswesens.

Madame fühlte sich sehr geschmeichelt und die Königin suchte sie zu gewinnen, indem sie sagte:

— Sie sind eine so einsichtsvolle, vernünftige Frau, daß es nur von Ihnen abhängen würde, Ihren Mann zu bewegen, uns reisen zu lassen.

— Was wollen Sie von mir, Madame, — entgegnete die Frau, — Sie sind in einer betrübten Lage; Sausse darf nichts wagen; es würde ihm den Kopf kosten. Eine Frau muß für ihren Mann sorgen.

— Alles gut, — entgegnete die Königin. — Mein Mann ist Euer König; er hat längst Euer Glück gewollt und will es noch.

Frau Sausse wiederholte nur was sie gesagt hatte: — Ja, ja, Madame, man würde meinem guten Sausse den Kopf abschneiden, und Sie werden zugestehen, daß das nicht angenehm ist.

So ging der günstige Augenblick, auf Befreiung einzuwirken, vorüber.

. . . . . .

Die letzte Hoffnung der königlichen Familie war nun noch auf den Beistand des Generals Bouillé gerichtet. Später aber erfuhr man, daß er erst um vier Uhr Morgens durch die flüchtigen Offiziere Nachricht von den Ereignissen in Varennes erhalten hatte, nachdem er die ganze Nacht in peinlichster Ungewißheit darüber gewesen.

Sogleich nach jener entsetzlichen Kunde gab der General mehreren Regimentern Befehl, schleunigst nach Varennes aufzubrechen, um die königliche Familie aus der Volksgewalt zu befreien. Um den guten Geist unter den Truppen zu erhalten, vertheilte er Geld an die Leute.

Allein es war zu spät. Drouet und Sausse hatten ihre Maßregeln um so kräftiger genommen, je mehr sie fürchten mußten, durch die Truppenmacht, welche Bouillé befehligte, überrascht zu werden. Sie hatten Abtheilungen der Nationalgarde mit einigen alten Kanonen auf der nach Montmedy führenden Straße aufgestellt; Brücken und Zugänge verrammelt, und während Sturmgeläute von Ort zu Ort die Nationalgarden nach Varennes rief, hatten sie die schleunigsten Vorkehrungen zum Abführen der königlichen Familie nach Paris angeordnet. Die Straße dorthin besetzte man mit einer doppelten

Postenreihe, um jede von Bouillé etwa abzusendende Verstärkung zeitig abwehren zu können.

So traf denn auch ein königlicher Offizier, Namens Deslon, der mit einer Abtheilung von 100 Husaren zu Dun stand, und den Befehl zum Vorrücken gar nicht abgewartet hatte, als er früher wie der General von den fliehenden Offizieren die Nachricht von den Ereignissen in Varennes erhielt, durfte es nicht mehr wagen in die so befestigte Stadt einzudringen.

Es war um fünf Uhr Morgens, als er vor Varennes eintraf, sich aber bald überzeugte, daß er zu schwach sei, hier, ehe Verstärkung anlangte, etwas auszurichten.

Indeß hatte Deslon es ausgewirkt, daß ihm eine Unterredung mit dem Könige unter vier Augen gestattet wurde. Er berichtete dem Könige, daß er mit einem Detachement vor Varennes angekommen sei, damit aber nichts Entscheidendes ausrichten könne; daß indeß der General Bouillé mit dem Regiment Royal-Allemand im Anzuge sei und dann Gewalt mit Gewalt vertrieben werden könne.

Der König that nach seiner Gewohnheit, wenn er sich scheute eine entscheidende Antwort zu geben, als hätte er diesen Bericht nicht gehört. Der Offizier wiederholte es ihm daher dreimal und immer mit erhöhtem Nachdruck. Da endlich, als der unglückliche Monarch sah,

daß er eine bestimmte Erklärung nicht würde umgehen können, gab er zur Antwort:

— Sie können ihm sagen, daß ich hier gefangen bin, daß ich sehr bezweifle, ob er für mich etwas thun kann; aber daß ich sehr bezweifle, ob er für mich etwas thun kann; aber daß ich ihn ersuche, nach Möglichkeit zu wirken.

Deslon sprach auch mit der Königin, die sich darüber beklagte, daß man ihnen nicht gestatten wollte, nach Verdun zu gehen. — Das Gespräch wurde deutsch geführt, um von den Umstehenden nicht verstanden zu werden. Der König sah aus den Mienen derselben, daß dieses Verdacht erregte und unterbrach deshalb das Gespräch, indem er den Offizier entließ. Dieser aber erbat sich vom Könige bestimmte Verhaltungsbefehle.

— Die kann ich nicht geben, — entgegnete Ludwig XVI., — Sie sehen, ich bin ein Gefangener.

. . . . . .

Um sechs Uhr Morgens traf ein Adjutant Lafayette's in Varennes ein mit dem Auftrage, die königlichen Gefangenen zu übernehmen.

Dieser Offizier war Romeuf. Die Königin kannte ihn und war ihm gewogen.

— Und Sie muß ich mit dieser feindseligen Botschaft beauftragt sehen! — rief sie aus.'

— Ew. Majestät, — entgegnete der Adjutant, — erlau-

den mir die Entschuldigung, daß ich beim Empfange dieses unangenehmen Auftrages nicht gefürchtet habe, Sie noch zu erreichen; da aber einmal das Unglück eingetreten ist, so wage ich zu hoffen, daß es Ew. Majestät zu einigem Trost gereichen müsse, einen Mann neben sich zu haben, auf dessen Ergebenheit Sie rechnen können.

— General Lafayette, — sprach die Königin mit tiefer Entrüstung, — trägt doch im Grunde alle Schuld.

— Auch den General Lafayette fühle ich mich gedrungen zu vertheidigen. Lafayette ist weit entfernt davon, Ursache dieser Verfolgung zu sein. Im Gegentheil konnte er leicht das Opfer der Flucht der königlichen Familie werden. Ja man hat ihn sogar verantwortlich machen wollen und die aufgeregte Volkswuth war nahe daran, ihn an den Laternenpfahl zu hängen. Ich warne daher Ew. Majestät den Feinden des Generals Vertrauen zu schenken.

— Ihr General ist ein Königsfeind.

— Er ist ein eifriger Vertheidiger der Nationalfreiheit, ohne deshalb Feind des Königs und seiner Familie zu sein.

— Das ist er wohl, — entgegnete die Königin, — er hat nichts im Kopfe als die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Alsdann ließ sie sich das von Romeuf überbrachte Decret der Nationalversammlung, worin die Verhaftung

und Zurückführung der königlichen Familie decretirt war, geben.

— Die Uebermüthigen! — rief sie nicht ohne Schmerz einer tiefen Erbitterung; indem sie es nicht über sich vermochte, das Blatt bis an's Ende zu lesen, warf sie es unwillig aus der Hand.

Zufällig fiel es auf das Bette, worin der Dauphin und seine Schwester schliefen.

Rasch ergriff sie es wieder und warf es zur Erde mit den Worten:

— Fort! damit es nicht das Lager meiner unschuldigen Kinder beflecke!

— Möchte wohl die Königin, — seufzte Romeuf halblaut, während ihm die Thränen über die Wangen liefen, — daß ein Anderer Zeuge dieser Aufwallung gewesen wäre?

— Wenigstens, — antwortete Marie Antoinette betroffen, — empfehle ich Ihnen nach unserer Abreise die Offiziere Damas, Choiseul und Goguelas.

Romeuf rettete auch wirklich diese Gefangenen mit eigener Lebensgefahr.

. . . . . .

So mußte denn Deslon Zeuge sein, wie um acht Uhr der König und seine Familie unter Begleitung zahlreicher Volkshaufen von Varennes auf die Heerstraße nach Paris fortgeführt wurde.

Es fielen furchtbare Excesse dabei vor. So wurde der Chevalier Dampierre, der dicht am Wagen des Königs ritt, als derselbe aus Varennes herausfuhr, erschossen.

Einige Meilen weiter war ein armer Dorfpfarrer so unvorsichtig sich zu nähern, um dem Könige seine Ehrerbietung zu beweisen. Die Kannibalen, die den königlichen Wagen umgaben, stürzten sich auf ihn, rissen den ehrwürdigen Greis zu Boden und würden ihn ermordet haben, hätte nicht Barnave, einer der dem Könige entgegengeschickten Commissaire der Nationalversammlung, der wüthenden Volksmenge mit großer Geistesgegenwart donnernd zugerufen:

— Tiger, habt Ihr aufgehört Franzosen zu sein? Nation von braven Männern, bist du eine Mörderrotte geworden?

Diese Worte allein retteten den unglücklichen Pfarrer vom schrecklichsten Tode.

Barnave hatte bei diesem Zuruf sich so weit aus dem Kutschschlage hinausgelehnt, daß die Prinzessin Elisabeth, gerührt über so viel Selbstvergessen, ihn am Rockschoß festhielt.

Der Deputirte wendete sich dankbar für diesen Zug von Herzensgüte später mit großer Achtung und Aufmerksamkeit vorzugsweise an diese edle fromme Prinzessin. Sie sprach gegen ihn freimüthig über die Lage Frankreichs. Ihre sanfte, wohlwollende Beredtsamkeit und

die Einfachheit, womit sie sich mit Barnave unterhielt, ohne im Mindesten ihrer Würde etwas zu vergeben, das Alles erschien ihm an dieser Prinzessin himmlisch und sein Herz, das gewiß edler Gesinnungen fähig war, wenn es nicht politische Leidenschaften irre geleitet hatten, wurde jetzt von Bewunderung und Rührung über diese stille Größe im grenzenlosen Unglück überwältigt.

Wir werden später auf diese Deputirten zurückkommen, um für jetzt zu erwähnen, daß der General Bouillé allerdings mit einem ganzen Cavallerieregiment vor Varennes ankam. Aber in Folge der eifrigen Betreibung der Abreise von Seiten Drouet's und des Maire Sausse hatte der königliche Wagen schon anderthalb Stunden früher die Stadt verlassen. Die Pferde der Cavallerie aber waren durch den eiligen Ritt so abgetrieben, daß es unmöglich war ohne Rast sogleich nachzufolgen; außerdem war die Nationalgarde von Verdun zu fürchten, die mit Kanonen heranrückte; Geschütz aber stand dem General Bouillé nicht zu Gebot. Es kam noch die Betrachtung hinzu, daß die königliche Familie sich in der Gewalt eines rohen erbitterten Volkshaufens befand; der geringste Angriff auf diese Menge würde das Leben derselben in Gefahr gesetzt haben.

So beschloß denn General Bouillé sich zurückzuziehen und den Plan, die königliche Familie zu retten, aufzugeben. Und nun zog er sich nach Stenay zurück und

entkam nur durch schnelle Flucht nach Luxemburg der gegen ihn bereits angeordnet gewesenen Verhaftung.

Nach diesem Abzuge stand der erzwungenen Rückkehr der königlichen Familie nach Paris kein Hinderniß mehr im Wege. Von Station zu Station wechselte die Eskorte des königlichen Wagens, aus Nationalgarde und bewaffneten Volkshaufen bestehend, die sich an jedem Ort vergrößerten.

Unter öfterem Aufenthalt konnte man nur Schritt vor Schritt fahren. Die Reise ging daher mit peinlicher Langsamkeit vor sich; so daß diese schmachvolle Rückreise acht volle Tage und Nächte dauerte, während welcher Zeit die unglückliche Familie unaufhörlich den frechsten Zudringlichkeiten, beleidigenden Blicken und Reden, der Hitze und dem Staube und Martern aller Art ausgesetzt war.

Unter diesen schrecklichen Umständen, bei der stets das Aeußerste fürchten lassenden Volkswuth, durfte es der beklagenswerthe Monarch mit der Königin noch als einen Schutz betrachten, daß die Nationalversammlung auf Drouet's und Sausse's Bericht drei ihrer Mitglieder, Latour-Maubourg, Barnave und Pétion abgeordnet hatte, um die Gefangenen nach Paris zurück zu geleiten.

. . . . . .

Diese Commission trat ihr Amt zu Chalons an. Die Commissaire machten den Anspruch, daß zwei von

ihnen mit im königlichen Wagen sitzen sollten, weshalb Frau von Tourzel, die Untergouvernante der königlichen Kinder denselben verlassen und mit dem Dritten der Deputirten fahren mußte.

In diese Anordnung mußte sich das königliche Paar fügen. Die Königin äußerte den Wunsch, daß Latour-Maubourg, ein Freund von Lafayette, den sie wenigstens von Person kannte, einer der ihr aufgedrungenen Wagengefährten sein möge; allein dieser Deputirte, ein Mann von bescheidenem und einnehmendem Wesen, sagte ihr heimlich, daß er nur, um seinem Könige zu dienen, diesen traurigen Auftrag angenommen habe und daß der König und die Königin auf ihn, wie auf einen treuen Unterthan rechnen könnten; das sei aber nicht bei Barnave, einem der einflußreichsten Mitglieder, der Fall. Seine Eitelkeit würde sich indeß geschmeichelt fühlen, dem Könige so nahe diese Reise zu machen und sie, die Königin, erhielte dadurch die beste Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Aus diesen Gründen wolle er an Barnave den ihm zugedachten ehrenvollen Platz abtreten.

Nach dieser Verabredung wurde dann die Einrichtung getroffen; der kleine und schmächtige Barnave, da er den wenigsten Raum unter den drei Deputirten einnahm, setzte sich zwischen den König und die Königin. Der große und starkgebaute Pétion nahm auf dem Rücksitz neben der Prinzessin Elisabeth und der jungen Prin-

zessin Platz. Der kleine Dauphin wurde abwechselnd von seiner Mutter, Schwester oder Tante auf den Schooß genommen.

Man kann sich denken, in welche grenzenlose Verlegenheit die an so nahe Berührung mit Leuten aus dem Volke nie gewöhnte Königsfamilie gesetzt wurde.

Die Königin beschloß, sich mit diesen ihr aufgedrungenen Reisegefährten gar nicht einzulassen. Sie verschleierte ihr Gesicht und sprach kein Wort.

Barnave machte den Eingang zu der neuen Bekanntschaft durch ein Betragen, welches Marie Antoinette für eben so ungezogen als verletzend halten mußte. Er blickte nämlich mit höhnischem Lächeln bald auf die Königin, bald auf die drei Garde du Corps vorn im Coupé des Wagens, die in Varennes mit gefangen waren.

In Paris trug man sich mit dem Gerücht: einer dieser drei Garde du Corps sei der Graf Fersen, mit dem die Verläumdung sie eines nahen Verhältnisses beschuldigt hatte. Antoinette zweifelte nicht, daß dieser Verdacht der Grund seines unartigen Benehmens war. Sie benahm ihm also diesen Irrthum, indem sie ihm die Namen der drei Garde du Corps nannte.

Mit Ausnahme dieses Vorfalls überschritt Barnave auf der ganzen Reise nicht wieder die Grenzen der dem hohen Königspaar schuldigen Achtung. Ohne seine traurige Pflicht im Mindesten zu verletzen, gab er vielmehr

alle mögliche Beweise von Aufmerksamkeit zu erkennen und seine Ehrerbietung und Zuneigung schien in demselben Grade zu wachsen, je näher er die königliche Familie kennen lernte.

Ludwig XVI. behielt gleich von Anfang an den einfachen und biedern Ton, der seiner Gemüthsart so angemessen war. Nachdem er die erste Betroffenheit überwunden hatte, schien er keinen Augenblick verlegen zu sein über das sonderbare Verhältniß, das durch ein feindliches Geschick hier entstanden war.

So knüpfte der König mit Barnave zuerst ein Gespräch an und sagte ihm mancherlei über Revolution, Constitution und Nationalversammlung. Barnave's Ansichten konnten natürlich nicht die seinigen sein; bald entspann sich ein Wortwechsel, den Barnave mit aller Feinheit eines guten Gesellschafters und mit Beachtung des Standesunterschiedes fortführte.

Natürlich wandte sich bald das Gespräch auf des Königs Abreise von Paris und Ludwig XVI. erhielt dadurch Gelegenheit, einfach und freimüthig seine Zwecke, Absichten und sein mehr auf das Glück des Reiches als auf sein Privatwohl gerichtetes Streben zu entwickeln.

Der Königin, ihrer Verstimmung ungeachtet, entging nichts von dieser Unterhaltung. Theil wollte sie daran nicht nehmen; aber sie wurde doch allmälig gewonnen und versöhnt durch Barnave's Geist, von seiner

Mäßigkeit und anständigen Haltung. So wurde sie wider Willen in das Gespräch hineingezogen. Und bald glaubte sie diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu dürfen, einen Mann von dieser geistigen und politischen Bedeutung von der Herzensgüte und Reinheit der Gesinnungen des Königs zu überzeugen. Unwillkürlich entfaltete sie dabei eine Anmuth, Liebenswürdigkeit und Geistesgegenwart, welche sie auf eine so unvergleichliche Weise mit der Hoheit ihres Ranges zu vereinigen wußte. Diese Unterhaltung erhöhte noch in Barnave's Seele die der königlichen Familie günstigen Gefühle und beseitigte in seinem Herzen die falschen Vorstellungen, welche Bosheit und Parteigeist verbreitet hatten.

Von diesem Augenblick an datirt sich das besondere Vertrauen, welches die Königin in ihrer unglücklichsten Lage stets in Barnave setzte und das dieser, so viel es die Umstände zuließen, zu rechtfertigen wußte. Bei mehreren Gelegenheiten auf dieser Reise wußte sich Barnave den Dank des Königspaares zu erwerben.

In den Gasthöfen, wo man anhielt, sprach die Königin nicht selten mit Barnave allein. Dieser zeigte ihr dann mit großer Einsicht und Klarheit die großen Fehler, welche die Royalisten während der Revolution sich hatten zu Schulden kommen lassen. Er entwickelte, wie schlecht durch ihre Freunde die wahren Interessen des Hofes vertheidigt gewesen seien; das sei so in die Augen

fallend gewesen, fügte er hinzu, daß er selbst öfter den Entschluß gefaßt habe, zu ihm zu gehen und sich ihm freimüthig als einen muthvollen Verfechter des Thrones, der aber den Geist der Zeit kenne, anzubieten.

— Aber, — fragte die Königin, — welche Mittel würden Sie uns empfohlen haben?

— Nach Volksgunst zu streben, — antwortete er.

— Wie aber hätte ich diese erreichen können?

— Ach Madame, es wäre Ihnen weit leichter, sie selbst jetzt noch zu erreichen, als mir, sie zu erhalten.

Diese Behauptung gab zu weitern Auseinandersetzungen Veranlassung.

. . . . . .

Je mehr Barnave sich als Hofmann benahm und die Gunst des königlichen Paares erwarb, um so mehr glaubte sein Kamerad Pétion das Rauhe des Republikaners herauskehren zu müssen.

Man rühmte sonst, von Seiten seiner näheren Bekannten, seine Zartheit im Benehmen und die Weichheit seines Charakters, hier aber gab er absichtlich Beweise von jener ungezogenen Rohheit, die man später Sanscülottismus nannte, indem er glaubte, daß er dieses der Nation schuldig sei, um dem Könige die souveraine Macht, die ihn jetzt gefangen hielt, recht fühlbar zu machen.

Wenn das Gespräch auf politische Gegenstände und

Staatsverfassung kam, so wiederholte er beständig die hier unter diesen Umständen wenigstens sehr unhöflichen Worte:

— Was mich betrifft, so halte ich es einzig mit dem Freistaate.

Nie zeigte er die geringste Theilnahme für das Unglück seiner Reisegefährten; nicht einmal den gewöhnlichen Anstand, den ein Mann von guter Erziehung nie aus den Augen setzt, beobachtete er. Er machte schlechte Späße und erlaubte sich abgedroschene Witzeleien über Religion und Andachtsübungen. Alsdann aber ergriff Madame Elisabeth das Wort und wies ihn mit solcher Lebhaftigkeit der Ueberzeugung und Stärke der Gründe zurecht, daß die Königin darüber in nicht geringes Erstaunen gerieth.

Der König hatte angefangen auch mit Pétion über die Lage Frankreichs zu sprechen und über die Beweggründe zu seiner Handlungsweise, die sich auf die Nothwendigkeit stützten, der vollziehenden Gewalt einen Nachdruck zu geben, der selbst zum Vortheil ihrer Constitutionsurkunde nothwendig sei, da doch Frankreich keine Republik sein könne.

— Freilich noch nicht, — entgegnete Pétion, — die Franzosen sind dazu noch nicht reif.

Diese freche und grausame Antwort legte dem Kö-

nige Stillschweigen auf, das er auch bis zu seiner Ankunft in Paris beobachtete.

Pétion nahm einige Mal den kleinen Dauphin auf seinen Schooß und machte sich ein Vergnügen daraus, die seidenweichen blonden Locken dieses interessanten Kindes um seine Finger zu rollen. Wenn er aber mit lebhafter Geberde sprach, vergaß er sich so weit, daß er an den Haarlocken unwillkürlich heftig zog, so daß der arme kleine Prinz aufschrie.

— Geben Sie mir meinen Sohn! — rief die Königin entrüstet, — er ist an eine sorgsame Behandlung und an Rücksichten gewöhnt, die ihn für solche Vertraulichkeiten eben nicht gestimmt machen können.

. . . . . .

So kam denn endlich nach Verlauf von acht schrecklich langen Tagen die königliche Familie auf ihrer Schneckenfahrt in Paris wieder an.

Unter welchen Gefühlen mußte sie jetzt in tiefster Herabwürdigung durch ein rebellisches Volk diesen jetzt so verödeten Königspalast wieder betreten, der so viele Jahrhunderte hindurch Zeuge von dem Glanze, der Hoheit und der Macht ihrer Vorfahren gewesen war.

Nach solchen Vorgängen rückte immer näher die große Katastrophe dieser schrecklichen geschichtlichen Tragödie.

Achtzehntes Kapitel.

Sic transit gloria mundi.

Jetzt kamen die angstvollsten Tage, die schrecklichen Tage, wie sie nie ein gekröntes Haupt wieder erleben möge.

Ludwig XVI. fiel als Sühnopfer für die Versündigungen seiner Vorfahren, der tugendhafteste und wohlwollendste Monarch wurde ein Opfer der Fehler seiner lasterhaften Väter. Ihre Verschwendung, ihre Maitressenwirthschaft, die Ueppigkeit und der Uebermuth ihres sittenlosen Hofadels mußte der stille hausväterliche König mit dem besten Herzen und der vertrauenden Liebe für sein Volk büßen, und etwas mehr Strenge, Muth und Entschlossenheit, weniger Liebe, und selbst Blutdurst würde ihn gerettet haben.

Und Marie Antoinette, diese edle, herrliche, königliche Frau mit dem durchdringenden Verstande, mit dem sich aufopfernden Zartgefühl für ihre Freunde, diese verkannte, verfolgte Tugendhafte, deren hohe Weiblichkeit

ein Musterbild für alle Frauen gewesen sein würde, war an sein Schicksal gekettet durch Liebe und Hingebung!

Auch jene edle, fromme und geistreiche Elisabeth, dieser arme unschuldige Dauphin, der mit so großen Hoffnungen und Ansprüchen geboren war, was hatten sie verschuldet in dieser Welt, daß jene auf dem Schaffote, dieser unter den rohen Händen des Schusters Simon enden mußte?

Wahrlich, die unerforschlichen Rathschlüsse des Verhängnisses am einzelnen Menschen sind oft ein unauflösliches Räthsel, um wie viel größer noch in der Geschichte der Völker und der Könige.

. . . . . .

Es hatten sich in Paris Gerüchte verbreitet, daß wüthende Volkshaufen die Königsfamilie bei ihrer Rückkehr empfangen und ermorden wollten und es war nach der allgemeinen Stimmung zu urtheilen nicht erlogen dieses Gerücht.

Frau von Adhemar setzte schleunigst Herrn von Lafayette davon in Kenntniß und dieser stellte ihm ergebene Regimenter der Nationalgarde im Tuileriengarten auf, so daß dieser Kelch noch einmal vorüberging.

Unmittelbar nach ihrer Rückkehr nahm Marie Antoinette ein Bad und ließ an Frau von Campan Folgendes schreiben:

„Ich lasse Ihnen aus meinem Bade schreiben,

wohinein ich mich begeben habe, um wenigstens meinen physischen Kräften aufzuhelfen. Ueber den Zustand meines Gemüths kann ich Ihnen weiter nichts sagen. Wir leben noch, das ist Alles. Kehren Sie nicht eher wieder zurück, als auf einen Brief von mir. Dieses ist sehr wichtig."

Der Brief war nicht unterzeichnet; aber die Kammerfrau kannte die Hand des Schreibers. Sie war tief gerührt über die zarte Aufmerksamkeit der hohen Frau, welche Personen, die sie liebte, ihrem dunklen ungewissen Schicksale nicht aussetzen wollte.

Die Nationalversammlung hatte indeß den König auf unbestimmte Zeit der Befugnisse des Königthums verlustig erklärt und ihn, so wie die Königin aufgefordert sich über die Flucht und ihre Motive schriftlich zu erklären; die Theilnehmer der Flucht wurden verhaftet und zur Untersuchung gezogen.

Zur Bewachung der königlichen Familie war unter dem Titel einer Ehrengarde eine Abtheilung der pariser Nationalgarde beordert. Die strengste Verantwortlichkeit war den Offizieren, so wie jedem Gemeinen auferlegt. Diese aber wollte kein Offizier übernehmen, ohne Erlaubniß zu erhalten, den König und die Königin in ihrem eigenen Zimmer Tag und Nacht unausgesetzt sehen und beobachten zu können.

War durch alle andern Maßregeln Marie Antoinette als Königin auf das tiefste herabgewürdigt, so mußte diese ihr Gefühl der Weiblichkeit unheilbar verletzen.

Die Bataillonschefs, welche in dem Saale, der unmittelbar vor dem Schlafzimmer der Königin belegen ist und das große Cabinet genannt wird, die Wache hatten, befahlen, daß die Thür beständig offen und die Augen auf die königliche Familie gerichtet sein sollten.

Es läßt sich begreifen, wie peinlich dieses schon am Tage der hohen Königsfamilie sein mußte, keinen Augenblick ohne Beobachtung durch oft rohe Bürgersoldaten hinbringen zu können, kein Wort mit einander reden zu dürfen, ohne von diesen gehört zu werden. Als einst der König versuchen wollte, wie weit die unerträgliche Frechheit dieser Leute gehe, und er eigenhändig die Thür zumachte, öffnete der Offizier der Nationalgarde sie wieder und sagte:

— Sire! Sie geben sich vergebliche Mühe. Meine Befehle lauten einmal, daß diese Thür offen bleiben soll. Ich werde sie daher so oft wieder öffnen müssen, wie Sie versuchen werden, sie zu schließen.

Noch entsetzlicher war es, daß sogar in der Nacht die Thür offen stehen mußte, wenn die Königin in ihrem Bette lag. Alsdann setzte sich der wachhabende Offizier in einen Lehnstuhl mitten in die offene Thür, das Gesicht nach ihr hingewendet.

Ueberhaupt war nichts peinlicher, als diese lästige, selbst indecente Bewachung der königlichen Familie, deren Strenge, wie das gewöhnlich der Fall ist, wo Haß und Parteileidenschaften mitwirken, weit über das Nothwendige übertrieben wurde, die daher jeden Augenblick ihres unglücklichen Daseins noch verkümmerte.

Im Schloßhofe war eine zahlreiche Nationalgarde aufgestellt; der Tuileriengarten glich einem Feldlager, worin die Bataillons der Nationalgarde campirten. Der Tuilerienpalast war ein ungeheurer Kerker. An allen Thüren standen Schildwachen. In den ersten Tagen der Gefangenschaft des edlen Königspaares war nicht einmal das Niederlegen oder Aufstehen den Blicken jener rauhen Männer entzogen. Das Garderobenzimmer, worin die Königin sich an- und auskleiden ließ, hatte nur Glasthüren, die anfangs offen bleiben mußten, während der Offizier bis an die offene Thür der Königin folgte, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Später wurde wenigstens erreicht, daß für die Königin während dieser Functionen, wobei die Sittsamkeit einer Frau den Blick keines fremden Mannes zu ertragen vermag, die Thüren zugemacht werden durften.

Um nur wenigstens die Nachtruhe der Königin einer solchen Belästigung zu entziehen, ließ sie das mit Vorhängen versehene Bett ihrer Kammerfrau, worin diese schlief, vor das ihrige rücken.

Das wurde zwar geduldet, als die Strenge der Maßregeln etwas nachließ; doch schützte sie das nicht vor andern Unannehmlichkeiten.

Einst konnte die Königin, mit so vielen Sorgen auf dem Herzen nicht schlafen. Sie zündete daher mittelst ihres Schnellfeuerzeuges ein Wachslicht an, das vor ihrem Bette stand und nahm ein Buch zur Hand, während ihre Kammerfrau noch schlief. Als nun der wachhabende Bürgeroffizier diesen Lichtschimmer sah, näherte er sich dem Bette der Königin auf der andern Seite desselben, schlug die Vorhänge zurück und setzte sich ganz gemüthlich zu ihren Füßen auf den Rand des Bettes.

— Da Madame nicht schlafen kann, — sprach er mit französischer Höflichkeit, — so wird es ihr angenehm sein, mit mir ein wenig plaudern zu können.

Es lag so viel naive Gutmüthigkeit in dieser Unschicklichkeit, daß Maria Antoinette dem braven Manne, der ganz biedere Gesichtszüge hatte, nicht böse sein konnte. Die Königin sagte ihm daher mit Sanftmuth:

— Es wäre besser, mein Herr, daß Sie sich entfernen, Sie stören da die Ruhe meiner Kammerfrau und zudem möchte es wohl nicht erlaubt sein, daß ein Wachtposten mit seinen Gefangenen redet.

— O, Madame, diese kleine Sünde, — entgegnete der Bürgeroffizier, — möchte ich wohl auf mich nehmen, indeß . . . .

In diesem Augenblicke schrie die Kammerfrau auf, die erwachend einen fremden Mann der Königin so nahe erblickte.

— Beruhigen Sie sich, Liebe, — sprach Marie Antoinette mit vieler Fassung, — dieser Mann ist ein guter Franzose, der sich jedoch über meine Lage und die des Königs täuscht, dessen Aeußerungen aber eine ächte Anhänglichkeit an den König verrathen.

Außerdem stand noch eine Schildwache in dem sogenannten schwarzen Corridor, der hinter diesem Zimmer hinläuft, wo sich eine Treppe befindet, die damals als Privattreppe diente, wenn sich der König und die Königin einander unbemerkt sprechen wollten.

Diesen Posten, der übrigens höchst unangenehm war, weil die Schildwache dort 24 Stunden unabgelöst eingeschlossen wurde, erbat sich öfter der damals berühmte Schauspieler St. Prix vom Théâtre français. Er hatte sich diesem Dienste gewissermaßen gewidmet, um die kurzen Unterredungen, welche dem Könige und der Königin auf diesem Corridor gestattet waren, zu begünstigen. Er entfernte sich alsdann von ihnen und benachrichtigte sie von jedem Geräusch, das ihnen eine Ueberraschung drohte.

Einer der Bataillonscommandanten, Herr Callot, der mit der Militairaufsicht im Innern des Schlosses beauftragt war, milderte ebenfalls die Ausführung der strengen Befehle, die er empfangen hatte. Als einst ein

Offizier der Nationalgarde sich erfrechte unverschämter Weise von der Königin zu sprechen, und noch dazu in ihrem eigenen Zimmer, war Callot so entrüstet, daß er darüber bei Herrn von Lafayette Beschwerde führen und auf seine Absetzung antragen wollte. Die Königin aber war so edelmüthig, sich dem zu widersetzen. Sie sagte jenem unverschämten Manne einige Worte der Vernunft, die ihn von da an zu einem ihrer ergebensten Anhänger machten.

Bei allen diesen Ereignissen bewies die Königin eine rührende Resignation. Sie beschwerte sich nie bei dem General Lafayette, der sie öfter besuchte als nöthig war, über eine dieser Ungezogenheiten. Sie sprach mit ihm kalt, höflich, aber ohne alle Bitterkeit, und suchte das Gespräch dann stets auf unbedeutende Kleinigkeiten zu lenken, welche geeignet waren, den König zu amüsiren.

Nur einmal machte sie eine Ausnahme, die Hülfe des Generals Lafayette in Anspruch zu nehmen; als man sogleich in den ersten Tagen den strengsten Befehl ertheilt hatte Niemanden in's Schloß gehen zu lassen, als eine einzige Garderobenfrau, welche der Königin als Kammerfrau dienen sollte. Das Signalment derselben war unten an der Schloßtreppe ausgehängt, damit sich jede Schildwache davon informiren konnte. Diese Garderobenfrau aber war keine andere, als jene elende Verrätherin, die, obwohl stets mit Wohlthaten von Sei-

ten der Königin überhäuft, doch die Schändlichkeit begangen hatte, mittelst eines Nachschlüssels in das Cabinet, worin die Diamanten der Königin lagen, zu gehen, und alle Vorbereitungen zur Flucht an den Maire Bailly zu berichten.

Man wird daher leicht begreifen, daß der Dienst dieser Person der Königin unerträglich sein mußte. Der Revolutionspartei aber war es nicht genug, sie bis zur Verletzung der Schamhaftigkeit mit Wachen umgeben zu haben, sie wollte auch alle ihr ergebenen Personen fern von ihr halten und Spione bis in das Innerste ihres häuslichen Lebens dringen lassen. Nur durch das entschiedenste Auftreten in diesem Falle ließ Lafayette sich bewegen, auch diese Maßregel zu mildern und den übrigen Kammerfrauen, die sich noch in Paris aufhielten, den Zutritt zu gestatten; doch auch bei dieser Veranlassung ereignete sich eine Scene der Anarchie, die bezeichnend genug ist, um einen Begriff zu geben von der Gesetzlosigkeit, welche damals herrschte.

Diese Kammerfrauen waren vorgefahren bei dem Thore des Feuillans und wollten über die Terrasse in das Schloß gehen. Da verweigerte ihnen die Schildwache den Eintritt. Die Kammerfrauen drangen auf ihr Recht und wollten mit Gewalt in's Schloß dringen, als eine Rotte Fischweiber, die sich unter der Colonnade gesammelt hatte, aufgebracht über die Dreistigkeit, womit

die Kammerfrauen der Königin den Eingang verlangten, über sie herfiel, und dieselben würde gemißhandelt haben, hätte nicht die Geistesgegenwart der Schwester der Frau von Campan sie selbst und die Uebrigen gerettet.

Eine jener Furien packte nämlich diese heftig am Arm und schrie:

— Fort mit diesen Sclavinnen der Königin!

— So hören Sie doch, — entgegnete die Kammerfrau mit fester Stimme in jenem unverkennbaren Tone des Gefühls, wovon sie erfüllt war, — ich bin seit meinem fünfzehnten Jahre im Dienste der Königin, sie hat mich ausgestattet und verheirathet; ich habe ihr in Zeiten des Glückes gedient; jetzt ist sie unglücklich; soll ich sie nun verlassen?

Diese einfache Beredtsamkeit wirkte wie ein Zauberwort auf jene Furien. Im Augenblick waren sie wie umgewendet.

— Sie hat recht, — rief die, welche kurz zuvor noch am ärgsten gewüthet hatte, — sie darf ihre Gebieterin nicht verlassen; laßt sie hinein.

Augenblicklich umringten nun dieselben Weiber, die in der Revolution eine so große Rolle zu spielen gewohnt waren, die Schildwachen und erzwangen den Durchgang, führten die Kammerfrauen der Königin hinein und geleiteten sie bis auf die Terrasse des Feuillans, und diese Weiber, die sie um ein Haar zerrissen

hätten, nahmen sie jetzt in ihren Schutz und gaben ihnen Rathschläge, wie sie in's Schloß kommen und zur Königin gelangen könnten.

— Vor allen Dingen, meine Liebe, — sprach eben jenes Weib, das früher die Schwester der Frau von Campan am Arme gepackt hatte, gutmüthig zu ihr, — legen Sie diesen Gürtel von grünem Bande ab. Es ist die Farbe jenes Artois, dem wir nie verzeihen werden.

. . . . . .

Im Monat August wurde Frau von Campan zu ihrer hohen Gebieterin zurückberufen.

Die erste Kammerfrau trat bei der Königin ein, als diese sich eben aus dem Bette erheben wollte. Ihre Gesichtszüge waren unverändert, aber schmerzlich bewegt. Doch nach der ersten freundlichen Bewillkommung nahm Marie Antoinette ihre Haube ab und sagte: Sehen Sie, wie der Kummer mein Haar gebleicht hat.

Mit Schrecken und Wehmuth sah Frau von Campan die Silberfarbe ihres reichen seidenen Haarwuchses, das noch vor der Flucht nach Varennes eine so tiefe dunkelblonde Farbe gehabt hatte.

Die Königin schnitt eine Locke davon ab, und gab Befehl sie in einen Ring fassen zu lassen mit der Inschrift:

— Vom Unglück gebleicht!

Dieser Ring war als Geschenk der Prinzessin von Lamballe bestimmt.

. . . . . .

Die Königin gab die ihr abgeforderte Erklärung wegen des Prozesses über die Ereignisse vom 6. October mit folgenden Worten, welche die edelste Gesinnung verriethen:

— Ich habe Alles gesehen, Alles gewußt, Alles vergessen.

Diese Erklärung machte den günstigsten Eindruck. Ueberhaupt schien die verunglückte Flucht nach Varennes und die übermäßige beleidigende Strenge, die gegen die unglückliche Königsfamilie angewendet wurde, diesen viele Sympathien zugewendet zu haben. Ihre Lage erleichterte sich, je mehr der Zeitpunkt der Vollendung der Constitution herannahte, und je mehr bekannt wurde, daß der König sie genehmigen würde.

Der Herzog von Orleans intriguirte fortwährend mit den Seinigen, um die Absetzung Ludwig's XVI. zu bewirken. Die ungeheuern Summen, die er für diese Zwecke bereits aufgewendet hatte, richteten ihn vollends zu Grunde, und als die Gierigen sahen, daß er nichts mehr hatte, verließen sie ihn.

Schon vor dem 10. August war er ohne Credit und hätte er damals noch die geringste Popularität gehabt, so würde ihm dieser verhängnißvolle Tag auf den

Thron geholfen haben. Trotz der Anstrengungen des Herzogs behielt Barnave, der für den König sprach, die Oberhand.

Die Constitution, die an diesem Tage angenommen wurde, bestimmte einen erblichen, unverletzlichen, unverantwortlichen König, kurz man begründete wieder eine durch Stände beschränkte Monarchie, freilich mit solchen Einschränkungen der königlichen Macht, welche diese nur auf eine Scheinrepräsentation beschränkte.

Die schriftliche Erklärung, wodurch der König seine Zustimmung zu der neuen Constitution gab, veranlaßte eine Danksagungsdeputation von sechzig Mitgliedern.

Als Ludwig XVI. dieselbe empfing, war die Königin mit ihren Kindern zugegen. Der König sprach:

— Hier, sehen Sie meine Gattin und Kinder, die meine Zustimmung theilen.

Antoinette bestätigte diese Versicherung, aber im Innern hegte sie kein Vertrauen. Sie äußerte in trüber Vorahnung später gegen ihre Vertrauten:

— Die Leute wollen keine Gebieter (Souverains); wir erliegen ihrer treulosen aber folgerecht durchgeführten Kriegskunst; sie reißen einen Stein der Monarchie nach dem andern nieder, indem sie sich den Anschein geben, dieselben neu aufzubauen oder doch neu zu befestigen.

Endlich erschien der entscheidende Augenblick, wo sich der König in die Versammlung begab, um die Verfas-

sungsurkunde zu beschwören. Antoinette war dabei im Versammlungssaale, in einer Loge gegenwärtig. Sie kehrte mit betrübter Miene schweigend zurück. Bald darauf trat der König zu ihr in das Cabinet, entstellt und bleich und warf sich auf einen Stuhl; indem er das Tuch vor die Augen hielt, schluchzte er:

— Alles ist verloren! Ach! und Sie, Madame, mußten Zeugin dieser Entwürdigung sein! Sie mußten Frankreich betreten, um zu sehen . . . .

Hier unterbrachen Thränen seine Worte. Die Königin kniete vor ihm nieder und umarmte ihn. Beide mischten ihre Thränen und schütteten ihre Bekümmerniß aus in die Seele des Andern.

Es war eine schmerzvolle, rührende Scene, doppelt schrecklich, da sie gleichsam eine Vorahnung enthielt von dem völligen Untergange des Königthums und dem entsetzlichen Ende dieses guten Königs und seiner edlen Gemahlin, das nicht mehr fern war.

Die Aufregung des Volkes wurde mit jedem Tage gefährlicher. Die Königin wendete ihre Blicke um Hülfe nach dem Auslande und schickte einen geheimen Abgeordneten nach Wien.

Ein unglückliches Ereigniß im Theater sollte die feindliche Stimmung der Parteien gegen einander zum Ausbruch bringen.

Nach der Annahme der Constitution hatte die Köni-

gin den Vorstellungen der Volksdeputirten nachgegeben, sich im Theater zu zeigen.

Es war im Theatre des Italiens wo die Operette: „Die unvorhergesehenen Ereignisse", gegeben wurde. Da hatte die Sängerin Dugazon die unglückliche Idee, sich gegen die Königin zu verneigen, als sie die Worte sang:

— Wie lieb' ich die Gebieterin.

Sogleich erhoben zahlreiche Stimmen im Parterre das Geschrei:

— Nichts von Gebieterin, nichts von Gebieter! Freiheit und Gleichheit!

Dieser Ruf und die offenbare Beleidigung, welche derselbe für die Königin enthielt, erweckte ihr vom Balkon und in den Logen lebhafte Theilnahme, und es ertönte der Ruf von dorther entgegen:

— Es lebe die Königin, es lebe der König! Es leben König und Königin!

Unter Ruf und Gegenruf kam es unten im Parterre zu einer heftigen Schlägerei. Die Jacobiner mit ihrem rebellischen Geschrei zogen jedoch den Kürzeren und da sie allein die damalige Mode des Puders nicht mitmachten, so verriethen die umherfliegenden schwarzen Haare ihre Niederlage.

Das Heranrücken zahlreicher Abtheilungen von Nationalgarde trennte die Streitenden. Man vernahm jetzt,

daß der Scandal schon vor dem Schauspielhause unter den Mitgliedern der revolutionairen Klubbs verabredet war.

Die Königin beobachtete während der ganzen empörenden Scene ein ruhiges, würdevolles Betragen. Noch beim Weggehen wurde sie mit lebhaftem Beifall begrüßt.

Das war das erste Mal, aber auch das letzte Mal, daß sie ein Schauspielhaus in Paris besuchte seit ihrer gewaltsamen Entführung von Versailles.

. . . . . .

Die stets zunehmende Gährung und Erbitterung des Volks, so wie die damit steigende Gefahr für die königliche Familie hatte aber ihren Hauptgrund in dem ruchlosen Benehmen der Ausgewanderten und in den fortgesetzten Prätensionen des Hofadels.

Die Königin correspondirte in Chiffresprache viel mit dem Auslande und wendete ihre Nächte dazu an. Das wurde ihr später als Verbrechen angerechnet.

Durch einen, als Pastetenbäcker in der Hofküche angestellten Jacobiner, der schon früher geäußert hatte, wenn man die Tage des Königs verkürze, würde man sich um Frankreich große Verdienste erwerben, sollte der König vergiftet werden; allein die äußerste Vorsicht vereitelte dieses Attentat. Nach einigen Monaten berichtete die organisirte Schloßpolizei, daß von dieser Seite nichts mehr zu fürchten sei; daß aber die Revolutionaire beschlossen hätten, ihre Waffen gegen den Kö-

nigsthron, nicht gegen die Person des Regenten zu richten.

Die Republik war im Anzuge.

. . . . . .

Barnave war einer der edelsten Männer, dem die Königin wahre Achtung und Theilnahme eingeflößt hatte. Er erklärte der Königin, daß die Jacobiner nicht in großer Achtung ständen, daher nothwendig bald fallen müßten, daß aber das größte Unheil daraus entstehen würde, wenn sie fortführe mit dem Auslande zu conspiriren.

— Madame! — sprach er zu ihr in seiner letzten Audienz, als er sich überzeugt hatte, daß Marie Antoinette seinen Rath nur zum Scheine angenommen hatte, — Ihr Unglück und das Frankreich noch bevorstehende veranlaßte mich, Ihren Diensten mich zu widmen. Ich sehe, daß meine Ansichten mit den Ihrigen nicht übereinstimmen; ich messe den Plänen, welche Sie befördern, keine Erfolge zu. Ihre Rettungsmittel sind zu entfernt. Schon die Annäherung Ihrer Befreier vom Auslande her wird Ihren Untergang beschleunigen. Sie werden eintreffen, wenn Sie schon verloren sind. Sehnlichst wünschte ich, daß diese unglückliche Vorhersagung mich Lügen strafen möge; aber ich weiß gewiß, daß ich die Theilnahme, welche mir Ihr Unglück einflößte und der Wunsch Ihnen zu helfen, mit meinem Kopfe büßen muß.

Mit Thränen in den Augen reichte ihm Antoinette die Hand, welche er begeistert küßte.

Im August desselben Jahres wurde er in Anklagestand versetzt, in Grenoble verhaftet, vor das Revolutionstribunal geschleppt und am 30. October 1793 hingerichtet. Das war der Lohn seiner Ergebenheit.

. . . . . .

Unter solchen Verwickelungen, die nur zu den unglücklichsten Folgen führen konnten, war natürlich an keinen Stillstand der Revolution zu denken. Eine Partei schritt zum Umsturz des Königthums rasch vorwärts; die andere berathschlagte zu dessen Rettung; aber erfolglos.

Eines Tages erschien einer der einflußreichsten Revolutionsmänner, der nachmals so berühmt gewordene Dumouriez, bei der Königin und bot ihr seine Dienste an und die anderer Häupter der Jacobinerpartei.

Er warf sich bei diesem Anerbieten der Königin zu Füßen, indem er, wenngleich mit der rothen Jacobinermütze bekleidet, ihre Hand ergriff, sie leidenschaftlich küßte und rief:

—Madame, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich retten, die Gefahr ist Ihnen näher als Sie und die Hofpartei in ihrer unglücklichen Sicherheit wähnen.

Antoinette aber konnte sich nicht entschließen auf die Rathschläge eines Mannes einzugehen, dessen bisheriges

Betragen als Revolutionair ihr gerechtes Mißtrauen eingeflößt hatte.

Auch die Constitutionsfreunde überzeugten sich bald, daß ihr Vertrauen zu ihnen scheinbar war und so stand die Königin bald allen Parteien gegenüber auf die unglücklichste Weise allein.

Das namenlose Elend, von welchem diese arme Königsfamilie bedrängt wurde, wirkte eine Zeit lang so abspannend auf den Geist des Königs, daß er in eine völlige Seelenlosigkeit versunken zu sein schien.

Zehn Tage hindurch ließ er kein Wort von sich hören und verrichtete alle Functionen des Körpers nur mit einer so gedankenlosen Bewegung, daß sein Zustand einer wahrhaft schauerlichen Geistesabwesenheit glich. Wenn er nach der Tafel regelmäßig mit seiner Schwester eine Parthie Triktrak spielte, sprach er ebenso gedankenlos die dabei unvermeidlichen Worte.

Diesen beklagenswerthen Zustand konnte Marie Antoinette nicht mehr länger ertragen. Sie warf sich ihm zu Füßen; sie suchte bald durch Schrecken, bald durch Zärtlichkeit ihn aus diesem Zustand der Gefühllosigkeit zu erwecken und als es ihr endlich gelungen war, ihn aufzuregen, erinnerte sie ihn daran, daß, wenn ihr beiderseitiger Untergang unvermeidlich sei, sie vor den Augen von ganz Europa muthvoll und ehrenfest untergehen müßten.

Eines Tages ereignete sich, wie uns Frau von Adhemar in ihren Memoiren berichtet, zwischen dem König und der Königin folgende seltsame Scene, die wir mittheilen werden, weil sie beweiset, bis zu welchem Grade Ludwig XVI. unfähig war irgend einen Entschluß des Widerstandes zu fassen.

Noch hielt das Königthum scheinbar an seinen alten Wurzeln fest, obgleich vom Blitz getroffen, als ein entlaubter Baum. Allein schlaue und verwegene Männer: bekannt unter dem Parteinamen der Berg, rotteten sich zusammen, um es ganz zu stürzen.

Manche wollten die Krone dem Herzoge von Orleans zuwenden, der indeß ohne Credit, ohne Geld, ohne Ansehen und ohne Ehre nur noch machtlos intriguirte; aber nur unter dem Titel eines Präsidenten sollte er ihr Schattenkönig werden, Andere wollten geradezu die Republik.

Man wußte darum im Schlosse. Männer von Einsicht hatten der Königin den Rath gegeben, durch einen Staatsstreich die Monarchie zu retten. Um Ludwig XVI. dafür zu gewinnen, begab sich die Königin eines Tages in sein Cabinet.

Es ist bekannt, daß dieser König zu seiner Zerstreuung das Schlosserhandwerk trieb, das er mit vieler Geschicklichkeit übte.

Die Königin traf ihn so eben mit der Ausbesserung eines Thürschlosses beschäftigt.

— Sire, — hob sie an, — Sie sind der Handhabung des Eisens so gewohnt; warum greifen Sie nicht zum Degen?

— Zum Degen? — sprach er maschinenartig nach.

— Ja, Sie waren Titus, zeigen Sie sich nun auch aus als ein würdiger Abkömmling Heinrichs IV.; der Moment ist da, wo Sie bei Gefahr des Lebens, wie Jener, die Eroberung des Reichs unternehmen müssen.

— O Sie sehen immer Alles schwarz, Antoinette, die Sachen gehen zwar nicht gut; aber mit der Zeit werden sich die Leidenschaften schon beruhigen, und dann . . .

— Wird eine andre Dynastie auf dem Thron sitzen — . . . rief die Königin mit prophetischer Wärme und schilderte mit den lebhaftesten Farben das bevorstehende Unglück, wenn demselben kein starker Damm entgegen gestellt werde.

Betrübt und verlegen hörte Ludwig XVI. zu und dachte nicht daran sie zu unterbrechen, und als endlich Thränen ihre Sprache erstickten, versetzte er:

— Wie ungerecht Sie sind! bin ich an den Unruhen schuld? ist es nicht vielmehr das Deficit? Es ist wahr, die Angelegenheiten gehen schlecht; allein nur Geduld, man wird es müde werden uns zu martern; man wird am Ende einsehen, daß ich es gut mit dem Volke meine und dann über das an uns begangene Unrecht erröthen.

— Aber, Sire, hier ist nicht von der Zukunft, sondern von der Gegenwart die Rede. Die muß uns beschäftigen. Eine Verschwörung droht uns zu vernichten.

— Sie sorgen ohne Ursache; ich glaube nicht an solche Treulosigkeit. Mit welchem Könige wären sie besser daran?

— Sie wollen ja gar keinen König.

— Wieder eine Uebertreibung! Eine Republik, in Frankreich, das ist lächerlich!

Dies war der enge Gedankenkreis, in welchem sich alle Geisteskraft des Königs bewegte. Die Königin vermochte nicht ihn in diesen beschränkten Ansichten wankend zu machen. Mit schwerem Herzen kehrte sie zur Prinzessin von Lamballe, die sich in ihren Gemächern befand, zurück und äußerte mit dem Ausdruck der tiefsten Wehmuth auf ihren schönen Zügen:

— Madame, wir sind jetzt nur noch dem Tode geweihte Opfer, die man jedoch nicht einmal mit Blumen schmücken wird.

Und wie bald sollte diese schwarze Prophezeihung in Erfüllung gehen!

. . . . . .

Wie ein erlöschendes Licht noch von Zeit zu Zeit aufflackert, ehe es ganz dunkel wird, so auch sollte den dem Tode Geweihten von Zeit zu Zeit noch ein Funken von Lebenshoffnung blinken, ehe sie gänzlich untergingen.

Nach den Scenen des 20sten Juli legte Herr de Molleville, der eine kurze Zeit Minister, aber ein von sich selbst eingenommener Mann war, dem Könige einen Plan vor: die königliche Familie solle sich durch das Louvre aus dem Schlosse entfernen und in dem Wagen des Herrn von Montmorie und Clermont-Tonnèrre die Straße nach St. Denis einschlagen, an der bis Rouen die Schweizerregimenter en échelon aufgestellt werden würden. Herr von Liancourt sollte den König empfangen, der dann im Nothfalle die Küste gewinnen könne.

Als die Königin den letzten Namen hörte und auch den des nachmals so schrecklichen Terroristen und Gefährten Robespierre's, verfinsterten sich ihre Züge und sie erklärte mit Bestimmtheit:

— Alles wohl erwogen, so bleibe ich hier.

Im Juli starb Kaiser Leopold II. und damit verlor die Königin, die bis jetzt immer noch auf Hülfe von ihren Geschwistern gerechnet hatte, ihre letzte Stütze.

Bald darauf war es um die Monarchie geschehen.

Der 10te August näherte sich. Tages vorher, um fünf Uhr Abends meldete sich bei dem Kammerdiener der Gräfin Adhemar eine Freundin der Gräfin Genlis, jener schreibseligen Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, die dringend verlangte, die Gräfin selbst zu sprechen.

Sobald Frau von Adhemar sie erkannt hatte, fragte sie dieselbe ängstlich nach Neuigkeiten.

— Ach, Frau Gräfin, — entgegnete Madame de S . . . — so arm ich bin, so möchte ich doch morgen nicht mit der Königin tauschen; es ist im Werke, das Schloß zu stürmen, die ganze königliche Familie umzubringen und die Republik zu proclamiren.

Zu anderer Zeit hätte man ihr, als einer Wahnsinnigen die Thür gewiesen; allein damals ließ sich die Palast-Dame der unglücklichen Königin schleunigst näheren Aufschluß geben.

— Gestern Abend, — fuhr sie fort in ihren schrecklichen Mittheilungen, — wurde der Angriff auf den Montag bestimmt; sechs oder achthundert Marseiller und andres Gesindel, zum Theil entronnene Galeerensclaven, werden die Pariser anführen. Gehen Sie um Gotteswillen nicht in's Schloß; denn Niemand wird verschont werden.

— Und das hast Du selbst gehört?

— Alles, wie ich es Ihnen sage.

— Und sie wollen die Republik proclamiren?

— Nur die kleinere Zahl ist für die Orleans und das ärgert die Genlis und die Orleans.

— Ich will Ihre Majestäten davon benachrichtigen.

— Wie Sie wollen; an Nachrichten fehlt es ihnen übrigens nicht, nur an Muth, Talent und Thatkraft.

Sobald die S . . . fortgegangen war, überlegte die Gräfin Adhemar mit ihrer Nichte, was jetzt zu thun sei. Der Aufruhr war schon begonnen. Geschrei und tobendes Getön erfüllte die Straßen. Schon wurden Einige ermordet. Es war Tages darauf, als Théroigne den wackern Suleau umbrachte.

Das junge Mädchen, dessen Charakter unter den stürmischen Ereignissen, unter stetem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Liebe und Schmerz stark genug geworden war, um mit Besonnenheit zu handeln, stimmte dafür jene Mittheilung der Königin zu entdecken.

Die Gräfin von Adhemar begab sich nun über eine Seitentreppe in die Tuilerien und ließ die noch einzige Gesellschaftsdame der Königin, die Prinzessin von Lamballe rufen, der sie das Erfahrene ausführlich mittheilte.

— Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, — entgegnete Marie Antoinette mit ruhiger Ergebung in ein grausames Geschick, — morgen soll der verhängnißvolle Tag sein.

— Und was sagt der König?

— Nichts.

— Was denkt er?

— Das weiß Gott!

— Was wird er thun?

— Warten der Dinge, die da kommen werden.

— Und welcher?

— Des Todes . . . . .

— Tod?! — schrie die Gräfin auf, — und seine Familie?

— Der König hat eine so große Liebe für das Volk, daß er die Gefahren nicht sieht, die ihn, seine Gemahlin und seine Kinder bedrohen. Die Königin selbst hat ihm das Pistol in die Hand gegeben; allein er hat es als einen Gegenstand des Abscheus von sich geworfen. Wir sind verloren. Wollen Sie die Königin sehen?

— Sie haben mir den Muth dazu genommen, da ihr meine Mittheilungen doch nichts helfen können.

— Es wird ihr aber Freude machen.

Damit ging die Ehrendame selbst, die Königin zu holen, so regellos wurde jetzt der Hofdienst im Innern versehen und Frau von Adhemar benutzte die Zwischenzeit, um ihre Thränen zu trocknen und sich selbst so gut als möglich zu fassen.

Die Königin erschien. Wie schmerzlich und himmlisch gütig war der Ausdruck ihrer feinen edlen Züge, die doch die Tage des Schreckens mit einer feinen Blässe überhaucht hatten.

— Madame d'Adhemar, — hob sie an, — wissen Sie schon, was uns für Morgen bevorsteht.

— Ich habe von einer mit der Gräfin von Genlis in Verbindung stehenden Person erfahren, daß man wagen werde...

— Nun weiter!

— Das Schloß anzugreifen.

— Und das wäre noch ein Glück, wenn der König an die Spitze seiner Schweizer, des Restes seiner constitutionellen Garde und der Trümmer seiner übrigen Getreuen treten und sich auf die Canaille stürzen wollte; dann wären wir gerettet. O wenn ich an seiner Stelle wäre! Er aber, Madame, er opfert Frau und Kind einem Fischerweibe; er wird morgen nicht fechten und es wird um uns geschehen sein.

Ein Augenblick des peinlichsten Schweigens trat ein; denn die Palast-Dame wußte nichts zu sagen was nicht der Königin als Bestätigung gedient haben würde. Endlich fuhr Marie Antoinette fort:

— Für die nächsten acht Tage verbiete ich Ihnen in den Tuilerien zu erscheinen; wir alle hier im Schlosse sind dem Tode geweiht und ich möchte die Zahl dieser Opfer nicht noch vermehren.

Vergeblich flehte die Gräfin um Zurücknahme dieses Befehls, indem sie behauptete, ihre Pflicht rufe sie an die Seite der Königin, in den Tagen des Glanzes, wie in denen der Gefahr.

— Nein, es bleibt dabei, — entgegnete die Königin mit gütiger Strenge. Und nach einer Pause fuhr sie mit einer schmerzlichen Ironie auf ihren feinen Lippen fort: — Wissen Sie, womit sich der König beschäftigt? — Dann setzte sie wehmüthig spöttelnd hinzu: — Er fragt den von Venedig gekommenen jungen d'Ally

darüber aus, wie es bei der Wahl und Krönung des Dogen gehalten sei und dann wie man bei dem Bau des Bucentaur verfahren habe.

Marie Antoinette sprach das mit erhabener und herber Ironie als Mutter, Souverainin und Heldin.

Gleich darauf ließ der König sie durch Herrn von Montmorie rufen, mit der Bemerkung: es habe Eile!

So wenig dachte man damals an Etikette. Noch ganz erfüllt von den schrecklichen Ideen, die sie so eben besprochen hatte, sprach Marie Antoinette mit bitterem Lächeln:

— Und was wird die Ursache dieses so eiligen Rufs sein? Ich werde einen streitigen Punkt über die venetianische Mode entscheiden sollen. Und lächelnd durch Thränen umarmte die Königin die Gräfin Adhemar und begab sich in das Cabinet des Königs.

Wir haben vorhin des 20sten Julius erwähnt. Das war der schreckliche Tag, als der Pöbel zum ersten Male die Tuilerien stürmte; damals waren wüthende Schaaren in das von keiner Garde mehr bewachte Königsschloß gedrungen. Nur wenige treue Diener vertheidigten den König. Einer derselben sagte:

— Fürchten Sie nichts, Sire!

— Legen Sie die Hand auf mein Herz, — sprach Ludwig XVI., — so werden Sie sich überzeugen, ob ich Furcht habe.

Madame Elisabeth flog in das Zimmer des Königs und hörte, wie das dort eingedrungene Mordgesindel den Kopf der Oesterreicherin forderte.

Man wollte die Prinzessin zurückhalten, doch diese erwiederte mit edlem Muth:

— Sie mögen mich für die Königin halten, damit sie Zeit gewinnt zur Flucht.

Antoinette konnte nicht zu ihrem Gemahl kommen. Man sah sie im Rathssaale (la salle de conseil) hinter dem Tische, umgeben von einigen Hofdamen, Platz nehmen, vor sich den Dauphin, neben sich ihre Tochter.

An ihre Haube heftete sie eine Nationalkokarde, die ihr ein Nationalgardist gab; der kleine Dauphin war in eine übergroße rothe wollene Jacobinermütze verhüllt.

Ein schrecklicher, entsetzlicher Anblick.

So, in ehrfurchtgebietender Stellung erwartete die Königin die Stürmenden, welche ihre Mordlust selbst durch die Schandbilder auf den vorgetragenen Fahnen zu erkennen gaben. Eine der wüthendsten Jacobinerinnen trat vor, um tausend Flüche gegen die Königin hören zu lassen.

— Haben Sie mich schon gesehen? — fragte sie Marie Antoinette mit würdevoller Geistesgegenwart, —

und haben Sie irgend einen persönlichen Nachtheil durch mich erlitten?

— Nein, — rief die Furie, — aber von Ihnen rührt alles Unglück der Nation her.

— Das hat man Euch nur vorgesprochen, — entgegnete die Königin, — man hat Euch betrogen. Als Gattin des Königs von Frankreich und Mutter des Dauphin, bin ich Französin, so gut wie Sie. Mein Vaterland werde ich nie wiedersehen. Glück oder Unglück kann mir nur in Frankreich zu Theil werden; wenn Ihr mich liebtet, würde ich glücklich sein.

So groß war die Macht ihrer edlen Natur, daß das Höllenweib anfing zu weinen, um Verzeihung bat und ausrief:

— Ach ich kannte Sie nicht, ich sehe es nun, Sie sind gar gut.

Santerre, der Gebieter der Vorstädte, ließ seine Schaaren möglichst schnell vorüberziehen; um acht Uhr Abends war das Schloß geräumt. Um sechs Uhr waren zwölf Abgeordnete der Versammlung erschienen, um während des Aufstandes dem Könige zur Seite zu sein.

Die Verwüstung im Schlosse war gräßlich. Alle Thüren der Zimmer waren zerschlagen. Die Königin machte die Abgeordneten darauf aufmerksam und machte bemerklich, wie schmählich es selbst für die Nation war,

dieses Asyl unter den Augen der Nationalversammlung geschändet zu sehen.

Während die Königin sprach, bemerkte sie die Rührung zweier Republikaner, Merlin und Thionville. Sie wandte sich zu dem Erstern mit den Worten:

— Sie weinen, Merlin, den König und seine Familie so grausam vom Volke, dessen Glück ihm immer am Herzen lag, behandelt zu sehen.

— Es ist wahr, Madame, — antwortete der Republikaner mit mehr Aufrichtigkeit als Höflichkeit, — ich beweine das Unglück einer schönen Frau, einer zärtlichen Mutter; doch für den König und die Königin habe ich keine Thränen; diese hasse ich, das ist meine einzige Empfindung, meine Religion!

Die Königin konnte solche Raserei nicht begreifen; doch erkannte sie die Gefahr, die eine so furchtbare Verirrung bringen mußte.

. . . . . .

Mit dem Herannahen des Jahrestages der Constitution waren neue Besorgnisse des Meuchelmordes natürlich. Antoinette bewog den König, einen Brustpanzer von vielfach übereinander gesteppten Seidenzeug unter der Kleidung zu tragen, um ihn wenigstens gegen Dolchstöße zu sichern.

Der König nahm Frau von Campan zur Seite und sagte ihr:

— Nur um meine Gemahlin zu beruhigen, habe

ich mich dieser Beschwerde unterzogen; durch Meuchelmord sterbe ich nicht; sie haben ihren Plan geändert; sie werden mich auf andre Weise um's Leben bringen.

Der Königin hatte Frau von Campan ohne ihr Vorwissen einen ähnlichen Panzer machen lassen, den sie als Corset tragen sollte; aber durch keine Vorstellung konnte sie bewogen werden dasselbe anzulegen.

— Wenn mich, — sagte sie, — die Aufrührer morden, ist es ein Glück für mich; sie befreien mich von einem kummervollen Dasein.

. . . . . .

Einen Beweis, daß die Frauen unveränderlich in ihrer Gunst, aber auch unversöhnlich im Haß sind, gab die Königin, indem sie ihr Vorurtheil gegen Lafayette nicht besiegen konnte. Dieser hatte sich, da man seinen redlich gemeinten Rathschlägen am Hofe kein Vertrauen schenken wollte, endlich für die Republik entschieden. Er hatte das Heer verlassen und war nach Paris zurückgekehrt, um durch seine Gegenwart und muthvolle Beredtsamkeit eine von zwanzig Tausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift zu unterstützen, welche den im Schlosse verübten Unfug zur Sprache bringen sollte. Lafayette war ein zu edler Charakter, um die Greuel der Anarchie zu billigen; noch immer wollte er den König und die Königin retten; aber bald erkannte er, daß er unter der Herrschaft der Ueberspannten seine

Popularität verloren hatte. Die Nationalversammlung mißbilligte seine Schritte; der König, für welchen er auftrat, zeigte keine Theilnahme. Auch von der Nationalgarde sah er sich bald verlassen und damit auf sich selbst beschränkt.

Gleich nach seiner Ankunft in Paris legte man der Königin einen Plan vor, nach welchem man mit Hülfe Lafayette's die königliche Familie retten wollte, indem man sie nach Rouen entführte. Die Königin aber antwortete:

— Lieber will ich erliegen, als meine Rettung einem Menschen verdanken und mit ihm in Unterhandlungen treten, der uns so viel Unglück zugefügt hat.

. . . . . .

Dringend war in einer Nacht gegen Ende des Juli die Besorgniß eines neuen Ueberfalles in den Tuilerien, womit die Bewohner der Vorstadt St. Antoine drohten.

Der König und die Prinzessin Elisabeth wurden geweckt. Die Königin, erschöpft durch die Anstrengung so vieler Leiden, sollte nicht geweckt werden. Der König lobte die Sorgfalt, die man angewendet hatte, ihren Schlaf nicht zu stören.

— War ich doch wach, — sprach er, — und wachten doch alle Schloßbewohner, darum hatte sie nichts zu befürchten. Wohl ihr, daß sie einige Ruhe genießen konnte; ihre Leiden verdoppeln die meinigen.

Die Königin erwachte erst neun Uhr Morgens aus einem tiefen, mehr betäubenden, als erquickenden Schlaf. Sie konnte sich nicht zufrieden geben, daß man sie nicht geweckt hatte.

Vergeblich wurde ihr bemerklich gemacht, daß es ja nur ein falscher Lärm gewesen sei und wie nöthig es sei, für die Aufrechthaltung ihrer sinkenden Kräfte Sorge zu tragen.

— O die sind nicht hinfällig, — entgegnete sie — das Unglück verleihet große Stärke. Ach! Elisabeth war beim König und ich schlief; ich, die an seiner Seite sterben will. Ich bin seine Gattin; ohne mich soll er sich nicht der mindesten Gefahr aussetzen.

. . . . . .

Neue Befreiungspläne kamen nun zur Sprache. Man stützte sich auf das Vorrücken der Preußen, auf die Siege des Emigrantenheers am Rhein; kurz auf Unternehmungen, die, wie die Geschichte lehrt, völlig mißlangen und selbst dazu beitrugen, den Untergang der unglücklichen Königsfamilie zu beschleunigen.

Die Königin äußerte sich bei dieser Gelegenheit über den Charakter des Königs, nachdem sie im Uebrigen seinen persönlichen Werth und die Zartheit seines Gefühls anerkannt hatte.

— Der König, — sprach sie, — ist durchaus nicht feigherzig; leidend hat er entschiedenen Muth; er fühlt

sich nur niedergedrückt durch eine falsche Scham, durch Mißtrauen gegen sich selbst, das in seinem Charakter, wie in seiner Erziehung liegt. Er scheut sich zu befehlen und fürchtet nichts mehr, als vor vielen Menschen zu reden. In unserer Lage würden wenig gutgesprochene Worte die Hülfsmittel unserer Partei verhundertfachen. Doch dazu ist er nicht zu bringen. Was können wir erwarten von jenen Adressen an das Volk, die man ihm rieth, anschlagen zu lassen? Nur neuen Schimpf! Ich für meine Person wollte wohl handeln und zu Pferde steigen, doch damit würde ich unsern Feinden nur neue Waffen in die Hände geben. Das Geschrei gegen die Oesterreicherin, gegen Weiberherrschaft würde ganz Frankreich erfüllen. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muß in einer Lage, wie die gegenwärtige, unthätig bleiben und sich zum Tode vorbereiten.

. . . . . .

Die nächste Umgebung der Königin war ihr vollkommen treu und bewies ihr in den schrecklichsten Scenen der Revolution eine rührende Ergebenheit bis zum Tode. Dagegen gab es unter der Dienerschaft der Vorzimmer rasende Jacobiner.

In den letzten Tagen vor den Ereignissen des 10ten Auguſt war die Lage der königlichen Familie wahrhaft entsetzlich geworden. Es war dahin gekommen, daß Marie Antoinette eine entscheidende Katastrophe ersehnte.

Sie sagte oft, daß selbst die strengste Gefangenschaft in einem Thurme am einsamen Meeresstrande ihnen weniger unerträglich sein würde, als jenes langsame Hinmartern durch die ohnmächtigen Anstrengungen ihrer Partei gegen eine stets wachsende Uebermacht. Mehr als einmal wünschte sie sich den Tod, um nur solchen langsamen Qualen einer steten Angst und der täglich sich erneuernden Schrecken zu entgehen.

Der schrecklichste Tag dieser Periode war aber der 10te August.

Bekannt geworden waren die Bündnisse gegen Frankreich, die kriegerischen Bewegungen an den Grenzen des Reichs, an deren Spitze sich französische Prinzen befanden. Diese Kriege gegen Feinde von allen Seiten brachten das Volk zur Raserei. Die Bergpartei der Jacobiner siegte in den Klubbs und beherrschte die Nationalversammlung am 10ten August. Ein Angriff der Jacobiner und Pétion entschied den Sieg der Demokraten.

Schon am Morgen des 10ten August ertönten von allen Thürmen der ungeheuern Hauptstadt die Sturmglocken; die königliche Familie von Allem, was bevorstand, unterrichtet, setzte noch eine schwache Hoffnung auf die Vertheidigungsmaßregeln, welche Mandat, der Befehlshaber der Nationalgarde ergriffen hatte. Er hatte sich auf's Stadthaus begeben; doch schon um vier Uhr

Morgens ging auch diese Stütze verloren. Eine wilde Rotte trug seinen blutigen Kopf auf einer Pike in den Straßen umher.

Eine Art von Parade wurde nun angeordnet, um sich der Treue der Nationalgarde zu versichern. Der König, die Königin, ihre Kinder und die Schwester des Erstern, Madame Elisabeth, gingen vom Schlosse herab durch die Reihen der Nationalgarde. Von mehreren Seiten her erscholl der Ruf:

— Es lebe der König!

Von andern Seiten her drängten sich aber Kanoniere durch die Reihen, indem sie schändlich beleidigende Reden führten; doch wurden sie von der Nationalgarde zurückgeworfen. Ludwig XVI. war todtenbleich. Noch jetzt konnte er einen entscheidenden Schritt thun, wenn er mit dem Muthe, der auf Franzosen nie seinen Eindruck verfehlt, sich an die Spitze der Nationalgarden gestellt und die Bürgerschaft zu seiner Vertheidigung aufgerufen hätte. So aber hatte diese Art von Heerschau mehr geschadet als genützt.

Die unglückliche Königsfamilie kehrte in das Schloß zurück unter dem Hohngeschrei des Pöbels. Man ließ den französischen Adel, so viel sich jetzt noch zur Vertheidigung seines Königs, an den Hof gewagt hatten, in den Billardsaal eintreten. An diese schloß sich die Hofdienerschaft an.

Zwei hundert Personen stellten sich dort im Billardzimmer auf; die übrigen in zwei Reihen in den vorhergehenden Zimmern.

Die Jämmerlichkeit dieses Hof-Gesindels verrieth sich schon durch die Wichtigkeit, welche sie auf den Umstand legten, daß sich auch viele Nichtadlige hier eingeschlichen hätten. Ebenso lächerlich würde man sagen, wäre es nicht zu betrübend gewesen, war die Bewaffnung à la Don Quixote, womit diese Helden sich das Ansehen geben wollten, das Königthum zu retten.

Hier z. B. theilten sich ein Page und ein königlicher Stallmeister in eine eiserne Ofenzange, von welcher jeder derselben die Hälfte wie ein Gewehr auf die Schulter nahm. Dort stieß ein Page die Mündung einer verrosteten Pistole seinem Vordermann in den Rücken, der ihn höflichst ersuchte, seinem Gewehr eine andre Richtung zu geben. Ein Degen, ein Paar Pistolen waren die einzigen Waffen, womit die Kühnsten sich gerüstet hatten.

Und das war die letzte Schutzwehr dieses einst so glänzenden Königthums, dem unten auf den Straßen von Paris, besonders zunächst der Tuilerien, hunderttausend wüthende Demokraten, die rohen Bewohner der Vorstädte mit Piken und Säbeln bewaffnet entschlossen waren ein Ende zu machen.

Dort sah man die blutdürstigen Marseiller, diese

heißblütigen braunen Söhne des Südens, die längst schon verlernt hatten, was Menschlichkeit heißt und jetzt schon Kanonen gegen das alte Schloß der Tuilerien gerichtet hatten, um es gleich der Bastille in Trümmern zu schießen!

Unter so drohenden Anzeichen verbrachte die königliche Familie in steter Todesangst, aber gefaßt und resignirt, die qualvollen Stunden bis acht Uhr Morgens. Da erschien in dem Schlosse ein Departementalausschuß, an dessen Spitze sich der General Röderer befand.

Dieser bot Alles auf, die königliche Familie zu bewegen, sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Antoinette widersetzte sich lebhaft; doch der General machte sie verantwortlich für die Ermordung ihres Gatten und ihrer Kinder und aller Schloßbewohner und schilderte mit den stärksten Farben den rohen Blutdurst eines entmenschten Pöbelhaufens.

So gab denn die Königin nach und der General bot nun alle Geistesgegenwart auf, um die königliche Familie ungefährdet in der durch die Nationalgarde gebildeten Gasse nach der Versammlung zu bringen.

Bei aller Vorsicht war doch das Gedränge so fürchterlich, daß der Königin auf diesem kurzen Gange die Börse und die Uhr gestohlen wurde.

Einen fürchterlichen Schreck hatte sie, als ein Mensch von riesiger Größe und scheußlicher Gestalt, den man

stets an der Spitze aller Volksaufstände gesehen hatte, plötzlich herbeisprang, den kleinen Dauphin auf seinen Arm nahm und mit dieser kostbaren Bürde in die dichteste Volksmenge sich hineinstürzte.

Die Königin schrie auf vor Schreck und war einer Ohnmacht nahe. — Fürchten sie nichts, — rief er ihr zu, — ich werde dem Kinde nichts thun. Damit trug er den Dauphin durch das Menschengewühl bis zum Eingange des Saals.

Indeß wußten die wüthenden Volkshaufen, welche das Schloß von der Hofseite stürmten, nichts davon, daß sich die königliche Familie von der andern Seite in die Nationalversammlung geflüchtet hatte.

Hätte man dafür gesorgt, daß dieser Umstand erkannt wurde, so würde der Angriff auf die Tuilerien sicher unterblieben sein und man hätte sich Greueiscenen erspart, welche das Gefühl zu sehr empören, um hier wieder erzählt zu werden.

Zerstörung und Blutströme bezeichneten jeden Schritt dieser schrecklichen Freiheitsapostel. Wie mancher treuer Diener des Königs, der bei zweckmäßiger Anordnung leicht hätte beitragen können eine andere Wendung der Ereignisse herbei zu führen, mußte hier nutzlos als Opfer fallen für einen König, der sich ohne Thatkraft und Widerstand seine Krone rauben ließ.

Sechzehn Stunden dauerte nun diese entscheidende

Sitzung des Nationalconvents, welche dem Könige die Krone und den letzten Schatten von Freiheit raubte. Während dieser Zeit mußte Marie Antoinette, in der vergitterten Loge eines Schnellschreibers, Zeugin der empörendsten Aeußerungen sein.

Seine Verhaftung und die seiner Familie, nebst Abführung derselben in das Kloster der Feuillans erfolgte durch einen Beschluß der Versammlung, in deren Schutz sich der König so vertrauungsvoll begeben hatte.

. . . . . .

Dort traf Frau von Campan, die unter vielen Gefahren aus dem Schlosse entkommen war, die unglückliche Familie in vier enge Zellen eingeschlossen.

Der König befand sich im zweiten Zimmer, die Königin im dritten, in elenden Betten, in einer unbeschreiblich jammervollen Lage. Nur eine Klosterfrau, die in Abwesenheit anderer weiblicher Bedienung ihm aufwartete, befand sich im Zimmer.

Als Frau von Campan und ihre Schwester eintraten, streckte Antoinette ihnen die Arme entgegen und rief ihnen zu im Tone unaussprechlicher Wehmuth:

— Kommt her, Ihr unglücklichen Frauen, zu einer noch Unglücklicheren als Ihr seid; denn sie ist die Ursache Eurer Leiden! Wir sind verloren; wir erliegen dieser schrecklichen Revolution; Viele werden nach uns noch geopfert werden. Alle haben zu unserer Vernichtung

beigetragen: Neuerer, Thoren, Ehrsüchtige, die nur ihr eigenes Glück im Auge hatten und Andere; denn selbst die rasendsten Jacobiner trachten nach Geld und Ehrenstellen und der große Haufen hofft auf Plünderung. Unter der verworfenen Horde ist auch nicht ein wahrer Patriot; die Ausgewanderten haben ihre Ränke und Pläne; die auswärtigen Mächte wollen aus Frankreichs innerem Zwiespalt Vortheile ziehen; und so hat Jeder seinen Theil an unserm Unglück.

Dann beklagte Marie Antoinette das Unglück ihrer eben eintretenden zarten hülflosen Kinder, die selbst im Unglück noch so liebenswürdig waren, ging dann über auf die Gebliebenen bei der Vertheidigung der Tuilerien und sprach von andern Unglücksfällen des gestrigen Tages. Auch beklagte sie, doch auf schonende Weise, die Lebensweise des Königs während seines Aufenthalts in den Tuilerien, der nie unter keinen Umständen von seinen Gewohnheiten wich; über sein unerschütterliches Phlegma, seinen hartnäckigen Glauben an das Wohlwollen des Volks und seine unüberwindliche Abneigung gegen jede entscheidende Maßregel.

— Wahrlich, — rief sie, — wer unter den Schrecknissen der Revolution ihn mit demselben Appetit, mit derselben Umständlichkeit und Eßlust speisen sah, wer unter blutigen Kämpfen, die seinen Thron zertrümmerten, sah, wie er ein Thürschloß reparirte, oder zu derselben

Stunde wie seit zwanzig Jahren mit der Prinzessin Elisabeth sein stilles Tarok spielen sah, der mußte, wie wir, in seinen nächsten Umgebungen sein edles Herz, seine fromme Resignation und seine Charakterstärke im Ertragen der schwersten Leiden erkennen, um die Ueberzeugung zu hegen: er war zu schwach als König für stürmische Zeiten, aber der trefflichste edelste Mensch, der jemals ein Opfer der Ungerechtigkeit wurde.

. . . . . .

Die Feder entsinkt uns, das Auge erfüllt sich mit Thränen, das Herz mit Wehmuth, wenn wir im Geist der Geschichte dieser unglücklichen Königin weiter folgen in den schrecklichen Kerker des Tempels, wo es keinen Engel für diese vom Geschicke so hart verfolgte Königsfamilie gab, als den Engel einer Wahrheit himmlischer Geduld, den Engel der frommen Ergebung in Gott und den der Versöhnung, womit alle diese Unglücklichen ihren Feinden verziehen.

Unter den rohsten Umgebungen und der empörendsten Frechheit ihrer Peiniger verließ sie keinen Augenblick die persönliche Würde und die Seelengröße, womit sie die ungerechteste Anklage und Verurtheilung und den schrecklichsten Tod ertrugen.

Ludwig XVI. wurde am 21sten Januar 1793 im Angesicht seines Palastes enthauptet. Das immer noch schöne Haupt der edelsten Königin, Marie Antoinette,

fiel am 16ten October 1793 unter der schrecklichen Guillotine.

Ihr folgte Orleans-Egalité, derselbe Herzog von Orleans, der ein verruchtes Leben und unermeßliche Reichthümer verwendet hatte, um eine Krone zu rauben, unter deren Trümmern er selbst erschlagen wurde.

Hatte dort, bei dem Untergange des edelsten Königspaars, das tragische Geschick seine furchtbare Größe erreicht, hatte gleichsam die Weltgeschichte als das Weltgericht, den Schuldlosesten aller Könige für die Fehler seiner Vorfahren gestraft, hatte das Verhängniß einen Thron vernichtet, auf dem man die Fortschritte des Menschengeistes nie begriff, war also der Tod Ludwigs XVI. und von Marie Antoinette gleichsam als ein Sühnopfer für die höhere Entwickelung der Menschheit gefordert, so fiel Orleans-Egalité als ein Opfer der ewigen Gerechtigkeit, als Verbrecher, Hochverräther und Königsmörder, unter dem Fallbeil der Guillotine, das damals freilich auch das edelste und unschuldigste Blut in Strömen vergoß.

Auch die fromme Elisabeth, die in ihrem mildherzigen Wandel fast heilige Schwester Ludwigs XVI. erlag demselben erbarmungslosen Geschick.

Der zarte Dauphin verhauchte sein verkümmertes Dasein unter den Händen eines rohen Pflegers. Nur dessen Schwester entging diesem Geschick; sie wurde ge-

gen einige gefangene Revolutionsmänner von Oesterreich ausgelöset und mußte als Herzogin von Angoulême im Jahre 1815 die Restitution der Bourbons und 1830 die zweite und letzte Verbannung derselben vom Thron erleben.

Dieser Abschnitt aus dem Leben der unglücklichsten Königin, so wie die ganze schaurige Geschichte der französischen Revolution giebt an gekrönte Häupter und deren Freunde große gewaltige Lehren, die mit dem Griffel der Geschichte unauslöschlich auf Tafeln von Erz geschrieben sind.

Es ist die Lehre: begreift Eure Zeit und geht den Forderungen des stets fortschreitenden Menschengeistes als weise Führer voran. Es lehrt diese Geschichte: wer es versucht, den großen von einem mächtigen Weltgeist geleiteten Entwickelungsprozeß der Menschheit zu hemmen, der geht darin unter.

Der kleine Roman, welchen die Liebe des schwedischen Grafen von Fersen zu der zarten anmuthigen Nichte der Gräfin von Adhemar, in diese ernste historische Tragödie nur leise hineingehaucht hatte, entging ebenso wenig dem tragischen Geschick der Hauptpersonen dieses Drama, an welche es sich einmal angeschmiegt hatte.

Graf Axel von Fersen war unter der Herrschaft des Directoriums wieder nach Paris zurückgekehrt, wohin ihn immer noch sein treues Herz zog. Die Gräfin Adhemar und Cerise hatten aus den Stürmen der Revolution wenigstens das arme nackte Leben gerettet. Der edle Schwede war redlich und treuliebend genug, um sein Wort zu lösen. Cerise wurde mit wehmüthigen Erinnerungen seine glückliche Gattin.

Während des Consulats erschien sie als stille strahlende Schönheit in den diplomatischen Kreisen, geliebt und bewundert im Zirkel der Madame Bonaparte.

Aber das unglückliche Verhängniß wollte, daß Graf Fersen mit seiner schönen Gemahlin nach Stockholm zurückkehrte. Dort wurde sein unruhiger Geist in Intriguen verwickelt, die schreckliche Folgen hatten. Der plötzliche Tod des Kronprinzen wurde einer Vergiftung schuld gegeben. Ein dunkles Gerücht nannte den Grafen Axel von Fersen als Mitschuldigen und als er vertrauend auf das Bewußtsein der Unschuld sich auf der Straße blicken ließ, wurde er vom wilden Pöbel angegriffen und am hellen Tage in den Straßen von Stockholm gräßlich ermordet, während zahlreiche Garden und die ganze Garnison der Hauptstadt parabirten.

Die Blutschuld jener dunklen Intrigue ist noch nicht enthüllt.

Die junge Gräfin Fersen überlebte nicht lange den schrecklichen Tod ihres geliebten Gatten.

Viele Andre, die in den Geschichten jener unglücklichen Königin eine Rolle spielten, fielen unter dem Beil der Guillotine.

Diese schmerzlich vereinsamte Gräfin Adhemar lebte nur noch in ihren Erinnerungen, sie schrieb ihre Memoiren, die auch hier nebst vielen andern Denkwürdigkeiten aus jener schrecklichen Zeit mit kritischer Auswahl benutzt sind, um die interessantesten Lebensmomente jener unglücklichen Königin geschichtlich treu zusammen zu stellen.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.